XLVII 2017

Troisdorfer Jahreshefte

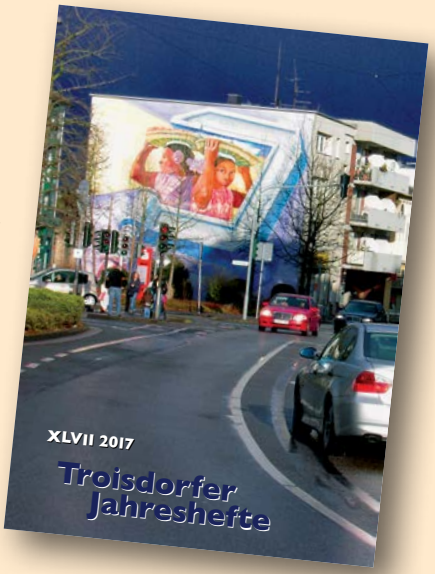
Troisdorfer Jahreshefte

Herausgegeben vom

Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V.

Jahrgang XLVII 2017

Impressum



Herausgeber: Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V.

Die Troisdorfer Jahreshefte erscheinen seit 1971 jährlich im Herbst.
Seit 2005 werden sie vom Heimat- und Geschichtsverein herausgegeben.

© Heimat- und Geschichtsverein Troisdorf e.V. 2017

Sie finden uns im Internet unter **geschichtsverein-troisdorf.de**

Für den Inhalt, die Wahrhaftigkeit der Quellenangaben
und das Veröffentlichungsrecht der Abbildungen
zeichnen die Autoren der jeweiligen Beiträge verantwortlich.
Der Inhalt der abgedruckten Artikel gibt nicht unbedingt die Ansichten und Auffassungen
des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorfs bzw. dessen Schriftleitung wieder.

Titelbild: Spuren der Landeskulturtage 1992 an der Frankfurter Straße in Troisdorf. Wandgemälde von Cecilia Herrero und Klaus Klinger zum Thema „500 Jahre Eroberung Lateinamerikas“ mit dem Titel „Amistad 500 – 500 Jahre Freundschaft?“ Das Bild bedarf dringend einer Auffrischung! Lesen Sie hierzu den Beitrag von Peter Haas ab Seite 92!
Foto: Thomas Ley

Rückseite: Impressionen aus Kriegsdorf, Fotos: Thomas Ley

Illustrationen zu den Verzällchen: Francesca Mailandt

Redaktionsteam: Yvonne Andres-Péruche
Peter Haas
Helmut Joest
Thomas Ley (Leitung)

Layout und Satz: Axel Heckner, Troisdorf-Sieglar
Druck und Gesamtherstellung: Druckerei Engelhardt GmbH, 53819 Neunkirchen

Für die freundliche Unterstützung dankt der Herausgeber folgenden Sponsoren:

STADT TROISDORF
Eine Familien-Angelegenheit

natürlich STADTWERKE TROISDORF

VR Bank Rhein-Sieg eG
Nähe ist uns wichtig.

4 Ingo Zöllich
Reformation im Troisdorfer Raum

19 Hermann W. Müller †
Einfältiges Bedenken
Die Kölnische Reformation
1543 – 1547

17 Yvonne Andres-Péruche
Die Rheinische Lösung:
Katholisch-lutherisch-
reformiert-katholisch
Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts beherrschte religiöser Pragmatismus die ländlichen Gemeinden in und um Troisdorf

26 Peter Haas
Norbert Quadt und
die Wurzelkrippe an St. Hippolytus

36 Jörg Hemptenmacher
Der „Rhabarberschlitten“
und die ehemalige
„Kleinbahn Siegburg-Zündorf“

40 Wilhelm Müller
Ein Eisenbahnerleben in Oberlar

42 Peter Haas
Die Kaiserlinde bei Hertie

45 Hans Günther Rottland
Außer Spesen nichts gewesen
Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal –
Nur ein Traum

55 Karl Dahm
Aus dem Patent wurde das Produkt
Vor 60 Jahren wurde die Troisdorfer Bau- und Kunststoff Gesellschaft – Bauku – in Troisdorf-Oberlar gegründet

66 Hanns G. Noppeney
Generaldirektor Dr. Paul Müller –
ein Mann zum Verschweigen?!

77 Heribert Müller
Wider das Vergessen

80 Adele Müller
Verzällche

82 Peter Haas
Otto Müsch,
Troisdorfs Verteidiger Nr. 1

87 Norbert Berndtsen
100 Jahre
Werk-Chor HT Troisdorf e.V. –
Ein Chor mit großer Geschichte

92 Peter Haas
Landeskulturtage – Kultur vor Ort

97 Karin Hauber
Bauernhochzeit in Troisdorf
Bläck Fööss, Bier und Budenzauber

101 Hans Luhmer
In Memoriam Paul Henseler

102 Peter Haas
Nachruf auf Hermann Müller

103 Hans Luhmer
In Memoriam
Studiendirektor i. R.
Joachim Schmidt

Ingo Zöllich

Reformation im Troisdorfer Raum

Helmut Schulte hat „die Reformation im Troisdorfer Raum" schon im dritten Troisdorfer Jahresheft 1973 nach umfangreicher Recherche ausführlich dargestellt. Seine Forschungsergebnisse werden hier etwas verständlicher aufgearbeitet und in die Geschichte des Herzogtums Berg, zu dem die Troisdorfer Orte damals gehörten, und die allgemeine Konfessionsgeschichte der Zeit eingeordnet.[1] *Soweit nicht eigens angegeben, sind die Zitate dieses Artikels im Aufsatz von Helmut Schule nachgewiesen.*

Die Anfänge der Reformation im Troisdorfer Raum

„Ist willich, sich nach [seiner] kei[serlichen] Ma[jestä]t Interim zu halten", heißt es in einer Akte aus dem Jahr 1550 über den Troisdorfer Pfarrer Johannes Irlermann. Diese Notiz ist der älteste Beleg dafür, dass die seit 1517 von Wittenberg und Zürich ausgehende reformatorische Bewegung auch Einfluss auf das kirchliche Leben im Troisdorfer Raum hatte. Und sie zeigt eine Besonderheit unseres Gebiets gegenüber anderen Teilen Deutschlands. Die meisten Fürsten und freien Reichsstädte hatten nämlich für die Kirche auf ihrem Territorium klar entschieden, ob sie „altgläubig" (also römisch-katholisch) bleiben oder sich auf „lutherische" oder „reformierte" („calvinistische") Weise reformieren sollte. Die Herzöge von Berg, zu deren Gebiet die Gegend um Troisdorf damals gehörte, verfolgten jedoch einen vermittelnden Weg und tolerierten alle drei Konfessionen. 1547/48 hatte der Kaiser den reformatorischen Ländern im Reich nun ein „Interim" aufgezwungen, demzufolge die Kirche auf ihrem Territorium vorläufig wieder weitgehend dem römisch-katholischen Ritus folgen sollte; bloß bereits geschlossene Priesterehen blieben gültig, und beim Abendmahl durfte nicht nur das Brot, sondern auch der Wein ausgegeben werden. In Gebieten, die katholisch geblieben waren, sollte es hingegen vollständig beim katholischen Ritus bleiben. Wilhelm V., Herzog von Jülich, Kleve und Berg, ließ das Interim in seinen Gebieten einführen, obwohl er offiziell katholisch geblieben war. Pfarrer Irlermann folgte nun also seinem Herzog und wollte das Interim auch in Troisdorf einführen. Vielleicht spielte dabei auch das „Einfältige Bedenken" des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied eine Rolle, mit dem der kirchliche Vorgesetzte Irlermanns, der Bonner Propst Friedrich von Wied, 1543 u. a. den Laienkelch erlaubt hatte.[2] In der Akte heißt es dann weiter, dass man Irlermann eine dem Interim entsprechende Gottesdienstordnung besorgen sollte.

Quelle: wikipedia.de

Wilhelm V., der Reiche, Herzog von Jülich-Kleve-Berg. Stich von Heinrich Aldegrever

1 Dieser Artikel erschien erstmals im Januar 2017 im Gemeindebrief „Kompass" der Evangelischen Kirchengemeinde Troisdorf und im Februar 2017 im Gemeindebrief „Kontakt" der Evangelischen Friedenskirchengemeinde Troisdorf. Für das Troisdorfer Jahresheft wurde er erweitert und an wenigen Stellen korrigiert.

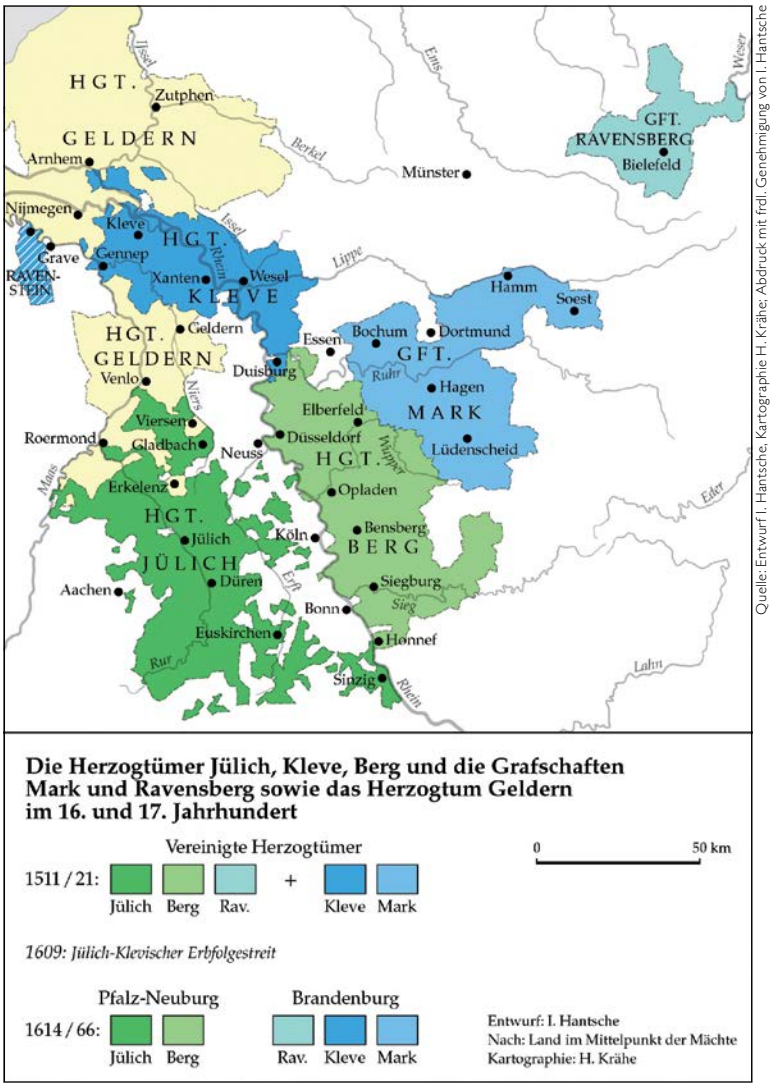
2 Vgl. dazu den Artikel von Hermann W. Müller in diesem Heft. Die Kölnische Reformation durch das „Einfältige Bedenken" war 1550 allerdings schon gescheitert und eine Reformation von der kirchlichen Obrigkeit im Bistum nicht mehr gewollt.

Ob das geschehen ist, ob Irlermann das Interim eingeführt hat und ob die Troisdorfer Gemeinde also schon kurz nach 1550 Abendmahl mit Brot und Wein gefeiert hat – darüber liegen uns leider keine Quellen vor.

Katholisch, lutherisch oder reformiert

Ab den 1570er Jahren sind dann reformatorische Gemeinden auf dem Gebiet der heutigen Stadt Troisdorf sicher nachgewiesen. Die reformatorischen Gemeinden unterschieden sich von den „altgläubig"-katholischen im Wesentlichen dadurch, dass die Gottesdienste auf Deutsch gehalten wurden, im Abendmahl alle Gläubigen neben dem Brot auch den Wein empfangen konnten und die Pfarrer verheiratet waren. Allerdings sind die Unterschiede zwischen katholischen und lutherischen Gemeinden in der Anfangszeit fließend, denn auch katholisch gebliebene Pfarrer sprachen zuweilen auf Druck ihrer Gemeinde Teile der Liturgie auf Deutsch oder reichten den Gemeindemitgliedern den Kelch. Je mehr die katholische Kirchenobrigkeit dies in der Folge des Konzils von Trient (1545 – 1563) verbot und die „tridentinische Messe" durchsetzte, desto stärker entwickelten sich katholische und lutherische Gemeinden auseinander. Reformierte Gemeinden lassen sich schon früh daran erkennen, dass Messgewänder, Abendmahlsgeräte u. Ä. nicht mehr gebraucht wurden und der Gottesdienst stattdessen als Messe in einer stärker auf die Predigt konzentrierten Form gefeiert wurde. Anstelle von Hostien verwendeten die Reformierten damals im Abendmahl grundsätzlich „richtiges" Brot.

In der Regel gab es in unserem Bereich in einem Ort nur eine Gemeinde, d. h. die Pfarrgemeinde war entweder katholisch oder lutherisch oder reformiert und feierte Gottesdienst nach ihrem Ritus in der Pfarrkirche. Andersgläubige mussten für Gottesdienste ihrer Konfession in Nachbarorte ausweichen. Einzig im Ort Troisdorf gab es für kurze Zeit eine reformierte Hausgemeinde neben der katholischen bzw. lutherischen Pfarrgemeinde. Die Reformationsgeschichte verlief in den alten Orten im Troisdorfer Raum (Altenrath, Troisdorf, Sieglar, Bergheim und auf den Herrenhäusern Rott, Broich und Spich) unterschiedlich, auch wenn es Überschneidungen gibt.

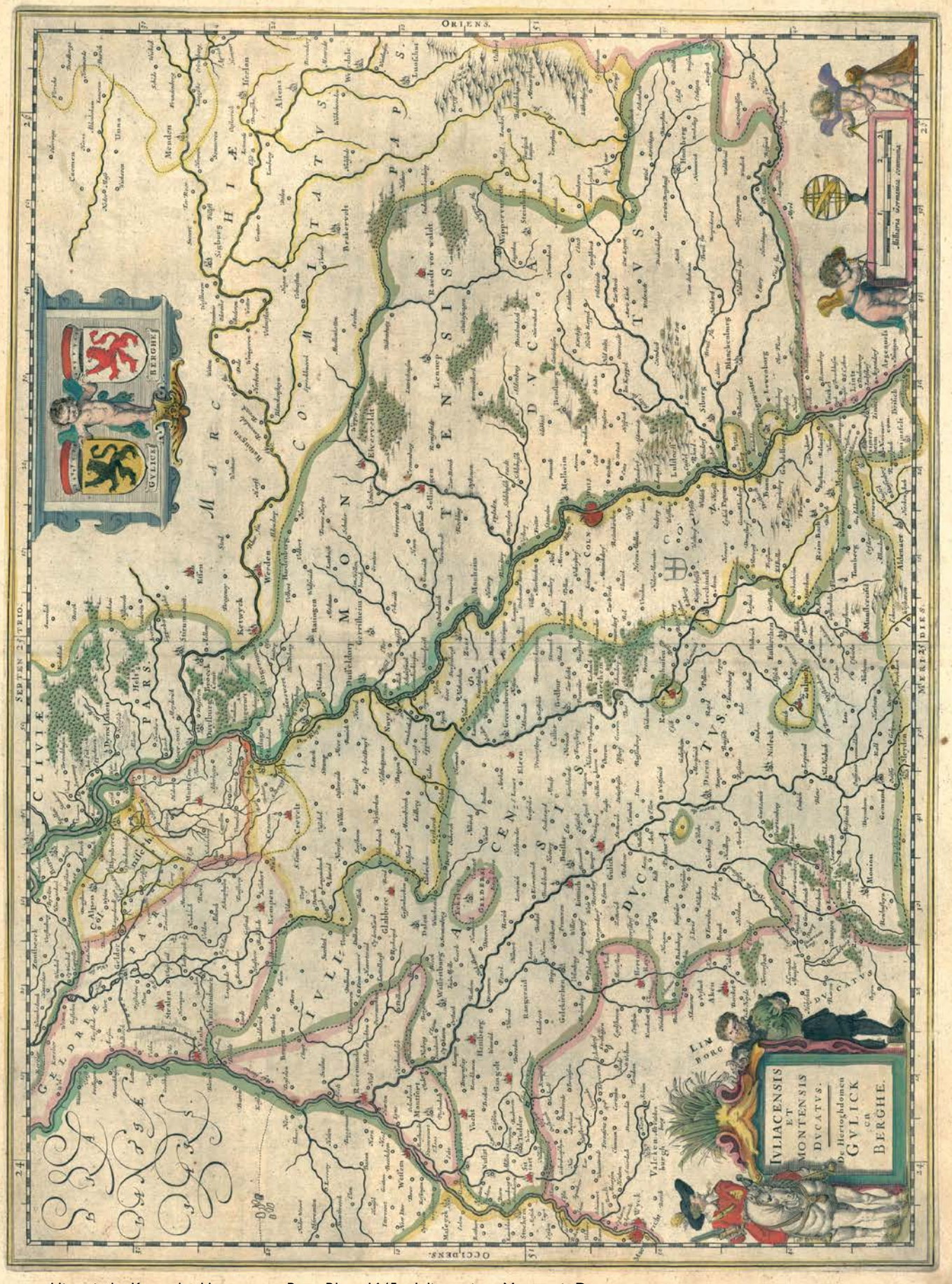


Quelle: Entwurf I. Hantsche, Kartographie H. Krähe; Abdruck mit frdl. Genehmigung von I. Hantsche

Karte der vereinigten Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg

Landesgeschichte und Kirchengeschichte

In allen Orten gab es nach 1609 Veränderungen. In dem Jahr starb Herzog Johann Wilhelm, Sohn Wilhelms V, kinderlos. Die Herrschaft wurde nun offiziell von Graf Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg und von Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg gemeinsam ausgeübt. Beide sagten zu, weiterhin alle drei Konfessionen im Land dulden zu wollen. Beide waren zunächst Lutheraner, wechselten aber 1613/14 die Religion: Johann Sigismund wurde reformiert, Wolfgang Wilhelm katholisch. Faktisch teilten



Historische Karte des Herzogtums Berg. Blaeu 1645 – Iuliacensis et Montensis Ducatus

Quelle: wikipedia.de

Quelle: wikipedia.de

Wolfgang Wilhelm, Graf von Pfalz-Neuburg, Herzog von Berg. Gemälde von Johannes Spilberg

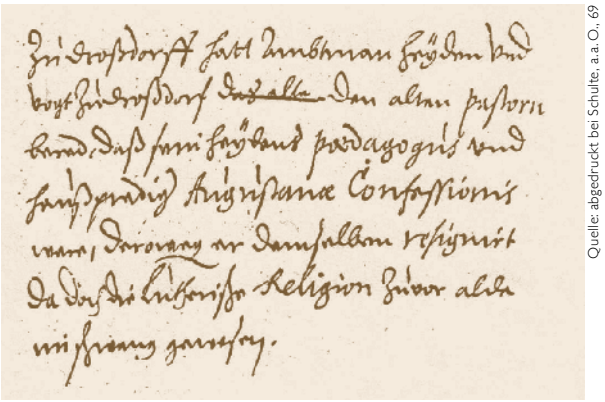
sie die Herzogtümer untereinander auf: Kleve (mit den Grafschaften Mark und Ravensberg) wurde brandenburgisch, Jülich und Berg gingen an Pfalz-Neuburg, wobei in den Regierungen jeweils auch Räte der anderen Seite saßen. Für den Troisdorfer Raum als Teil des Herzogtums Berg bedeutete das: Offiziell waren alle drei Konfessionen zugelassen, was vor allem die Reformierten zu neuen Gemeindegründungen (Troisdorf, Bergheim, Sieglar, Spich) nutzten. Herzog Wolfgang Wilhelm war aber katholisch und versuchte, die lutherischen und reformierten Gemeinden zu verdrängen. Die brandenburgischen Räte in der bergischen Regierung fungierten als eine Art Schutzmacht für die reformatorischen Gemeinden. Wie wir schon bei der Reformationsgeschichte von Altenrath sehen werden, konnte es dabei zu heftigen Auseinandersetzungen kommen.

Altenrath

1572 musste Pfarrer Wessel von Solingen seine Pfarrstelle in Menden verlassen, weil er dort „Neuerungen" einführen wollte. Er ging nach Altenrath und begann dort, Gottesdienst nach lutherischer Ordnung zu feiern. Auf ihn folgte 1577 Gerhard Emmerich, der 36 Jahre lang als lutherischer Pfarrer in Altenrath wirkte. Altenrath gehörte innerhalb des Herzogtums Berg zum Amt Porz, dem mit Georg von Heiden ein Reformierter als Amtmann vorstand. Als Pfarrer Emmerich 1613 starb, behauptete von Heiden, er habe das Recht, einen neuen Pfarrer vorzuschlagen, und ließ durch seinen Rittmeister den reformierten Prediger Stephanus in die Pfarrstelle einführen. Der Inspektor (wir sagen heute: Superintendent) der lutherischen Gemeinden im Amt Porz beauftragte jedoch den Volberger Pfarrer, die Vakanzvertretung zu übernehmen, zumal die Gemeinde weiterhin lutherischen Gottesdienst wünschte. Das Luthertum habe doch seit „30 und 40 Jahren" hier „florirt" und sei „in öffentlichem shwang gewesen"! Eines Sonntags hinderte dann der Rittmeister den Volberger Pfarrer, in der Kirche zu predigen. Daraufhin forderten beide Seiten in Düsseldorf – dem Sitz der bergischen Regierung – bewaffnete Hilfe an, so dass sich schließlich 12 brandenburgische Reiter auf Seiten des Rittmeisters und 14 pfalzgräfliche Reiter auf Seiten der Gemeinde gegenüberstanden. Ein pfalzgräflicher Diener wurde bei der Auseinandersetzung erschossen. Die Pfarrstelle wurde aber dann entweder mit einem Katholiken oder mit einem Lutheraner besetzt. Wahrscheinlicher ist, dass zunächst ein lutherischer Pfarrer die Pfarrstelle übernahm, denn in den Quellen aus 1613 ist nirgendwo von einer katholischen Partei die Rede. Für 1622 heißt es dann, Pfarrer Arnold Morenhofen habe „den gottesdienst zu aldenraht auff romisch catholisch Wider angefangen".

Troisdorf

In Troisdorf konvertierte 1573 Pfarrer Wilhelm von Merode, der Nachfolger des eingangs genannten Johannes Irlermann, zum Luthertum. Von Merode musste den Ort allerdings noch im selben Jahr verlassen, weil der Siegburger Abt seinen antireformatorischen Einfluss geltend machte. Ab 1597 wirkte dann Leonard Wolter als Pfarrer in Troisdorf. Er blieb zunächst katholisch, hegte aber offensichtlich Sympathien gegenüber dem Luthertum. Das wollte Amtmann Georg von Heiden, der sich schon in Altenrath in die Kirchengeschicke eingemischt hatte, 1614 nutzen, um einen reformierten Prediger in die Pfarrstelle zu setzen. Spätestens seit 1611 gab es nämlich in Troisdorf neben der Pfarrgemeinde eine reformierte Hausgemeinde. Prediger war Gerhard Lontzius. Von Heiden gab nun Lontzius als lutherisch aus und präsentierte ihn dem alternden Pfarrer Wolter als Nachfolger. In einem



Quelle: abgedruckt bei Schulte, a.a.O., 69

Handschrift – Bericht über das Verhalten der Reformierten zu Troisdorf

Auszug aus der vorgenannten Karte

zeitgenössischen Bericht heißt es: „Zu Droßdorff hatt Amtmann heyden Vnd Vogt Zu Droßdorf den alten pastor bered, daß sein heydens paedagogus vnd haußprediger Augustanae Confessionis [also lutherisch] were, derwowegen er demselben resignirt [d. h. für ihn abtreten möge] da doch die Lutherishe Religion Zuvor alda im shweng gewesen." Für kurze Zeit hielt Lontzius dann wohl tatsächlich reformierten Gottesdienst in der Troisdorfer Pfarrkirche, denn 1615 musste Wolter Paramente und kultische Geräte neu beschaffen, die die Reformierten für ihren Gottesdienst nicht gebraucht hatten. Leonard Wolter konvertierte 1615 noch selbst zum Luthertum und führte den lutherischen Gottesdienst in der Pfarrkirche ein, ehe er 1616 starb. Sein Nachfolger war wieder ein Katholik. Die reformierte Synode des Herzogtums Berg machte Prediger Lontzius nach diesem Vorfall schwere Vorwürfe. Es sollte „ein scharf Schreiben im Nahmen des Synodi" abgehen, weil er mit seinem vorgetäuschten Luthertum das reformierte Predigtamt in Verruf gebracht habe. Lontzius scheint Troisdorf dann verlassen zu haben. Jedenfalls wechselte 1616 der reformierte Prediger Georgius Wilkius von Monheim nach Troisdorf, weil ihn die Monheimer Gemeinde nicht mehr versorgen konnte. In Troisdorf wurde er noch im selben Jahr von spanischen Soldaten misshandelt. Die Spanier waren wegen des Unabhängigkeitskrieges der Niederlande (1568 – 1648) im Rheinland und unterstützten nun bei gelegentlichen Auseinandersetzungen der „gemeinsam" regierenden Herzöge in Jülich-Kleve-Berg den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm. Mit militärischem Druck beförderten sie auch seinen Kampf gegen die reformatorischen Gemeinden. In Troisdorf hatten sie Erfolg. Von den Spaniern überfallen, floh Wilkius nach Lülsdorf. Damit enden die Nachrichten über die reformierte Gemeinde Troisdorf.

Sieglar

Der genannte Troisdorfer Pfarrer Leonard Wolter war auch für Sieglar zuständig. Als er 1615 zum Luthertum konvertierte, wurde also auch in der Sieglarer Pfarrkirche lutherischer Gottesdienst eingeführt. Auf Wolter folgte, wie in Troisdorf, 1616 ein Katholik in der Pfarrstelle, doch übernahmen 1617 die Reformierten die Sieglarer Kirche. Ihr Pfarrer Michael Deisman wurde bald darauf sogar Inspektor der reformierten Classis Mülheim, also des Kirchenkreises Mülheim am Rhein, heute Köln-Mülheim. Deisman war damit der erste aus dem Gebiet des heutigen Troisdorf kommende Superintendent. 1622 bekam Sieglar wieder einen katholischen Pfarrer. Die reformierte Gemeinde hörte auf zu existieren.

Bergheim

Eine reformierte Gemeinde ist in Bergheim ab 1616 nachweisbar. 1617 wurde Petrus Vasarius Pfarrer in Bergheim. Er war zuvor an anderem Ort als katholischer Priester tätig gewesen, führte aber nun in der Bergheimer Kirche reformierten Gottesdienst ein. Zeitweilig wirkte er auch in Sieglar, um den vielbeschäftigten Inspektor Deisman zu vertreten. 1622 wurde wieder ein Katholik Pfarrer in Bergheim. Die reformierte Gemeinde gab es nicht mehr. Vasarius selbst konvertierte später zum Katholizismus zurück. Er scheint sich ohnehin in seiner Gottesdienstpraxis zwischen den Konfessionen bewegt zu haben. Die reformierte Synode warf ihm jedenfalls wiederholt vor, er würde beim Abendmahl Hostien anstatt normalen Brotes verwenden, und dies sei „contra Christi institutionem", also anders, als Christus es gemacht habe.

In den Jahren 1621/22 gab es für kurze Zeit zusätzlich eine Art reformierter Militärpfarrstelle in Bergheim. Niederländische Truppen hatten die in der Siegmündung gelegene Insel „Pfaffenmütz“ zu einer Festung ausgebaut und dort Jeremias Lintzius als reformierten Pfarrer engagiert. Die Festung wurde aber schon 1622 von den Spaniern belagert und 1623 eingenommen, womit auch das reformierte Pfarramt dort entfiel.

Herrenhäuser Rott, Broich und Spich

Herzog Wolfgang Wilhelm hatte mit seiner Gegenreformation, unterstützt durch spanisches Militär, im Troisdorfer Raum vollen Erfolg. 1622 gab es hier keine lutherische oder reformierte Ortsgemeinde mehr. Dafür melden die Quellen ab dieser Zeit reformatorische Gottesdienste auf den Herrenhäusern Rott, Broich und Spich. Die Freiherren genossen dem Landesherrn gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, die sie auch für religiöse Freiheit zu nutzen wussten. Leider widersprechen sich die alten Berichte darin, wann auf welchem Haus Gottesdienst welcher Konfession (lutherisch oder reformiert) gehalten wurde. Klar ist aber, dass die Sieglarer Lutheraner nach dem Tod ihres Pfarrers Wolter 1616 auf einem der Häuser lutherischen Gottesdienst und später ab 1622 die Sieglarer und Bergheimer Reformierten auf einem oder mehreren der Häuser reformierten Gottesdienst feiern konnten. Konkret hielten um 1624 Christian Klee, reformierter Pfarrer aus Drabenderhöhe, und ein Mülheimer Kollege (wahrscheinlich Peter Wirtz), im wöchentlichen Wechsel reformierten Gottesdienst auf Haus Broich. Für die Mitte des 17. Jahrhunderts ist dann reformierter Gottesdienst auf den Häusern Broich und Rott durch den Oberkasseler Pfarrer Isaak Jacobi belegt. Sein Nachfolger wurde 1662 Adolf Beckmann. Im selben Jahr verhandelte die reformierte Synode eine „Mißhelligkeit zwischen den Gemeinden zu Obercassel und im Spich“, wer wann Anrecht auf eine Predigt des Pfarrers habe. Vereinbart wurde, dass Beckmann stets zwei Sonntage in Oberkassel Gottesdienst hielt, den nächsten dann in Spich; außerdem sollte er zusätzlich an den Feiertagen, die auf einen Wochentag fielen, in Spich Dienst tun, und im nächsten Jahr sollte es umgekehrt sein. Beckmann blieb bis 1675 in Oberkassel und auf den Häusern Rott, Broich und Spich, wobei den Quellen weiterhin nicht zu entnehmen ist, wie sich seine Gottesdienste auf diese Häuser verteilten. 1681 beklagte sich die Spicher Gemeinde auf der reformierten Synode, ihr ehemaliger Pfarrer Beckmann habe Spenden veruntreut; die Synode forderte ihn zur Erstattung der Spenden auf, was er aber nur in geringem Umfang tat. Nachdem seine neue Gemeinde Dhünn eine ähnliche Veruntreuung aufgedeckt hatte, entzog die Synode Beckmann das Pfarramt. Seine Nachfolger in Oberkassel, Andreas Clausberg (1675 – 1680) und Adam Wurm (1680 – 1695), wirkten von den drei Herrenhäusern nur noch auf Haus Spich. Das Oberkasseler Presbyterium wollte Wurm nicht mehr nach Spich las-

Quelle: Marc Eickelmann / wikipedia.de

Haus Rott

Haus Broich

Quelle: Elke Wetzig/wikipedia.de

sen, obwohl er nur noch jeden sechsten Sonntag dort Dienst tat, doch er ließ die Spicher Gemeinde nicht im Stich. Haus Rott war inzwischen im Besitz des gegenreformatorisch gesinnten Junkers Schenk von Rott und Unterbach. Osterdienstag 1687 verfolgte Schenk die Reformierten, die von Mondorf, Bergheim und Müllekoven aus nach Spich zum Gottesdienst unterwegs waren. Prediger Wurm beschimpfte er als „Hund" und warf einen Begleiter nieder, dann befahl er einem Diener, auf die beiden zu schießen. Als der nicht gehorchte, nahm Schenk selbst das „rohr" und zielte auf die beiden, wobei „nur durch sonderlich schickung Gottes das pulver abgebrennet, aber nit loß gangen." Nach diesem Vorfall forderte die Synode die Spicher Gemeinde auf, dem Pfarrer für seine Wege von und nach Oberkassel ein Pferd oder wenigstens einen Gefährten zur Verfügung zu stellen. Ein letztes Mal hören wir 1693 von reformiertem Gottesdienst auf Haus Spich. 1695 schied Adam Wurm aus der Oberkasseler Pfarrstelle aus; sein Nachfolger setzte die Gottesdienste in Spich nicht fort. Für mehr als anderthalb Jahrhunderte gab es nun keinen evangelischen Gottesdienst auf dem Gebiet der heutigen Stadt Troisdorf mehr.

Was wurde aus den Evangelischen?

Sozialgeschichtliche Untersuchungen über das 16./17. Jahrhundert haben gezeigt, dass die Konfessionsfrage für die Menschen weniger wichtig war als das Zusammenleben im Dorf oder wirtschaftliche Angelegenheiten. So gingen Reformierte trotz gegenteiliger Ermahnungen der Synode zu Beerdigungen katholischer Nachbarn, und Katholiken taten trotz kirchlichen Verbots auf dem reformierten Adelshaus Broich Dienst. Die meisten folgten einfach der Konfession ihres Ortspfarrers, und der war nun, Ende des 17. Jahrhunderts, überall katholisch. Immerhin berichten die Quellen noch von einigen wenigen Familien im Troisdorfer Raum, die evangelisch blieben. In Altenrath gab es 1671 noch vier lutherische Familien. An „normalen" Sonntagen besuchten sie die katholische Messe vor Ort; doch zu hohen Feiertagen gingen sie in die lutherischen Gottesdienste in Volberg oder Honrath. Sollten Ende des 17. Jahrhunderts noch Reformierte im Raum Bergheim oder Spich verblieben sein, so werden sie sich wahrscheinlich zur Oberkasseler Gemeinde gehalten haben.

Literatur:

EHRENPREIS, Stefan: „Wir sind mit blutigen Köpfen davongelaufen …" Lokale Konfessionskonflikte im Herzogtum Berg 1550–1700, Bochum: Dr. Winkler, 1993.

SCHULTE, Helmut: Haus Broich, Haus Spich und die Reformation im Troisdorfer Raum, in: Troisdorfer Jahreshefte III/1973, 31–92.

Hermann W. Müller †

Einfältiges Bedenken
Die Kölnische Reformation 1543 – 1547

Am 31. Oktober 2017 wird in Deutschland, in Europa und in vielen Ländern der Erde in christlichen Kirchen gefeiert: 500 Jahre Reformation! Damals hatte in Wittenberg ein Dr. Martin Luther 95 Thesen zu aktuellen Fragen der Kirche in Umlauf gebracht. Dieses kleine Saatkorn fiel auf fruchtbaren Boden, und trotz vieler Widrigkeiten wuchs daraus ein kräftiger Baum mit vielen starken Zweigen.

Aus Anlass dieses Reformationsjubiläums erscheinen viele Veröffentlichungen. Seit 1997 wollte auch ich dazu etwas schreiben, jedoch aus der Sicht unserer Heimat, also dem heutigen Troisdorf und der näheren Umgebung auf der rechten Rheinseite. Oft verließ mich der Mut, mit diesem Thema an die Öffentlichkeit zu treten. Für die Leser wichtig und für mich schwierig ist die Tatsache, dass ich Katholik bin. Nach der alten Lehre gehört aber zu den Gaben des Heiligen Geistes die Tapferkeit.

Neben so bekannten Reformatoren wie Luther und Calvin wollte ab 1543 der nicht so bekannte Kölner Erzbischof und Kurfürst Hermann V. von Wied in seiner Kölner Kirche eine Reformation einführen und viele Missstände abstellen.

Teil 1: Erzbischof Hermann V. von Wied von 1515 bis 1540

Man muss die Vorgeschichte kennen, um die Geschehnisse ab 1540 verstehen zu können. Der Kölner Erzbischof und Kurfürst Graf Hermann V. von Wied stammte aus einer alten Grafenfamilie, deren Territorium im Westerwald klein war, und mit den Einkünften konnte man den vielen Söhnen der Familie kein standesgemäßes Leben bieten. Deshalb verstand man es, die Söhne in Ämter innerhalb der Kirche zu vermitteln. Erwünscht waren Ämter mit hohen Einkünften; man half sich gegenseitig in einer Art Seilschaft.

1483: Hermann wird Kölner Domherr

Graf Hermann von Wied wurde 1477 geboren. Im Alter von sechs Jahren kam er zum Kölner Dom und wurde Jungdomherr. 1487 wurde er Vollwaise. Mit 13 Jahren wurde er Domkapitular; damit hatte er finanziell ausgesorgt. Zeit seines Lebens war er aber immer ein armer Mann, weil er durch seine Ämter stets dringend mehr Geld brauchte, als ihm zur Verfügung stand. Privat lebte er bescheiden, mied den üblichen Prunk und ging gerne im Kottenforst auf die Jagd.

Für den weiteren Weg nach oben brauchte er ein Studium. Er schrieb sich 1493 an der Universität zu Köln bei den Juristen ein, und das war es mit dem Studium. Er galt deshalb allgemein als ungebildet, Latein war nicht seine Sprache, er redete „teutsch". Am Kölner Dom war er 1503 – 1511 Domkaplan und durfte bei der Messe am Altar die heiligen Geräte anfassen, die Hand dabei bedeckt von einem Manipel, einem Stück Tuch.

1515: Graf Hermann zum Kölner Erzbischof gewählt

Nach dem Tod des Erzbischofs Philipp II. im Jahre 1515 brauchte man in Köln schnell einen Nachfolger. Denn der alte Kaiser Maximilian I. rechnete mit seinem baldigen Tod, und der Kölner Erzbischof war für seine Nachfolge wichtig: zum einen, weil er zugleich Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs war und als solcher den neuen König mitwählte;

zum anderen, weil der Kölner Erzbischof den neuen König im Dom zu Aachen zu krönen hatte. Maximilian wollte die Wahl und Krönung seines Enkels Karl zu seinem Nachfolger gesichert wissen; deshalb war es ihm wichtig, dass das Kölner Bischofsamt zügig wiederbesetzt wurde.

Das Kölner Domkapitel wählte am 14. März 1515 den Grafen Hermann von Wied einstimmig zum neuen Bischof und Erzbischof. Vor der Wahl hatte der Kandidat einen Vertrag aus 45 Artikeln mit seinem Eide anzuerkennen, in dem geregelt war, was er alles tun sollte und was nicht. Für seine künftige Arbeit wollte ihm das reiche Domkapitel kein Geld bewilligen. Bis zu seinem Tod stritt darüber Erzbischof Hermann mit seinem Domkapitel.

Bevor der Papst in Rom die Wahl des gewählten Kölner Bischofs und Erzbischofs für gültig erklärte, verlangte er eine Bearbeitungsgebühr. Für die päpstliche Bestätigung waren 14.000 Gulden fällig, dazu kamen rund 10.000 Gulden für kleinere Regelungen. Bischof Hermann von Wied erklärte dem Papst: Mein Vorgänger hat diese Gebühr nicht bezahlt, und auch ich werde so viel Geld nicht schicken. Der Papst weigerte sich, ihn zum Erzbischof zu berufen. Es wird der Kaiser gewesen sein, der dem Papst versicherte, dass die Gebühren bald in Rom ankämen. Am 13. Juni 1515 erklärte deshalb der Papst, dass die Wahl des Grafen Hermann V. zum Erzbischof von Köln gültig sei. Die Gebühr an den Papst hat Erzbischof Hermann jedoch nie überweisen lassen.

Bei seiner Wahl war Hermann Subdiakon, also noch kein Priester. Er musste durch kirchliche Weihen zunächst Diakon und Priester werden, ehe er schließlich 1518 im Bonner Münster zum Bischof geweiht werden konnte.

1515: Graf Hermann wird Kölner Kurfürst

Schon am 26. April 1515 ernannte Kaiser Maximilian I. den zukünftigen Erzbischof von Köln zum Kurfürsten von Köln; die Wahl reichte dazu aus, die Weihe musste noch nicht erfolgt sein. Damit war Graf Hermann Herrscher des Kurfürstentums Köln mit dem Gebiet am Rhein zwischen Andernach im Süden und Alpen und Rheinberg im Norden, dazu dem Vest Recklinghausen und dem Herzogtum Westfalen. Hinzu kamen viele kleine Gebiete wie zum Beispiel Unkel und Linz am Rhein. Man kann diese Städte heute erkennen, weil im Wappen das Kurkölner Zeichen zu finden ist: Auf Silber steht ein schwarzes Balkenkreuz. Köln gehörte nicht zum Kölner Kurfürstentum, dem sogenannten „Erzstift“ (im Gegensatz zum geistlichen „Erzbistum“, das

Quelle: http://www.koelner-dom.de/index.php?id=1891&

Hermann von Wied

weit über die Grenzen des weltlichen Kurfürstentums hinaus reichte), sondern war freie Reichsstadt. Auch das Gebiet des heutigen Troisdorf gehörte nicht zum Kölner Kurfürstentum, sondern zum Herzogtum Berg.

1518: Der Kaiser braucht die Stimme des Kölner Kurfürsten Hermann

Als Kurfürst war Hermann V. von Wied Jahr für Jahr mit der hohen Politik im Römisch-Deutschen Reich beschäftigt. Regelmäßig nahm er an den langen Beratungen eines Reichstages teil. Bei seinem ersten Reichstag 1518 in Augsburg machte ihm Kaiser Maximilian I. klar, wen er als nächsten König zu wählen hätte: eben seinen Enkel Karl oder Carlos I. von Spanien.

Man einigte sich mit dem alten Kaiser, dass der Kölner Kurfürst sofort 40.000 Gulden und nach der Wahl Karls eine jährliche Rente von 6.000 rheinischen Goldgulden bekäme und dass seine Berater 12.800 Gulden erhalten sollten. Nach Maximilians Tod wurde Karl tatsächlich 1519 zu seinem Nachfolger gewählt und 1520 gekrönt.

Erste Reformversuche – erster Widerstand

Im Bistum Köln wollte Bischof Hermann für eine gute Ausbildung der Priester sorgen, leider fehlte ihm dazu das Geld. Nur in ganz wenigen Pfarreien war es dem Bischof erlaubt, einen neuen Pfarrer auszusuchen. Das Domkapitel verhinderte seine Pläne, die nötigen Visitationen durchführen zu lassen. Dass es in der Kirche große Missstände gab, war allgemein bekannt und wurde beklagt, eine genaue Information über die Zustände fehlte. Das Kölner Domkapitel – Erzbischof Hermann kannte alle In-

terna aus eigenem Erleben – verteidigte erfolgreich seine Privilegien.

1521: Reichstag zu Worms, TOP Luther

Spätestens beim Reichstag von 1521 in Worms musste sich Kurfürst Hermann mit einem Fall beschäftigen, der neu war und nun auf der Tagesordnung stand – mit dem Fall Luther.

Martin Luther bewegte eine Frage, die viele Menschen damals beschäftigte: Wie finde ich nach meinem Tod beim persönlichen Gericht einen Gott, der trotz meiner Sünden gnädig ist? Die Kirche bot zu jener Zeit manche Möglichkeiten an, Gott gnädig zu stimmen. Bekannt ist etwa der Verkauf von Ablassbriefen, mit dem man den reichen Schatz der Verdienste der Heiligen für sein eigenes Seelenheil oder das seiner Angehörigen einsetzen konnte.

Luther entdeckte dagegen beim Bibelstudium – er war seit 1511 Bibelprofessor in Wittenberg –, dass Gott die Sünden aller Menschen, die an ihn glauben, durch den Tod Jesu am Kreuz tilge. Die Rechtfertigungslehre Martin Luthers war ein theologischer Paradigmenwechsel und ein Angriff auf die Macht der Kirche über das Seelenheil der Menschen.

Anfang 1521 wurde Luther durch den Papst exkommuniziert. Darauf sollte König Karl ihn unter die Reichsacht stellen, ihn also reichsweit für rechtlos erklären. In der Verfassung des Reiches war jedoch festgelegt, dass der König einen Menschen nur dann verurteilen konnte, wenn er diesen vorher angehört hatte. Auf Drängen von Luthers Landesherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, wurde Luther daher vor den Reichstag geladen. Karl gab ihm jedoch keine Gelegenheit zur Diskussion. Luther wurde nur mit der Frage konfrontiert, ob er seine Thesen widerrufe oder nicht. Nach einem Tag Bedenkzeit erklärte Luther am 18. April 1521, solange er nicht aus der Bibel und durch klare Vernunftgründe widerlegt werde, könne und werde er nicht widerrufen.

In der Leitung des Reichstages wurde nun beraten. In dieser Zeit wurde Martin Luther am 4. Mai auf die Wartburg in Sicherheit gebracht. Am 8. Mai unterzeichnete der König die Ächtungsurkunde, bekannt als Wormser Edikt. Erst am letzten Tag des Reichstages, als viele Delegationen schon abgereist waren, kam das Edikt am 26. Mai 1521 vor das Plenum, wurde dort angenommen und veröffentlicht.

Hermann von Wied hatte bei den Beratungen an leitender Stelle mitgearbeitet. Gelernt hatte er, dass sich Luther immer wieder auf die Bibel berief. Gelernt hatte er, dass keiner der anwesenden Theologen mithilfe der Bibel die Lehren Luthers widerlegen konnte. Gemerkt hatte er, dass er von dem Problem der Rechtfertigung keine Ahnung hatte.

Ab 1521: Kampf gegen Luther, Calvin und die Täufer

Nach dem Willen seines Königs setzte Hermann von Wied die Beschlüsse des Reichstages von 1521 um. Bücher, Schriften und Flugblätter, die im Geiste Luthers waren, wurden in Köln eingesammelt und öffentlich verbrannt. Prediger der neuen Lehre verwies man des Landes. In Köln wurden 1529 die Protestanten Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden zum Tode verurteilt und verbrannt – sie waren die ersten auf deutschem Boden, die wegen ihres evangelischen Glaubens hingerichtet wurden. Bischof Hermann war in Köln oberster Gerichtsherr, er hatte von seinem Recht der Begnadigung keinen Gebrauch gemacht.

Im Römisch-Deutschen Reich war sich die römische Kirche mit führenden Repräsentanten der neuen Konfessionen (Lutheraner, Reformierte) und den Obrigkeiten einig, dass gegen die Anhänger der Täuferbewegung mit aller Härte vorgegangen werden sollte. In Köln wurde im August 1533 als erster der Täufer Martin von Iffenem hingerichtet. Bis zum Jahre 1700 wurden im Erzbistum und in der Stadt Köln 2116 Männer und Frauen der Täuferbewegung Opfer von Aktionen der Obrigkeit. Die Lehren der sog. „Wiedertäufer" waren ein Problem für den Erzbischof, ihre Ausrottung war Sache des Kurfürsten.

Die weitere Entwicklung der Reformation im Römisch-Deutschen Reich wird als allgemein bekannt vorausgesetzt. Nach und nach bildeten sich drei Konfessionen heraus: die Lutheraner, die Reformierten und die Katholiken. Noch lebte die Hoffnung, ein allgemeines und freies Konzil werde zuerst Klarheit und dann Einheit bringen.

Foto: privat

Gedenkstein für Adolf Clarenbach und Peter Fliesteden auf dem Melaten-Friedhof zu Köln

Teil 2: Erzbischof Hermann V. von Wied als Reformator 1540 – 1547

Nach vielen Jahren voller Sitzungen bei Reichstagen zum Thema Reformation , die er als aufmerksamer Zuhörer erlebt hatte, wollte Erzbischof Hermann endlich die Sache selbst in die Hand nehmen und in seinem Bistum für die Zeit bis zum Konzil eine Reformation einführen.

Vorarbeiten zum „Einfältigen Bedenken"

Bei einem ersten Anlauf hatte im Jahre 1536 in Köln eine Provinzialsynode ein vom Bischof und dem Kölner Theologen Johannes Gropper erarbeitetes Reformdekret beraten, angenommen und in Kraft gesetzt. Geändert hatte sich daraufhin jedoch nichts.

Hermann hatte außerdem von 1539 bis 1541 bei Religionsgesprächen auf Reichsebene in Hagenau, Worms und Regensburg mitgewirkt. Diese Erfahrungen wollte er in Köln einbringen.

Eine Reform des Bistums Köln nach den strengen Lehren der katholischen Kirche auf dem Stand vor Luther war nicht möglich, weil die Gläubigen sich inzwischen mit den neuen Gedanken angefreundet hatten. Deshalb wollte der Erzbischof eine Reform, die bis zum Konzil die Ansätze sowohl der alten als auch der neuen Lehre vereinte.

Nach gründlicher Vorbereitung arbeitete Erzbischof Hermann 1543 auf seinem Jagdschloss Buschhoven eine Woche lang intensiv an seiner Reform. Dazu hatte er als Berater die Theologen Philipp Melanchthon und Martin Bucer eingeladen. Fünf Tage hintereinander saßen sie mit der Bibel in der Hand jeweils fünf Stunden lang an dem Text. Das Ergebnis wurde anschließend in Bonn 1543 gedruckt.

Das „Einfältige Bedenken"

Es hieß „einfältiges Bedenken", was man heute mit „ehrliche Überlegungen" übersetzen könnte. Der genaue Titel war: „Von Gottes genaden | unser Hermans Ertzbischoffs zue | Coeln unnd Churfuersten etc. **einfaltigs bedencken** warauff ein | Christliche in dem wort Gottes gegruente Reformation an Lehr | brauch der Heyligen Sacramenten und Ceremonien Seelsorg und | anderem Kirchendienst biss auff eines Freyen Christlichen Gemei | nen oder Nationals Concilij oder dess Reichs Teutscher Na | tion Stende im Heyligen Geyst versamlet verbes | serung bei denen so unserer Seelsorge be | folhen anzuerichten seye."

Die Schrift befasste sich mit 52 Themen. In den meisten Fällen wurden die Prediger angewiesen, wie sie, beginnend mit einem Text aus der Heiligen Schrift, die Gläubigen in der wahren Lehre zu unterrichten hatten.

Der Pfarrer konnte sich nach der alten oder nach der neuen Lehre richten – je nach Wunsch der Gemeindemitglieder. Er konnte eine Messe anbieten oder aber ein Abendmahl oder auch wechselweise beides. Den Gläubigen stand es frei, welche Gottesdienste sie besuchen wollten. Der Pfarrer beerdigte alle Mitglieder seiner christlichen Gemeinde. (Martin Luther hatte sich über diese unklare Haltung geärgert und gemeint, der Kölner Bischof sei alt und mit seinen 68 Jahren ein Greis.)

Zum Kloster- und Ordenswesen wurde gesagt, dass statt der ewigen Gelübde Armut, Keuschheit und Gehorsam ein Versprechen genüge und man das Kloster auch wieder verlassen könne.

Zum Thema Priesterehe hieß es, wenn ein Priester nach einigen Jahren feststelle, dass er ohne eine Frau an seiner Seite nicht leben könne, sollte er heiraten dürfen. Nicht zur Ehefrau nehmen durfte er aber die Frau, mit der er seit Jahren zusammenlebte und Kinder hatte. Die meisten Priester lebten bereits mit einer Frau zusammen und hatten Kinder; wohl deshalb heirateten in den Folgejahren nur wenige Priester wie der katholische Pfarrer von Küdinghoven, der in seinem Wohnzimmer vom Vilicher Pfarrer getraut wurde. Insgesamt heirateten damals zehn Pfarrer mit dem Segen des Bischofs kirchlich. Diese Ehen blieben später gültig, die Pfarrer blieben katholische Geistliche.

Im „einfältigen Bedenken" wird ausführlich die Form des Gottesdienstes gesprochen. Grundsätzlich sollte die deutsche Sprache verwendet und Latein vermieden werden. Die lateinischen Gesänge wie das Gloria, das Offertorium oder das Sanctus konnten weiter gesungen werden, wenn es dazu Sänger gab und die Gemeinde alles, was gesungen wurde, auch verstand. Fehlte es an kundigen Sängern oder konnte die Gemeinde die lateinischen Texte nicht verstehen, sollte alles insbesondere auf den Dörfern auf Deutsch gesunden werden. Angeregt wurde, deutschsprachige Umdichtungen lateinischer Lieder zu singen wie z. B. „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen" (von Luther erweiterte Übersetzung der mittelalterlichen Antiphon „Media vita in morte sumus").

Das Abendmahl – im Originaltext von 1543 ist von der „heiligen Meß" die Rede – wurde nur an Sonntagen und an Feiertagen gehalten. Am Vor-

abend sollte sich die Gemeinde treffen und durch Predigten und Gesänge vorbereitet werden. Wer kommunizieren wollte, musste sich beim Pastor anmelden, beichten und einige Fragen zum Sakrament richtig beantworten. Danach war man zugelassen. Dadurch wusste der Pfarrer die Zahl derer, die Brot und Wein empfangen wollten, sodass er die genaue Anzahl von Brotpartikeln vorbereiten konnte. Denn es sollte kein geweihtes Brot übrig bleiben.

Scheitern des „einfältigen Bedenkens" in Kurköln

In Köln und Rom studierten zahlreiche Theologen diesen Text des Laien-Theologen Hermann von Wied und verdammten ihn in Grund und Boden. Dem Domkapitel gefiel der Text vor allem nicht, weil auch es selbst reformiert werden sollte.

Erzbischof Hermann legte das „einfältige Bedenken" dem Landtag des Erzstifts vor. Ein gültiger Beschluss bedurfte der Zustimmung aller vier Landstände – von Adel, Rittern, Städten und Domkapitel. Das Domkapitel verhinderte die Einführung der Reformation, während die drei anderen Stände zustimmten.

Einführung des „einfältigen Bedenkens" in der Christianität Siegburg

Hermanns geistlicher Einfluss reichte weit über sein Kurfüstentum hinaus. Die Kirchenprovinz, der er als Erzbischof vorstand, umfasste die Bistümer Köln, Lüttich, Utrecht und Münster; zudem war er von 1532 bis 1547 auch Bischof von Paderborn. Mit seinem „einfältigen Bedenken" wirkte er jedoch vor allem im Bistum Köln, das mit seinen Regionen Bonn, Köln und Xanten deutlich größer war als das Kurfürstentum Köln.

Für uns interessant ist vor allem die Entwicklung in der Region Bonn. Hermann hatte im Jahre 1536 durchsetzen können, dass sein Neffe Friedrich von Wied (* 1518) im Alter von 16 Jahren Propst des Bonner St.-Cassius-Stiftes wurde und damit zugleich Archidiakon für die Region Bonn und ranghöchster Geistlicher nach ihm

Propst Friedrich unterstanden für die Seelsorge Bonngau, Ahrgau, Eifelgau und Zülpichgau auf der linken und die Christianität Siegburg auf der rechten Rheinseite. Bonngau und Eifelgau gehörten zum Kurfürstentum Köln, während die Christanität Siegburg mit ihren 59 Pfarreien (von Linz am Rhein, dem nördlichen Westerwald bis hinter Gummersbach und Eckenhagen) Gebiete von neun Territorien umfasste. Deren Landesherren hatten bei Fragen zur Religion ein starkes Mitspracherecht.

Wie schon erwähnt, hatte sich Bischof Hermann von den Reformatoren Philipp Melanchthon und Martin Bucer beraten lassen. So kam es, dass ab 1542 Martin Bucer im Bonner Münster predigen durfte, weil Propst Friedrich das erlaubt hatte. Immer mehr Zuhörer kamen zu den Predigten. Es kamen aber auch immer mehr protestantische Prediger nach Bonn. Der Laienkelch wurde für den Gottesdienst freigegeben. Am Osterfest 1543 empfingen im Bonner Münster der Erzbischof und seine Mitarbeiter das Abendmahl nach dem neuen Ritus. Im Frühjahr 1543 kam auch Melanchthon nach Bonn und lehrte dort. Über die Berichte aus Bonn freuten sich Luther und Calvin. Als damals in Köln ein Professor starb, der als Protestant galt, verweigerte man ihm ein kirchliches Begräbnis; Freunde schafften den Leichnam nach Bonn, wo er kirchlich beerdigt wurde.

Der Bonner Propst erlaubte in seiner Christianität Siegburg die Einführung der Reformation nach den Bestimmungen des einfältigen Bedenkens. Dabei machten die Obrigkeiten kaum Schwierigkeiten. In manchen Territorien, die zur Christianität Siegburg gehörten, war die evangelische Reformation schon durch die Landesherren eingeführt worden, so in den Grafschaften Sayn, Sayn-Hachenburg, Sayn-Wittgenstein und Mark. In anderen versuchten die Landesherren einen mittleren Reformweg ähnlich den Kölner Ideen, so auch im Herzogtum Berg, wo Herzog Wilhelm V. Priesterehe und Laienkelch erlaubt hatte. Folgende Pfarreien der Christianität Siegburg lagen im Herzogtum Berg: Altenrath, Blankenberg, Bergheim / Sieg, Oberkassel, Niederkassel, Dattenfeld, Troisdorf, Ober- und Niederdollendorf, Eitorf, Eckenhagen, Geistingen, Herchen, Honrath, Honnef, Happerschoß, Küdingoven, Sieglar (= Lohr), Lohmar, Morsbach, Much, Menden / Sieg, Mondorf, Niederpleis, Neunkirchen, Oberpleis, Overath, Rosbach, Ruppichteroth, Rheidt, Stieldorf, Uckerath, Waldbröhl, Wahlscheid und Winterscheid.

Der genaue Beginn dieser Reformation ist nicht bekannt, kann aber spätestens für das Jahr 1543 angenommen werden. Die einfachste Methode wird gewesen sein, auf Konferenzen der Dechanten die neuen Bestimmungen, Vorschläge und Lehren zur Kenntnis zu geben und zu erlauben. Damit war ein Damm gebrochen; im Archidiakonat Bonn führten Katholiken eine Reformation ein. Gleichzeitig wurde aber die alte Ordnung nicht verboten und auch nicht bekämpft. Es war eine friedliche Reformation, erlaubt von der Kirche und von der Obrig-

keit, aber ohne Unterdrückung der katholisch gebliebenen Gläubigen.

Das Ende der kölnischen Reformation

Das Kölner Domkapitel verhinderte nicht nur für das kurkölnische Gebiet die Einführung der Reformation nach dem „einfältigen Bedenken". Es beschwerte sich auch bei Papst und Kaiser über die Reformation von Erzbischof Hermann. Auf kaiserlichen Druck hin wurde sie in der Freien Reichsstadt Köln nicht eingeführt, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung dafür war.

Nach langem Streit wurde Erzbischof Hermann am 16. April 1546 vom Papst exkommuniziert und am 3. Juli 1546 als Bischof und Erzbischof abgesetzt. Zwei Gespräche Kaiser Karls V. mit Hermann brachten kein Ergebnis, so dass Karl ihm die Kurwürde aberkannte. Karl kämpfte in jener Zeit in den Niederlanden gegen die aufständischen Anhänger Calvins und drohte, in einigen Tagesmärschen nach Köln zu kommen, die Stadt zu bestrafen und zur Plünderung freizugeben. Auf diesen militärischen Druck hin verzichtete Hermann von Wied am 27. Februar 1547 auf alle seine Ämter und floh auf sein Jagdschloss Buschhoven.

Der Bonner Propst Friedrich von Wied wurde noch 1547 durch Johann Gropper ersetzt, der der Hauptgegner der Reformation des Erzbischofs Hermann gewesen war. Seitdem war die Kölner Reformation beendet. Alle Spuren sollten vernichtet werden. Der Erfolg dieser Aktion war aber vor allem außerhalb des Kölner Kurfürstentums gering.

Teil 3: Nach dem Scheitern der kölnischen Reformation

Trotz ihres Scheiterns hatte die Reformation von Erzbischof Hermann Folgen für das Bistum.

Wirkung des „einfältigen Bedenkens" im bergischen Teil des Bistums Köln

Im Herzogtum Berg liefen die kirchlichen Reformbemühungen weiter, obwohl militärischer Druck des Kaisers ihnen auch hier immer wieder Dämpfer versetzte. Herzog Wilhelm V. hatte das „einfältige Bedenken" weder eingeführt noch empfohlen. Da es sich aber in vielen Teilen mit seinen eigenen Reformvorstellungen deckte, mag es durchaus in den bergischen Gebieten, die geistlich zum Kölner Bistum gehörten, fortgewirkt haben, so vielleicht auch in den heute zu Troisdorf gehörenden Orten. Einige Informationen über die Umsetzung reformatorischer Ideen verdanken wir einer Visitation des Herzogs von Berg im Jahre 1550. Leider sind uns diese Unterlagen nur so zugänglich, wie sie an den Herzog berichtet wurden. Die Originale wurden im Jahre 1588 im sog. „Truchsessischen Krieg" vernichtet, als Söldnertruppen des Martin Schenk von Nideggen die Stadt Bonn besetzten und ausplünderten und in ihrer Wut auch das Archiv des Bonner Stiftes vernichteten.

Immerhin lässt sich Folgendes sagen: Prediger, die die neue Botschaft besonders gut verkündigen konnten, hatten großen Zulauf, etwa in Oberkassel oder Küdinghoven. Viele Gläubige gaben 1550 zu Protokoll, sie seien mit dem Pfarrer zufrieden, wenn er mal nach altem Ritus und mal nach neuem Gottesdienst feiere.

Eine Ordnung der Feiertage nennt zwar drei Marien-Feiertage, es fehlen aber Fronleichnam, Allerheiligen und Allerseelen. Jeder Sonntag war ein Feiertag, der still und fromm ohne Vergnügungen und Völlerei begangen werden sollte.

Damals wird nicht jeder Pfarrer das etwa 200 Seiten starke Buch „einfältiges Bedenken" gelesen haben. Es war normal, wenn der Pfarrer drei Bücher in der Studierstube hatte, ab zehn Büchern galt er als gelehrter Mann. Es schwirrten aber vielerlei Gerüchte zur Reformation durchs Land. Ärger gab es, wenn ein Pastor nur noch am Sonntag Gottesdienst feierte und Messen zum Heil der Verstorbenen nicht mehr an Wochentagen las. Ärger gab es, wenn ein Gewitter sich ansagte, im Haus aber keine geweihten Kräuter verbrannt werden konnten, weil der Pfarrer sich weigerte, Kräuter zu weihen und den Stall und das Vieh zu segnen. Ärger gab es manchmal bei der Frage, wem das Kirchengebäude gehörte und wer einen Schaden reparieren lassen und bezahlen sollte. Südlich von Bonn hatte ein Mann nach Lektüre der Bibel eine zweite Frau geheiratet.

Es ist zu hoffen, dass jemand im Archiv des Vatikans die damaligen Berichte des in Köln residierenden päpstlichen Nuntius zu dieser Kölner Reformation im Gebiet zwischen Rhein und Sauerland findet und veröffentlicht.

Quelle: wikipedia

Holzschnitt „Luther vor dem König“ (1557): Links vom König sitzen die drei geistlichen Kurfürsten. Man erkennt sie an den Farben, die ihren Wappen entlehnt sind: Der Kölner Hermann trägt eine schwarze Kopfbedeckung (nach dem schwarzen Kreuz im Wappen), der Erzbischof von Trier trägt einen roten Hut (rotes Kreuz im Wappen) und der Kurfürst von Mainz trägt rote Strümpfe und hat silber-weiße Haare (sein Wappen zeigt auf rotem Grund ein silbernes Speichenrad).

Die weitere „Reformationsgeschichte“ im Bistum Köln

Von Buschhoven aus zog Graf Hermann wieder nach Wied. Dort starb er nach langer Krankheit am 15. August 1552. Sein Grab findet man heute noch in der evangelischen Kirche zu Niederbieber.

Auf die Nachricht von seinem Tode hin entschied sich das Kölner Domkapitel, im Kölner Dom für ihn, der exkommuniziert war und vielleicht in der Hölle schmorte, feierliche Exequien zu halten; eingeladen waren die Spitzen der Reichsstadt Köln, die Vorsteher aller Klöster, die Bevölkerung, auch das Domkapitel, und alle kamen. In einem der vielen Glasfenster des Kölner Doms ist noch heute ein Bild des Hermann von Wied zu finden.

Der ehemalige Bonner Probst Friedrich von Wied amtierte von 1562 bis 1567 als Kölner Bischof und Kurfürst. Weil er weiterhin als heimlicher Protestant galt, verweigerte der Papst jedoch die Bestätigung seiner Bischofswahl.

1582 unternahm Erzbischof Gebhard Truchsess von Waldburg (Amtszeit 1577-83) einen zweiten Reformationsversuch in Köln, weil er seine Freundin Agnes von Mansfeld heiraten wollte. Er wurde 1583 vom Papst exkommuniziert und abgesetzt und im sog. „Truchsessischen Krieg“ 1583 – 88 von bayerischen und kaiserlich-spanischen Truppen besiegt.

Teil 4: Bewertung – Unternahm Hermann eine Reformation?

Antwort 1: Nein.

Mit dem „einfältigen Bedenken“ wollte der Erzbischof keine Reformation wie Luther einführen. In der Sprache zu Köln im Jahre 1543 bedeutete das Wort „Reformation“ erst einmal eine „Verbesserung“ der Verhältnisse. Als im Kurfürstentum Köln 1537 eine Neuordnung des Rechtssystems

eingeführt wurde, nannte der Kölner Kurfürst dies z. B. eine „Reformation der weltlichen Gerichte". Im „einfältigen Bedenken" ist noch zu lesen „vom Sacramente der heiligen Ehe". Dies spricht dagegen, dass Hermann sich auf dem Weg einer Reformation im Sinne Luthers oder Calvins befand.

Antwort 2: Ja

Die Reformen, die der Kölner Erzbischof einführen wollte, haben teilweise tiefe Spuren hinterlassen. An erster Stelle soll hier das Bonner Gesangbuch genannt werden, das im Jahre 1544 in Bonn gedruckt wurde und ganz neue, oft heute noch bekannte Kirchenlieder enthielt. Früher wurde in katholischen Gesangbüchern als Quelle angegeben: *Bonner Gesangbuch* oder: *aus Wittenberg*, im aktuellen Gotteslob steht als Autor: *Martin Luther.*

Wenn damals hier ein Pfarrer bei einem Gottesdienst anstimmte: „Dominus vobiscum", so schwieg die Gemeinde, und selbst die Chorsänger brachten durch ihre Verweigerung den Pastor dazu, als Ersatz zu singen: „Der Herr sei mit euch."

Lange hielt sich der Gedanke der „Reformation" vor Ort bei Adligen, die sich auf ihrem Grund und Boden als Herren fühlten und Prediger zu sich einluden.

In der Christianität Siegburg zählte man um 1520 rund 59 Pfarreien, im Jahre 1649 hatte man hier 13 protestantische und 46 katholische Pfarreien.

Antwort 3: Sowohl als auch

Für Katholiken war die Reformation des Erzbischofs Hermann V. von Wied ein ehrlicher Versuch, eine Reform oder Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse anzustoßen. Für Protestanten darf dieser Versuch als Beginn der Reformation angesehen werden.

Nach Hermann Müllers Tod redigiert
von Ingo Zöllich und Peter Haas

Literatur:

Braunisch, Reinhard: Johannes Gropper Briefwechsel, Bd. 1 1529–1547, Corpus Catholicorum 32, Münster i. W. 1977

Braunisch, Reinhard: Johannes Gropper Briefwechsel, Bd. 2 1547–1559, Corpus Catholicorum 44, Münster i. W. 2006

Delvos, Christian Hubert Thaddäus: Geschichte der Pfarreien des Dekanats Siegburg, Köln 1896

Ennen, Edith/Hörbold, Dietrich: Vom Römerkastell zur Bundeshauptstadt. Kleine Geschichte der Stadt Bonn, Bonn 31976, Kapitel VII (Bonn zwischen Reformation und Reformkatholizismus)

Herborn, Wolfgang: Kirchliches Leben in der Umgebung von Siegburg um 1550, in: Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises 62/1994, S. 97–126

Hermann von Wied: Einfältiges Bedenken. Reformationsentwurf für das Erzstift Köln von 1543, übers. u. hg. v. Helmut Gerhards und Wilfried Borth, Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 43, Düsseldorf 1972.

Kranjc, Marco: Evangelisch für Dummies, Weinheim 2016

Maaßen, German Hubert Christian: Geschichte der Pfarreien des Dekanats Bonn, I. Theil: Stadt Bonn, Köln 1894

Molitor, Hansgeorg: Das Erzbistum Köln im Zeitalter der Glaubenskämpfe 1515–1688, Geschichte des Erzbistums Köln Bd. 3, Köln 2008

Schulte, Helmut: Haus Broich, Haus Spich und die Reformation im Troisdorfer Raum, in: Troisdorfer Jahreshefte III/1973

Wied, Edzard zu: Graf Hermann zu Wied. Der Reformator, Neuwied o. J.

Wisplinghoff, Erich: Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg, Bd. II 1400–1587, Siegburg 1985

Yvonne Andres-Péruche

Die Rheinische Lösung: Katholisch-lutherisch-reformiert-katholisch

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts beherrschte religiöser Pragmatismus die ländlichen Gemeinden in und um Troisdorf

Kampf für die Gegenreformation durch den Bonner Propst Dr. Johannes Gropper

Foto: Wikipedia

Dr. Johannes Gropper als Kardinal, kölnisch, Ölgemälde, 1559

Wappen von Johannes Gropper

Von Leonce49 – Hans Weingartz. – Eigenes Werk
Übertragen aus de.wikipedia nach Commons.

Um 1622 war Schluss mit lustig an Rhein und Sieg. Da hatten sich die im Krieg gegen die Niederlande befindlichen Spanier endgültig siegreich auf der Pfaffenmütz bei Bergheim festgesetzt, und somit den Lutheranern und Reformierten quasi den Saft abgedreht. Der militärische Überfall auf den protestantischen Pfarrer von Lülsdorf, Georg Wilkius, beendete alle Nachrichten über eine reformierte Gemeinde in Troisdorf. Wilkius ergriff das Hasenpanier. Somit hörte die seit Jahrzehnten nur noch unregelmäßige und stockende Bedienung nicht-katholischer Christen bei den Gottesdiensten in den Dörfern und Sprengeln auf der „Schääl Sick" von selber auf. Es fand sich kein Pfarrer mehr, der noch nach Spich, Altenrath oder Sieglar fuhr. Hatten doch spätestens zu Beginn des neuen, des 17. Jahrhunderts, die Konfessionen der tätigen Pfarrer ständig gewechselt: Mal predigte einer im lutherischen Ritus und feierte das Abendmahl mit der Gemeinde mit Wein und Hostie, mal war einer als altgläubiger strammer Katholik nur mit Hostie, ohne Wein unterwegs, mal reklamierte ein strenger Reformierter das Recht für sich, der Gemeinde Brot (statt Hostie) und Wein auszugeben.

Grund für diese ungewöhnliche Toleranz in Glaubensfragen waren die Herzöge von Berg, die einen vermittelnden Weg einschlugen. Sie waren die Herren weiter Teile des heutigen Troisdorfs. Herzog Wilhelm V. von Jülich-Kleve-Berg, selbst katholisch, folgte dem Edikt des Kaisers Karl V. und führte in seinen Gebieten nach 1547 ein „Interim" ein. Das „Interim" der apostolischen Majestät besagte, dass die Kirche auf ihrem Territorium dem römisch-katholischen Ritus folgen sollte. Bereits geschlossene Priesterehen blieben jedoch gültig und beim Abendmahl durften Brot und Wein ausgegeben werden. In den katholisch gebliebenen Gebieten blieb alles beim Alten.

In allen Orten änderte sich die Stimmung, als Wilhelm V. von Berg 1609 kinderlos starb und Wolfgang Wilhelm, Graf von Pfalz-Neuburg der neue Herzog von Berg wurde und sich mit Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg die Regentschaft

© Raimond Spekking – via Wikimedia Commons

Dr. Johannes Gropper, Stein, Skulpturen im Ersten Obergeschoss des Kölner Rathauses

Dr. Johannes Gropper, Stein, Figurengruppe Sudermann, Weinsberg, Gropper am Kölner Rathausturm

teilte. Beide waren zunächst Lutheraner, wollten aber alle drei Konfessionen im Land dulden. 1613 wechselten beide jedoch die Konfessionen: Johann Sigismund wurde reformiert, Wolfgang Wilhelm katholisch. Kleve wurde brandenburgisch, Jülich und Berg gingen an Pfalz-Neuburg. Der langen Entwicklung kurzes Ende: Offiziell waren auf hiesigem Territorium noch alle drei Konfessionen zugelassen – des Kaisers Interim kam dem rheinischen Pragmatismus sehr zu pass –, aber Herzog Wolfgang Wilhelm machte sich anheischig, die Nicht-Katholiken zu verdrängen. Mithilfe der Spanier trocknete der Pfalz-Neuburger die Protestanten in Troisdorf aus.

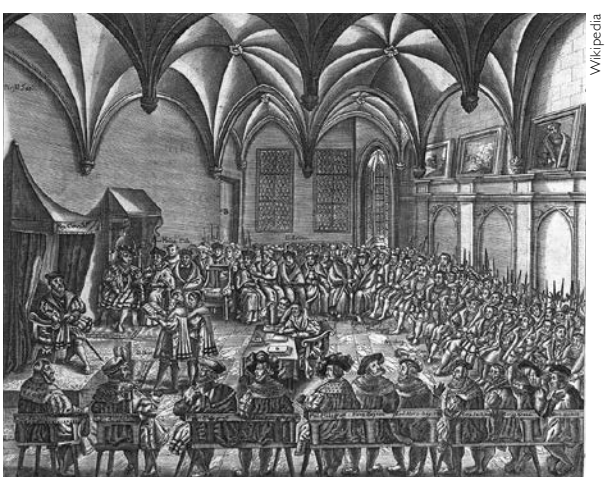
Auch war ihnen schon vor Jahrzehnten in Person des mächtigen Propstes des Bonner Cassius-Stiftes ein starker Feind erwachsen: Dr. Johannes Gropper, einer der angesehensten Kleriker des Kölner Erzstiftes, dem nichts weniger gelang, als (rein äußerlich) die siegreiche Gegenreformation im Erzbistum Köln und seinen Dekanaten durchzusetzen.

Johannes Gropper war eigentlich Westfale, aber schon als Dreizehnjähriger kam er als Student nach Köln. „Ne Immi", wie der Rheinländer zu sagen pflegt. Dem es aber gelang, den Deckel auf die sogenannte „Kölner Reformation" drauf zu machen.

Am 24. Februar 1503 war er in Soest als Sohn des Bürgermeisters in der Nöttenstraße geboren und getauft worden. Sein Weg führte ihn zur Artistenfakultät der Universität Köln. Die sieben freien Künste (Grammatik; Rhetorik; Dialektik / Logik; Arithmetik; Geometrie; Musik und Astronomie) galten in der frühen Neuzeit der Vorbereitung auf die Fakultäten Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Der junge Gropper durchlief die Anfangssemester mit Baccalaureus- und Magister-Abschlüssen, um dann mit ca. 22 Jahren sein theologisches Studium mit der Priesterweihe in Köln abzuschließen. Gropper legte noch neben seinen hohen Ämtern im Umfeld des Kölner Erzbischofs und des Kölner Dompropstes 1525 seinen Doktor jur. , Fachrichtung: Kaiserrecht, d. h.: Römisches Recht) ab. Dieses Examen war für seine grandiose Laufbahn nicht unwichtig. Abgesehen von einer kurzen Tätigkeit als Hochschullehrer an der juristischen Fakultät der Universität Köln wurde er bereits mit 26 Jahren, 1529, als Diplomat des Bischofs von Münster und als juristischer Berater des Kölner Erzbischofs zum 2.Reichstag zu Speyer entsandt.

Kaiser Karl V. schickte als Stellvertreter seinen Bruder, König Ferdinand I., nach Speyer. Der versammelte die Fürsten und Reichsstädte, um gegen Martin Luther die Reichsacht zu verhängen. Auch wurde das Wormser Edikt (Verbannung der lutherischen Schriften) vom Reichstag zu Worms, 1521, erneuert, was zu großen Protesten der protestantischen Fürsten führte. Diese waren zwar in der Minderheit, wollten aber auf ihren Territorien die geistliche und weltliche Herrschaft ausüben und sich nicht zwangsweise unter katholische Souveränität stellen. Diese Protestation zu Speyer verlieh der neuen Glaubensrichtung ihren Namen: Prostestantismus.

Johannes Gropper sehen wir dann wieder 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg, auf dem die deutsche Fassung der Confessio Augustana, des luthe-



Wikipedia

Reichstag zu Augsburg, 1530. Die Confessio Augustana. Kaiser Karl V. und die Reichsfürsten.

rischen Glaubensbekenntnisses, Karl V. und den Fürsten und Reichstädten vorgelegt wurde. Gropper war als Redakteur an der letzten Fassung der katholischen Confutatio (Widerlegung) beteiligt, die das protestantische Werk zurückwies. Hier arbeitete Johannes Gropper als Dogmatiker und Kirchenrechtler. 1538 belegte er dies in seinem vielbeachteten Werk „Institutio compendiaria doctrinae christianae, in concilio provinciali pollicita", in dem er sich mit der „Apostolischen Sukzession" auseinandersetzte. Sie ist ein Kern katholischer Glaubenslehre: Die Nachfolge der Jünger Jesu ist für alle Zeiten durch geweihte Priester gewährleistet.

Gropper, dieser hoch intellektuelle Dogmatiker, Kirchendiplomat und Wissenschaftler, war mit zahlreichen Pfründen als Kanoniker finanziell gut versorgt. Und vernetzt. Denn seine Kanoniker-Stellen reichten von Soest über das Viktor-Stift in Xanten bis hin zum Kölner Domkapitel, in das er 1534 aufgenommen worden war.

Johannes Gropper war kein Protestantenfresser. Über weite Strecken seines Lebens setzte er sich mit der neuen Lehre und deren Protagonisten auseinander. Im Juni / Juli 1540 nimmt er am Religionsgespräch in Hagenau teil, wo er auf den Straßburger Reformator Martin Bucer trifft und sich mit ihm anfreundet. Ein gutes Jahr später findet unter entscheidender Mitwirkung Johannes Groppers das „Regensburger Religionsgespräch" im Zuge des Regensburger Reichstages statt. Es sollte ein friedliches Mittel zur Einigung von Altgläubigen (Katholiken) und Protestanten sein. Es wurde von Kaiser Karl V. einberufen, der angesichts der drohenden Türkengefahr nicht auf die militärische Unterstützung der protestantischen Fürsten verzichten konnte.

Abbildung: frei

Martin Bucer, Reformator aus Strassburg, Stich von Balthasar Jenichen, Bildarchiv Austria.

Kaiser Karl V., der zu diesem Anlass erstmals seit 1532 wieder im Reich erschien, berief einen Ausschuss von damals namhaften Theologen ein, der unter der Leitung seines Ministers Nicolas de Granvelle und des Pfalzgrafen Friedrich II. verhandeln sollte. Die protestantischen Vertreter waren Martin Bucer, Johannes Calvin, Philipp Melanchthon und Johannes Pistorius. Vertreter der altgläubigen katholischen Seite waren Johannes Eck, Johannes Gropper und Julius von Pflug. Außerdem wirkte der päpstliche Legat Gasparo Contarini als Berater der Katholiken mit. Im Zentrum der Diskussion stand die Rechtfertigungslehre Martin Luthers: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?" Allein durch Gottes Gnade. Die Katholische Seite blieb bei der Vorstellung der Erbsünde des Menschen, die nur durch Frömmigkeit, das Sakrament der Beichte mit ihrer Absolution und gute Taten reingewaschen werden konnte, um den Menschen vor der Ewigen Verdammnis des Jüngsten Gerichts zu bewahren. Unüberbrückbare Gegensätze waren auch die Transsubstantiationslehre (Wesensverwandlung) zur Eucharistie und die Frage des kirchlichen Lehramts und der Beichte. Die 23 lateinischen Lehrartikel und die dazu von den Protestanten eingereichten 9 Gegenartikel, das so genannte Regensburger Buch, wurden dem Kaiser am 31. Mai 1541 offiziell übergeben.

Das Bemühen des Kaisers um gegenseitige Verständigung war damit gescheitert.

Im März 1542 lud Kurfürst Hermann von Wied zum Landtag des Erzstiftes Köln den Straßburger Reformator Martin Bucer ein. Auf der Wasserburg Buschhoven bei Bonn kam es zu einem ergebnislosen Religionsgespräch zwischen Bucer und Gropper. Unter dem Einfluss von Bucer wandte sich Hermann von Wied 1542 immer stärker dem Protestantismus zu. Der Landtag und mit ihm das Domkapitel erklärte sich mit einer Kirchenreform einverstanden. Er machte aber zur Bedingung, dass „den alten Gewohnheiten und der Succession hiermit nicht abgebrochen werden möchte." Offenbar war dem Landtag zu diesem Zeitpunkt nicht klar, dass es Hermann von Wied um eine Umgestaltung der Kölnischen Kirche im reformatorischen Sinn ging.

Martin Bucer und Philipp Melanchton blieben beide ungefähr ein Jahr in Bonn. Sie predigten und fanden Anklang in einer Bevölkerung, die die neue

Abbildung: frei

Kurfürst Hermann von Wied, Stich, 16. Jahrhundert, Künstler unbekannt.

Lehre begeistert aufnahm. Fühlte sie sich doch von der geistlichen Obrigkeit nicht wirklich angenommen. Mit der von beiden verfassten reformatorischen Schrift für Hermann von Wied, „Einfaltigs Bedencken", sollte die theologische Grundlage der Reformation im Bereich des Erzstiftes gelegt werden. Bucers schärfster Widersacher in Köln war neben dem Domkapitel der Scholastiker und Rektor der Universität, Matthias Aquensis, der auf die Schriften Bucers seinerseits mit fünf Publikationen reagierte.

Am 1. Oktober 1543 überreichte Johannes Gropper seine allein gegen das „Einfältige Bedenken" verfasste Antwort: „Christliche und Catholische Gegenberichtung eyns Erwirdigen Dhomkapittels zu Cöllen." Es kam zum Zerwürfnis zwischen Bucer und Gropper. Bucer kehrte nach Straßburg zurück. Philipp Melanchton hatte das Erzbistum Köln schon Ende Juli 1543 verlassen.

Bemerkenswert ruhig blieb es am Bonner Münster. Die Kanoniker des Bonner Cassius-Stiftes, in deren Obhut das Bonner Münster stand, ließen Bucer im Dezember 1542 predigen. Für das Cassius-Stift hatte der spätere Rückzug Hermanns von Wied vom Erzstuhl eine interessante Konsequenz: Zwar war das Kapitel von St. Cassius insgesamt beim Reformationsversuch Hermanns von Wied nur wenig in Erscheinung getreten. Aber sein Chef, der Propst, musste zurücktreten: Den vornehmsten der Bonner Kanoniker traf der kirchliche Bannstrahl, denn Friedrich von Wied war der Bruder des ketzerischen Kurfürsten und wurde von dessen Sturz mitgerissen. Er musste von seinem Amt zugunsten Johannes Groppers zurücktreten.

Neben diesem Hin- und Herfliegen von theologischen Streitschriften mischte die Politik auch kräftig mit. Kaiser Karl V. brauchte die protestantischen Fürsten im Kampf gegen die Türken. Aber eine Machtverschiebung im größten und bedeutendsten geistlichen Kurfürstentum des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zugunsten der Protestanten bedeutete eine zu große Schwächung der Apostolischen Majestät. Köln durfte gar nicht abdriften.

Beunruhigende Vorgänge wie die Spaltung des Domkapitels in ein katholisches und ein protestantisches Lager, Groppers Mahnschreiben an den Erzbischof Hermann von Wied, Groppers Besuche bei Karl V. in Brüssel (1534 / 44), wo er u. a. eine von ihm verfasste offizielle Appellation an den Papst und an den Kaiser überbrachte und Groppers dringliches Hilfsgesuch an den päpstlichen Legaten in Deutschland, Kardinal Giovanni Morone, das Bittschreiben der Kölner Universität an den Kaiser und vieles mehr waren Signale, dass in Köln der Deckel vom Topf flog.

Immer wieder versuchte der Kaiser, Hermann von Wied von seinem Vorhaben abzubringen. Als dies vergebens war, nahm Karl V. am 27. Juni 1545 auf dem Reichstag zu Speyer die Kölner Appellation an. Mittelsmann war hier der aufstrebende Theologe Petrus Canisius, den Gropper insgesamt dreimal auf den Kaiser ansetzte.

Petrus Canisius war der Sohn des Bürgermeisters von Nimwegen. Nimwegen lag damals im Erzbistum Köln und somit im Heiligen Römischen Reich. Am Tag seiner Geburt wurde über Martin Luther in Worms die Reichsacht verhängt. Am 8. Mai 1543, mit 22 Jahren, trat Petrus Canisius dem erst wenige Jahre zuvor gegründeten Orden der Jesuiten bei. Als achtes Mitglied der jungen Societas Jesu legte er im Pfarrhaus von St. Christoph in Mainz sein Gelübde ab. Später sollte Canisius als erster deutscher Ordensprovinzial den Grundstein dafür legen, dass die Jesuiten die Gegenreformation in Deutschland maßgeblich bestimmten. Besonders auch in Köln und in Bonn.

Am 16. April 1546 erfolgte die Exkommunikation und Amtsenthebung Hermanns von Wied durch Papst Paul III. Mit ihm stürzte sein unbeteiligter Bruder, der Propst des Bonner Cassius-Stiftes, Friedrich von Wied. Hermann von Wied zog sich 1547 auf Burg Wied zurück, wo er 1552 starb.

Abbildung: frei

Petrus Canisius, Kupferstich um 1600 von Domenicus Custos, eigentlich Dominicus Baltens,

Für Johannes Gropper gingen Leben und Karriere weiter. Obwohl sein Versuch der Rekatholisierung seiner Heimatstadt Soest nicht so recht vom Fleck kam und auch das Erzstift unter den folgenden Kurfürsten ziemlich mau mit der Frage „Reformation" umging, profilierte er sich weiterhin als katholischer Dogmatiker und Gegenreformator mit Schriften („Institutio catholica", 1550) und Predigten.

Nach dem Verzicht auf sein Kölner Domkanonikat wurde er 1549 zum Propst des Bonner Cassius-Stiftes gewählt. Nächst dem Erzbischof zählten die Pröpste des Bonner Cassius-Stiftes zusammen mit dem Kölner Dompropst und dem Propst des Xantener Viktorstiftes zu den vornehmsten und reichsten Prälaten der Erzdiözese. Der Propst, lat. *praepositus*, war ganz wörtlich der Statthalter des Erzbischofs. Seit Einführung der Archidiakone, die mit besonderen Rechten und Funktionen ausgestattet waren, erhielt der Propst des Bonner Cassius-Stiftes eine herausragende geistliche, juristische und administrative Stellung in den südlichen Regionen der Kölner Erzdiözese. Sein Archidiakonalbezirk erstreckte sich über die vier Großdekanate Bonn, Ahrgau, Zülpichgau und den Auelgau. St. Cassius als Sitz des *Archidiakonus maior* wurde spätestens ab dem 12. Jahrhundert zu einem der größten Grundbesitzer des Landes.

„Gropper war ein praktisch veranlagter Mann, der sich um seine finanziellen Interessen wohl zu kümmern wusste", schreibt der Historiker Thomas P. Becker in: „Gegenreformation und protestantische Bewegung im Bonner Raum (1547 – 1595)".

Gropper gilt als der bedeutendste Bonner Propst neben Gerhard von Are. Im zähen Kampf um die Besitzungen des Cassius-Stiftes führte er als Archidiakon von Bonn aus Prozess um Prozess. Denn bald nach seiner Ernennung musste er feststellen, dass seine Einkünfte nur sehr spärlich tröpfelten. Er machte Kassensturz und begann, sich um die Außenstände zu kümmern. Da er beim Herzog von Jülich-Berg anscheinend nicht das gleiche Entgegenkommen fand wie beim neuen Kölner Erzbischof Adolf von Schaumburg, wandte er sich im Jahre 1550 an das Reichskammergericht mit der Beschwerde, dass ihm seine Einkünfte in Königswinter, Oberwinter, Ober- und Niederdollendorf und in anderen Orten der jülisch-bergischen Lande vorenthalten würden. Gropper bemühte sich ferner, entfremdete Lehnsgüter wieder in schuldige Abhängigkeit zu bringen. Geistingen und Lohmar, im Herzogtum Berg gelegen, wurden vom Kapitel des Cassius-Stiftes noch festgehalten.

Aber als die Grafen von Sayn in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ihrem Territorium die Reformation einführten, verlor das Cassius-Stift endgültig die Kollation (Recht auf die Besetzung der Pfarrstellen mit den dazu gehörigen Pfründen!) der Kirchen Almersbach, Altenkirchen, Birnbach, Friesenhagen, Hamm, Kroppach und Leuscheid. Auch Oblationen und Stolgebühren entfielen dort. Oblationen nannte man Opfergaben und Stolgebühren waren jene Abgaben an den Pfarrer für geistliche Handlungen, bei denen er eine Stola trägt. Dazu zählen Taufe, Trauung und Begräbnis.

Thomas P. Becker, ebda.: „Man muss dazu wissen, dass der Archidiakonat Bonn ein riesiges Gebiet darstellt, das von Malmedy im Westen bis Hachenburg im Osten reichte. Etwa 600 Pfarreien und Filialen, dazu etliche Klöster, Klausen und Stifte, waren zu betreuen, die nur zu einem geringen Teil auf kurkölnischem Gebiet lagen. De jure hatte der Bonner Archidiakon in diesem ganzen Gebiet die Visitations- und Jurisdiktionsgewalt. De facto war seine Macht in allen Gebieten außerhalb Kurkölns an die Wechselfälle der Politik gebunden, welche die jeweiligen Landesherren einmal mehr, einmal weniger seinen Vorstellungen zugänglich machten. –

Gropper war gerade in seiner Zeit als Bonner Propst außerordentlich engagiert und bemühte sich rastlos um das große Werk der katholischen Reform, doch seine Anstrengungen galten größeren Zielen als der praktischen Tätigkeit im kleinen Bonn.

Groppers Freund Petrus Canisius hat ihn dafür im Jahre 1557 hart kritisiert. Canisius zeigte sich schockiert über die religiösen Verhältnisse, die er in Bonn antraf (schlecht ausgebildete Priester, Disziplinlosigkeit beim Gottesdienst, Verstoß gegen die Fastengebote etc.) und bat, man möge „dem ehrenwerten Propst von Bonn" die Bitte vortragen, er möge doch öfter bei der ihm übertragenen Kirche weilen, um „durch seine Autorität die Missstände in Stadt und Stift zu bessern".

1551 findet man Johannes Gropper wieder in diplomatischer Mission in Trient (zweite Tagungsperiode Trienter Konzil). Vier Jahre später ernennt ihn der Papst zum Kardinal. Gropper nimmt die Ernennung vermutlich aus gesundheitlichen Gründen nicht an. Erst Ende Juli 1558 reist er nach Rom, um Papst Paul IV. in deutschen Kirchenfragen als Berater zu dienen. Die Reise muss wegen einer schweren Erkrankung Groppers in Augsburg unterbrochen werden.

Am 13. März 1559 stirbt Johannes Gropper in Rom. Er wird in der Kirche Santa Maria dell'Anima beigesetzt.

„Groppers Amtsführung als Propst von St. Cassius ist demnach keineswegs als beständiges Wirken für die Reform der Bonner kirchlichen Verhältnisse anzusehen. – Der Brief des Canisius zeigt dagegen, dass die Reformbedürftigkeit der Bonner Kirche weiterhin bestand.

Für die Gegenreformation und katholische Reform in der Erzdiözese Köln markiert Groppers Weggang nach Rom 1558 einen Wendepunkt. In den Jahren der Restauration nach 1547 (Schlacht bei Mühlberg – Sieg der Apostolischen Majestät über die protestantischen Reichsfürsten) hatten Gropper und Erzbischof Adolf von Schauenburg durch Ausweisung von Predigern und Suspendierung von neugläubigen Stiftskanonikern das äußere Erscheinungsbild der Kirche in Kurköln (und nur dort!) rekatholisiert." (Thomas P. Becker, ebda.).

Da aber auch Groppers Nachfolger in Bonn, sein Neffe Kaspar, sich eher von Rom aus um die Finanzen des Stiftes kümmerte und die Seelsorge im Stiftsgebiet für nicht so dringlich erachtete, erstanden die reformatorischen Kräfte im Erzstift neu.

Die protestantisch gesinnte Hälfte des Kölner Domkapitels bekam nun wieder Oberwasser und „wählte in Johann Gebhard von Mansfeld (1558) einen Mann zum Erzbischof, der keinerlei Interesse für die Ziele der Gegenreformation und katholischen Reform mehr erkennen ließ. – In der Tat hatte die neugläubige Bewegung nach dem ersten Schock über das Scheitern Hermanns von Wied das katholische Machtvakuum zunehmend zu nutzen verstanden. Es waren allerdings nicht mehr die von Wittenberg inspirierten Kräfte der ersten Reformationswelle, sondern Bewegungen mit neuen geistigen Ausrichtungen, die sich in den Dörfern und Flecken des Rheinlandes Einfluss zu verschaffen wussten," (Thomas P. Becker, ebda.).

Vielleicht noch eine kleine Randbemerkung zu Salentin von Isenburg: Er war der wohl einzige vom Domkapitel gewählte Kölner Erzbischof, der überhaupt keine Priesterweihe hatte und trotz Aufforderung des Papstes vom 27. Juni 1568 auch nicht die Absicht hegte, sie zu erlangen. Er hatte dem Papst nach seiner Wahl freundlich mitgeteilt, dass er vermutlich irgendwann ins weltliche Leben zurückkehren werde, um seinem Haus vorzustehen. Der Papst murrte, aber erkannte ihn tatsächlich an.

Gebhard I. Truchsess von Waldburg-Trauchburg, seit 1577 Kurfürst und Erzbischof von Köln, heiratete in Bonn 1583 „die schöne Mansfelderin", Agnes von Mansfeld-Eisleben, eine protestantische Kanonissin aus dem Düsseldorfer Stift Gerresheim. Gebhard wurde Prostestant und Ernst von Bayern, der bei der Kurfürstenwahl nicht zum Zuge gekommen war, bestand darauf, dass Gebhard seine Ämter als Kurfürst und Erzbischof von Köln niederlegte. Es kam zum Truchsessischen Krieg um das reiche Erzbistum Köln, in dem die kurfürstliche Residenzstadt Bonn im Februar 1584 kapitulierte. Gebhard und Agnes flohen nach Delft und nach Straßburg.

In unserem Raum reduzierten sich die Lutheraner zur Minderheit bis zur Französischen Invasion von 1794; hingegen brachten die Kriegswirren des ausgehenden 16. Und beginnenden 17. Jahrhunderts zwischen den Niederlanden und Spanien Reformierte, Calvinisten und Widertäufer in die rheinische Region.

Abbildung: Wikipedia

Gebhard Truchsess von Waldburg-Trauchburg 1547–1601, 1577–1583 Erzbischof und Kurfürst von Köln, Öl, Hermann tom Ring, 1597, Kölner Stadtmuseum.

Abbildung: Wikipedia

Agnes von Mansfeld-Eisleben (1551 – 1637),
Öl, unbekannter niederrheinischer Meister, nach 1570.

Abbildung: Wikipedia

Ernst von Bayern, der erste Wittelsbacher auf dem Kölner Kurthron, Ölgemälde von Franz Joseph Lederer, im Fürstengang Freising.

Die eigentliche Rekatholisierung des Kurfürstentums Köln setzte dann unter den bayerischen Wittelsbachern ein, die fast zwei Jahrhunderte lang den Erzstuhl innehatten. Auch den barocken Clemens August musste der Papst zum Jagen tragen, damit er alle (!) priesterlichen Weihen bekam. Aber er fügte sich.

Sein Vorfahr Ernst von Bayern wurde am 22. Mai 1583 zum Kurfürsten und Erzbischof von Köln gewählt. Er stand für den Kaiser und unterstützte die katholische Sache der Spanier. Resultat: Siehe oben. ▮

Quellen:

In Bonn katholisch sein. Ursprünge und Wandlungen der Kirche in einer rheinischen Stadt. Hersg. Vom Katholischen Bildungswerk Bonn. Bonn 1989. I. Ursprünge. Zur Bedeutung des Stiftes St. Cassius und Florentius für die Stadt Bonn. Von Toni Diederich.

Bonn und das Rheinland. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Region. Festschrift Dietrich Höroldt. Veröffentlichung des Stadtarchivs Bonn. Bd. 52. Hrsg. Von Manfred van Rey und Norbert Schlossmacher. Bonn 1992.

Das Stift St. Cassius zu Bonn. Von den Anfängen der Kirche bis zum Jahre 1580. Von Dietrich Höroldt. In: Bonner Geschichtsblätter Band XI, Bonn 1957.

Gegenreformation und protestantische Bewegung im Bonner Raum (1547 – 1595). Von Thomas P. Becker

Wikipedia

Geschichte der Stadt Bonn. I. Teil. Von Josef Niessen. Bonn 1956. · II. Bonn in der fränkischen Zeit. 2. Die Siedlungselemente in der Karolingerzeit: b) Das Cassiusstift. S. 47 – 50.

Reformation im Troisdorfer Raum. Geschichte der Evangelischen in Troisdorf. Aus: KONTAKT. Mitteilungen der Evangelischen Friedenskirchengemeinde Troisdorf Februar / März / April 2017. Stefan Ehrenpreis: „Wir sind mit blutigen Köpfen davongelaufen …“, Lokale Konfessionskonflikte im Herzogtum Berg 1550 – 1700, Bochum: Dr. Winkler, 1993. – Helmut Schulte, Haus Broich, Haus Spich und die Reformation im Troisdorfer Raum, Troisdorfer Jahreshefte III/1973, 31 – 92.

Fotos: **Wikipedia**

Foto: Karl Dahm

Norbert Quadt vor seiner Wurzelkrippe

Peter Haas

Norbert Quadt und die Wurzelkrippe an St. Hippolytus

Yoel Gamzou träumte mit 12 Jahren davon, Gustav Mahlers unvollendete 10. Sinfonie zu vollenden. Mit 14 Jahren machte er das Abitur, mit 19 gründete er das Internationale Mahler Orchester, 2010 führte er mit seinem Orchester die von ihm vollendete Sinfonie Mahlers auf. Michel Schönborner träumte als Kind von einer Zuckerwattemaschine, die er als Erwachsener baute. Daniela Nock besaß als Erwachsene die Schafherde, die sie als Kind erträumt hatte.

Diese drei Beispiele habe ich im Internet unter dem Stichwort „Kindheitstraum" gefunden. Sie sind für mich ein eindeutiger Beweis für die kreative Kraft des Kindheitstraums. Zur Bestätigung möchte ich diesen ein viertes Beispiel aus Troisdorf hinzufügen:

Norbert Quadt lernte seine erste Krippe als kleines Kind im Elternhaus kennen. Sie muss ihn so fasziniert haben, dass er oft Lust verspürte, mit ihr zu spielen. Dieser frühe Umgang mit der Krippe hatte ihn offensichtlich sehr motiviert, denn als Heinrich Schnitzler, damals Küster an St. Hippolytus, einen Helfer für den Aufbau der Weihnachtskrippe suchte, meldete sich der neunjährige Norbert Quadt freiwillig. Damit erfüllte sich für ihn ein Traum seiner frühen Kindheit, eine richtig große Krippe aufbauen zu helfen. So blieb es Jahr für Jahr mit Ausnahme einiger Pausen, die durch seine Ausbildung bedingt waren. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes, dass er sich bereit erklärte, den Krippenbau alleine zu übernehmen. Diesen gab im Jahre 1990 Ludwig Fußhöller, der damalige Pastor von Sankt Hippolytus, der von Norberts Kindheitstraum erfahren hatte und ihm versprach, ihm nichts vorzuschreiben. Er könne die Krippe nach eigenen Vorstellungen verwirklichen. Damit erklärte Norbert Quadt sich zum Krippenbau bereit. Der Grundstock der heute 49 menschlichen Figuren wurde schon zwischen 1941 und 1943 von Pastor Hermann-Josef Stumpe von einem Atelier in Berlin erworben. Der größte Teil der insgesamt 135 Figuren, von denen die größten 70 cm sind, wurde in den letzten Jahrzehnten in Kevelaer gekauft. Sie sind zwar nicht so kunstvoll wie die alten, dafür sind ihre Glieder aber beweglich. Ein be-

Foto: Karl Dahm

Mittelteil der Krippe: Jerusalem

sonderes Problem sind die Kleider der Puppen, die jahrelang von Hildegard Kuttenkeuler bis zu ihrem Tod unentgeltlich genäht wurden. Vor einem Jahr hat Karin Wiese sich ebenso unentgeltlich der Puppenkleider angenommen.

Nachdem Norbert Quadt die Wurzelkrippe in Rheinbrohl kennengelernt hatte, stand für ihn fest: Troisdorf bekommt auch eine Wurzelkrippe. 1992 gestaltete er in der linken Seitenkonche neben dem Altar erstmals mit einem Wurzelberg auf einem Stahlgerüst seine Krippe, die er schon im nächsten Jahr erweiterte. 1994 pausierte er, da der Altarraum der Kirche umgebaut wurde. Weil anschließend eine große Krippe zu seinem Bedauern in dem am besten einsehbaren Teil der Kirche vorne links vom Altar nicht mehr möglich war, musste eine neue Stelle gesucht werden. Man fand sie hinten rechts im Kirchenraum. Zwar hatte man hier nicht mehr den zentralen Blick auf die Krippe, dafür hatte man aber Platz, so viel man wollte. Es ist traurig aber wahr: Je weniger Gläubige zum sonntäglichen Gottesdienst gehen, umso mehr Platz ist für die Krippe. Seit knapp 10 Jahren ist sie auf rund 93 qm angewachsen. Ende offen.

1998 erhielt das Weihnachtsdorf Waldbreitbach für seine Krippe einen Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde als „größte Naturwurzelkrippe der Welt“. Dabei werden offiziell folgende Daten genannt: 92 qm groß, 7,5 m hoch, 42 menschliche Figuren, 85 Tiere, 95 lebende Pflanzen. Im offiziellen Prospekt der Troisdorfer Krippe von 2016 werden folgende „technische Daten“ genannt: „86 Tiere, 49 Menschenfiguren, 6,50 m Höhe hinter dem Stall, ca. 1.700 Baumwurzeln.“ Vergleicht man diese Daten mit denen aus Waldbreitbach, so dürfte man in St. Hippolytus den Rekord aus Waldbreitbach überboten haben. Es ist ein Glück und sehr sympathisch, dass man diesen Vorgang nicht an die große Glocke hängt. Denn ein Guinnessrekord ist nicht gerade das, womit ein Krippenbauer sich brüsten sollte. Das würde auch Norbert Quadts eigentlichem Anliegen und seiner Bescheidenheit nicht gerecht. Denn er hat letztlich ein religiöses Motiv, das sich eng an die Schriften des Neuen Testamentes anlehnt, wie er sie von Kind an kennengelernt hat. Er will die Vorgänge von vor 2000 Jahren bildhaft wiedergeben. Während herkömmliche Krippen immer wieder dieselbe Situation mit Maria, Josef, dem Kinde und den Tieren im Stall von Bethlehem zeigen, will Norbert Quadt dieses starre Bild verlebendigen und das ganze Leben Jesu in szenischen Darstellungen nachvollziehen. Kein Stillstand, sondern Bewegung von Heiligabend bis Mariä Lichtmess unter Einbeziehung der gesamten Lebenszeit des Jesus von Nazareth, eingebettet in den Ablauf des Kirchenjahres. Und das macht er so:

Immer wieder sammelt er in Begleitung seiner Frau Hildegard Wurzeln in den Wäldern der Umgebung, die er gut versteckt deponiert, um sie zum 1. Dezember mit einem LKW einzusammeln und mit vier großen Körben Moos, die jährlich neu gesammelt werden müssen, zur Kirche zu bringen. Dort liegt im Keller und in der Sakristei das Material vom Vorjahr. Ab Anfang Dezember helfen ihm vier Krippenfreunde, von denen zwei über 75 Jahre alt sind, beim Aufbau. Als er noch zur Arbeit ging, nahm er in dieser Zeit seinen Jahresurlaub. Inzwischen verbringt der Ruheständler in diesen Wochen

Foto: Karl Dahm

Rechter Teil der Krippe: Bethlehem und die drei Weisen

mehr Zeit als nur vier 40-Stunden-Wochen an der Krippe. Zwar baut er ein malerisches Bild auf, das Szenen zeigt, die 2000 Jahre alt sind, aber unter den romantischen Szenarien sind 185 Schalttafeln versteckt, mit deren Hilfe er abwechslungsreiches Licht und 2 Pumpen für Bachläufe und Wasserfall in Gang setzt. Was für ein Glück, dass Norbert Quadt sich mit Strom auskennt. Er ist gelernter Elektromaschinenbauer, der sich bestens darauf versteht, seine gewaltige Krippe abwechslungsreich zu beleuchten und das vorhandene Wasser zu bewegen, wo und wie es gewünscht ist.

Wohl niemand kann sich dem kindlichen Zauber entziehen, der von einer Krippe ausgeht. Unwillkürlich denkt man, dass hier reife Männer ihren Kindheitstraum realisieren. Vergleichbar den eher technisch Orientierten, die bis ins hohe Alter ganze Landschaften mit Lokomotiven, Schienensträngen, Bahnhöfen und anderem Zubehör gestalten. Nietzsche schrieb in „Zarathustra“: „Im echten Manne ist ein Kind versteckt: Das will spielen.“ Schiller schrieb: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Vielleicht erklärt das, weshalb Norbert Quadt und seine Männer Jahr für Jahr mit Freude die harte Arbeit angehen und ein so gewaltiges Bauwerk wie diese Krippe – bestehend aus 2 Stahlgerüsten, 4 senkrechten Pfeilern, 80 Stahlständern für Unterbauten, 26 Kanthölzern und 27 treppenförmig aufgebauten Holzdielen – im Schweiße ihres Angesichts auf- und nach sechs Wochen wieder abbauen.

Fragt man nach, weshalb er diese Mühen auf sich nehme, so antwortet Norbert Quadt, wie er es im Interview mit Medientube getan hat: „Ich tue das in erster Linie für unseren Herrgott, der ja in einem Stall geboren wurde.“

Die Krippe erstreckt sich über mehr als 20 Meter und ist dreigeteilt. Der mit etwa sechs Metern höchste Aufbau steht rechts vom Betrachter und zeigt Bethlehem, links davon, also in der Krippenmitte, steht Jerusalem mit charakteristischem Mauerwerk. Ganz links ist der dritte Teil der Krippe, der Jahr für Jahr am stärksten verändert wird, denn er richtet sich nach Evangelien des Kirchenjahres, die Norbert Quadt jährlich neu aussucht und die im abgelaufenen Kirchenjahr von Johannes und Lukas waren.

Im Verlauf der jährlichen Ausstellung vom 25. Dezember bis Mariä Lichtmess, also dem 2. Februar, verändert Norbert Quadt die Bilder fünfmal. Allerdings wird dieser Vorgang nur für den erkennbar, der die Krippe mehrfach besucht und dabei intensiv betrachtet.

Im ersten Bild wird das Weihnachtsevangelium veranschaulicht, in dem es heißt: „Ich verkünde euch eine große Freude; heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr.“ Dazu ergänzt Norbert Quadt in dem die Ausstellung begleitenden Prospekt: „Das Bild zeigt also das neugeborene Kind in einer Krippe mit seiner Mutter Maria und dem Pflegevater Josef in einem Stall bei Ochs und Esel; ferner den verkündenden Engel auf der Weide bei den Hirten. Auf der linken Seite im Bereich des oberen Stadttores sehen wir Herodes, der den drei Weisen den Auftrag erteilt, nach dem Kind zu forschen.“

Das zweite Bild ist das am Neujahrstag, an dem die Hirten nach der Verkündigung im Stall eintref-

fen und zu dem Lukas schrieb: „In jener Zeit eilten die Hirten nach Bethlehem und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag." Man sieht auf dem Weg zur Krippe die drei Weisen mit Gefolge neben Weinreben und Weizen als Symbole der Eucharistie.

Das dritte Bild gilt dem Fest der Erscheinung des Herrn, also dem Dreikönigstag am 6. Januar, zu dem es bei Matthäus heißt: „Sie gingen in das Haus und sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm. Dann holten sie ihre Schätze hervor und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe als Gaben dar."

Dem Sonntag nach Erscheinung des Herrn ist das vierte Bild gewidmet, mit dem Norbert Quadt an drei Stellen des Evangeliums anknüpft: „Die Hirten kehrten zurück, rühmten Gott und priesen ihn für das, was sie gehört und gesehen hatten, denn alles war so gewesen, wie es ihnen gesagt worden war." (Lukas 2, 16 f) „Weil den drei Weisen aber im Traum geboten wurde, nicht zu Herodes zurückzukehren, zogen sie auf einem anderen Weg heim in ihr Land." (Matthäus 2, 1 f) Dazu: „Josef erschien im Schlaf ein Bote Gottes und sagte: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter und flieh nach Ägypten."

Norbert Quadt illustriert den Vorgang folgendermaßen: Josef hat den Esel aus dem Stall geholt und mit Habseligkeiten bepackt. Er rastet mit Maria und dem Kind an einem See auf dem Weg nach Ägypten und holt mit einem Eimer Wasser aus dem See.

Das fünfte Bild zeigt in der Ferne die Hinrichtungsstätte Golgatha, an der der Heimweg der drei Weisen vorbeiführt. Daran knüpfen die Krippenbauer mit einem Geschehen an, das erst 33 Jahre später stattfindet, das aber im Kirchenjahr im Anschluss an die Fastenzeit folgt: die Ostergeschichte. Dem Palmsonntag folgt der Gründonnerstag, symbolisiert durch das Getreidefeld und den Weinberg, wie bereits gesagt, das Brot und den Wein der Eucharistie. Für den Karfreitag stehen drei Kreuze, unter denen eine Grotte auf das leere Grab und damit den Ostersonntag hinweist. Am selben Tag begegnen zwei Jünger dem Auferstandenen auf dem Weg nach Emmaus. Es folgt am vierten Sonntag der Osterzeit der Sonntag des guten Hirten. Wir finden auf dem linken Teil der Krippe hinter dem Getreidefeld Jesus in einer Schafherde mit dem verlorenen Schaf auf der Schulter.

In diesem Jahr, also 2016/17, hat Norbert Quadt Worte des Apostels Johannes ausgewählt: „Da ging Simon Petrus und zog das Netz an Land. Es war mit 153 großen Fischen gefüllt, und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht."

In einer Welt, in der viele Menschen zweifeln und verzweifeln, lässt dieses optimistische Schlussbild uns auf Glück und Wohlergehen hoffen. Zugleich bezeugt es, dass für Menschen wie Norbert Quadt das Vertrauen auf die Wahrheit des Neuen Testaments eine Gnade ist. Eine Gnade, um die man sie beneiden kann. Die vermeintlich nur naiven Bilder der Krippe werden so vor allem ein Bekenntnis zu „unserem Herrgott", wie Norbert Quadt sagt. Vielleicht ist es diese Wahrhaftigkeit, die die Troisdorfer Krippe so populär macht, dass sie jährlich von rund 10.000 Menschen aus nah und fern besucht wird. Obwohl St. Hippolytus aus der Kölner Perspektive abgelegen ist, kommen seit mehreren Jahren immer wieder Krippenfahrten von Köln-Tourismus zu uns nach Troisdorf, um die Krippe zu sehen. ▮

Foto: Peter Haas

Einige der jährlich 10.000 Besucher vor der Krippe

Benutzte Quellen:

Norbert Quadt, Die Wurzelkrippe in der katholischen Pfarrkirche Sankt Hippolytus Troisdorf, Stand 2016/2017

Klaus Schmitz, Rhein-Sieg-Anzeiger vom 2. Januar 2003

Peter Sonnet im Rundblick Weihnachten 2014 und Weihnachten 2015

Troisdorfer Kammerchor, Musik an der Wurzelkrippe, Januar 2016, Rundblick

Internetsuche: „Wurzelkrippe Waldbreitbach"; „Wurzelkrippe Rheinbrohl"

www.medien-tube.de Die Wurzelkrippe in Troisdorf

www.tro-kirche.de

Die Bibel, Württembergische Bibelanstalt 1972

Der „Rhabarberschlitten“ um 1960 in der heutigen Troisdorfer Fußgängerzone am Kölner Platz in Fahrtrichtung Siegburg; die Straßenbahn fährt links dem Lkw entgegen

Foto: Heinz Müller Stiftung, Fotosammlung Troisdorf

Jörg Hemptenmacher

Der „Rhabarberschlitten“ und die ehemalige „Kleinbahn Siegburg-Zündorf“

Zwischen Troisdorf und Niederkassel verkehren regelmäßig Güterzüge auf einer normalspurigen, kommunalen Eisenbahnstrecke. Diese Eisenbahn hat eine hochinteressante, über 100-jährige Geschichte. Besitzer dieser ehemaligen „Kleinbahn Siegburg-Zündorf“ war von Beginn an der Kreis, heute der Rhein-Sieg-Kreis, und so heißt diese Eisenbahn inzwischen auch folgerichtig „Rhein-Sieg-Kreis Eisenbahn“. Gegründet wurde sie als „Kleinbahn Siegburg-Zündorf“. Als Zeichen liebevoller Wertschätzung hatte die Bahn einen Spitznamen, der bis heute gern zitiert wird: „Rhabarberschlitten!“ Die ursprünglich so genannten Straßenbahnwagen existieren aber schon lange nicht mehr. Die allerletzte Fahrt dieser elektrischen Straßenbahn fand am 31. August 1965 statt. Im Folgenden begeben wir uns auf eine kleine Spurensuche nach dem „Rhabarberschlitten“, seiner Namensgebung sowie seiner Eisenbahnstrecke, die uns bis heute noch zum Teil erhalten ist.

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Der „Rhabarberschlitten“ um 1963 an der früheren „Station 12“, Bergheim-Müllekoven; hier bekamen die Stationen erst nach 1945 einen Ortsnamen; links die Oberstraße; rechts neben der alles überragenden Rosskastanie der hier typische Obst- und Gemüseanbau

Was uns auf der Straße ganz selbstverständlich erscheint, gilt im Grundsatz auch auf der Schiene: Auf den Straßen fahren Lkw von Spediteuren, denen die Straßen gar nicht gehören. Die Schienen und die Züge haben grundsätzlich auch unterschiedliche Besitzer. Seit der Bahnreform 1994 kennen wir diese sinnvolle Trennung von Infrastruktur und Betrieb. Das ist bei der kleinen Eisenbahn zwischen Troisdorf Spich und Niederkassel Lülsdorf im Prinzip auch nicht anders. Diese heute immerhin noch 15,4 km lange Eisenbahnstrecke gehört dem Rhein-Sieg-Kreis. Der Eisenbahnbetrieb wird von der RSVG (Rhein-Sieg-Verkehrsgesellschaft) durchgeführt. Deren Besitzer ist wiederum der Kreis.

Die RSVG-Betriebszentrale steht nach wie vor in Troisdorf-Sieglar – einem traditionsreichen Standort mit einer langen Vorgeschichte. Heute stehen hier auch noch zwei rüstige Diesellokomotiven neben der großen Bus-Flotte der RSVG. Als die RSVG 1972 aus den Verkehrsbetrieben des Kreises hervorging, übernahm sie auch die Betriebsführung der ehemaligen Kleinbahn Siegburg-Zündorf. Sie trat damit ein spannendes und nicht ganz leichtes Erbe an. Die Eisenbahn hatte nämlich zu dieser Zeit längst ihre Blütezeit hinter sich gelassen. Auch diese ehemalige Kleinbahn musste sich und muss sich bis heute ständig behaupten – und das in einem nicht immer ganz fairen Wettbewerb zum Straßen- und Schiffsverkehr. Sie leistet das offensichtlich ganz vorbildlich, inzwischen jedoch ausschließlich mit Güterverkehr. Dieser wird hier bis heute nach wie vor abgewickelt, und zwar an Werktagen sehr regelmäßig zwischen dem Gleisanschluss zur Deutschen Bahn AG in Trosidorf-Spich und dem Lülsdorfer Werk der EVONIK Industries AG, ehemals ein Werk der Feldmühle AG und später der Dynamit Nobel AG. Dennoch verkehren hier ab und zu auch Personenzüge zu Sonderfahrten, wie z. B. zum „Tag der offenen Tür“ im Lülsdorfer Werk von EVONIK. Dann fahren hier auch die roten Schienenbusse der privaten Rhein-Sieg-Eisenbahn GmbH aus Bonn-Beuel. Sie sind bescheidene, aber immer wieder gern gesehene Nachfolger des traditionsreichen „Rhabarberschlittens“.

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Gleisharfe vor dem Betriebshof in Sieglar um 1954; bis heute steht hier die RSVG-Betriebszentrale

Foto: Jörg Hemptenmacher, Troisdorf

Die Rhein-Sieg-Kreis Eisenbahn unterwegs auf der ehemaligen „Kleinbahn Siegburg-Zündorf“ in Sieglar auf dem Weg nach Spich

Das Schienenetz

Der „Rhabarberschlitten“ war ursprünglich eine sehr moderne elektrische Straßenbahn und verkehrte in der Zeit von 1914 bis 1965. Das Schienennetz erstreckte sich im Endausbau über eine stolze Länge von 34,3 km. Die Endpunkte waren Siegburg und Zündorf mit einem Umsteigebahnhof in Sieglar. In Sieglar befand sich auch von Beginn an der Betriebshof. Er wurde im Laufe der Zeit zu der großen RSVG-Zentrale ausgebaut. In Sieglar begann außerdem die Strecke zum wichtigen Gleisanschluss an die Fernbahn in Troisdorf-Spich (damals bahnamtlich Troisdorf-West). Zuvor gabelte sich die Strecke noch einmal und führte in einem Einschnitt unter den Fernbahngleisen hindurch, um schließlich durch Troisdorf-Spich die Orte Porz-Lind und Wahnheide zu erreichen. In Porz-Lind ging die Schiene nahtlos über in die nur 2,8 km lange „Wahner Straßenbahn“, die eine Umsteigeverbindung zum Bahnhof der Fernbahn in Porz-Wahn herstellte. Die eigenständige Wahner Straßenbahn war zwischen 1917 und 1961 in Betrieb. Sie diente ausschließlich dem Personenverkehr. Der war hier insbesondere kriegsbedingt sprunghaft angestiegen.

Beim genaueren Blick auf die Streckenführung sind einige Ungereimtheiten zu erkennen, die die Kleinbahnstrecke von Anfang an hatte. Sie wurden bis heute nicht korrigiert (man denkt an die „autogerechte Stadt“). Wirtschaftliche Gründe, zum Teil auch reines Konkurrenzdenken der Eisenbahngesellschaften untereinander, spielten eine Rolle. Die Kleinbahn sollte durch eine attraktivere Streckenführung den überregionalen Eisenbahnen keine guten Kunden wegnehmen. Warum endeten alle Züge der Kleinbahn im nördlichen Zündorf, obwohl doch die Gleisverbindung zur KVB – und damit bis nach Köln – lange Zeit existierte? Immerhin bestand in Zündorf der viel genutzte Umsteigebahnhof zu der Straßenbahnlinie „P“, der heutigen Linie 7 der KVB über Porz nach Köln. Dieser Umsteigebahnhof war aber nie besonders komfortabel für die Fahrgäste. Für eine durchgängige Gleisverbindung interessierte man sich wohl nur in Krisenzeiten, so z. B. als Ironie der Geschichte im Jahr 1923 während der Besetzung des Rheinlandes durch die Franzosen und Belgier. Sie nutzten damals den durchgehenden Transportweg für ihre Güterzüge. Hintergrund waren die schleppenden Reparationsleistungen des Deutschen Reichs. Auch im und nach dem Zweiten Weltkrieg sind hier immer wieder einzelne Güterzüge durchgefahren. Bis heute wurde eine alternative Verbindung, und zwar die Verknüpfung mit den nahegelegenen Fernbahngleisen in Porz-Wahn, auch nicht ernsthaft verfolgt. Diese verkürzte sehr vorteilhaft alle Transportwege von Niederkassel nach Norden. Die Kleinbahn könnte damit sogar im überregionalen Personenverkehr eine attraktive Alternative bieten – das gilt bis heute.

Schematischer Streckenplan der „Kleinbahn Siegburg-Zündorf“ und der „Wahner Straßenbahn“ mit den Anschlussbahnen von KVB, SBB und der rechtsrheinischen Fernbahn

Völlig unverständlich ist schließlich die Situation im Süden an der Sieg. Hier fehlt nach wie vor eine Gleisverbindung über die Sieg nach Bonn-Vilich und Bonn-Beuel. Die viel diskutierte „Rechtsrheinische Rheinuferbahn" ist hier mit den Gleisen der Kleinbahn und einer Gleisverbindung über die untere Sieg mit überschaubarem Aufwand gut möglich. Schon in der Gründungsphase scheute man die hohen Baukosten für diese wichtige Siegbrücke. Sie wurde schließlich erst 1976 als reine Autobrücke gebaut. Die damaligen konkurrierenden Eisenbahnen hatten aber auch den seinerzeit geplanten Ausbau des Mondorfer Rheinhafens und den Ausbau der unteren Sieg für den Schiffsverkehr im Blick. Dabei spielte die aufstrebende Montanindustrie und das traditionsreiche Eisen-Hüttenwerk an der Mündung der Agger in die Sieg eine entscheidende Rolle.

Die 1825 von Johann Wilhelm Windgassen als „Windgassen Friedrich-Wilhelms-Hütte" gegründeten, späteren „Mannstaedt-Werke" hatte Johann Jakob Langen 1843 erworben. Sein Sohn Emil Langen baute das Unternehmen schließlich sehr erfolgreich aus, wofür günstige Transportwege und ein Gleisanschluss lebenswichtig waren. Der Verlauf der heutigen rechtsrheinischen Eisenbahnstrecke über Friedrich-Wilhelms-Hütte nach Bonn-Beuel geht ebenso auf das Wirken von Emil Langen zurück, wie auch die Einrichtung des Troisdorfer Bahnhofs. Von der aufstrebenden Montanindustrie und einem größeren Rheinhafen erwartete man mit Recht gute Kunden mit großer Tonnage. Dieses Geschäft wollten sich die großen Eisenbahnkonkurrenten nicht entgehen lassen und ließen eine attraktivere Kleinbahn-Streckenführung über die untere Sieg nicht zu. Der gesamte Streckenverlauf der „Kleinbahn Siegburg-Zündorf" war also von Anfang an ein halbherziger Kompromiss mit den überregionalen, späteren staatlichen Eisenbahninteressen. Die Strecke sollte von Anfang an immer nur eine bescheidene „Kleinbahn" mit lokaler Bedeutung bleiben.

Der Anfang

Im Gegensatz zu den überregionalen, staatlichen Interessen war das Interesse der Anrainer-Kommunen an dem Bau der Kleinbahn von Anfang an außerordentlich groß. So ging auch die Initiative für den Bau von dem damaligen Sieglarer Bürgermeister Johann Lindlau aus. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die wirtschaftliche Lage vieler Menschen hier auf dem Lande schwierig. Sie lebten in der Regel von der Landwirtschaft, für die sich die Böden der Köln-Bonner Bucht ja auch sehr gut eignen. Die weniger fruchtbaren Böden der Wahner Heide und in der Umgebung von Troisdorf boten dagegen der Industrie preisgünstige Grundstücke. Hier siedelten sich dann auch die ersten Industriebetriebe an. Sie wollten natürlich auch die gute Infrastruktur und die damals schon existierende Bahnanbindung von Troisdorf nutzen. Zum Beispiel wurde im Jahr 1886 von der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff-AG Köln unter Emil Müller die Zündhütchenfabrik „Züfa" in Troisdorf gegründet – die spätere, sehr bedeutende Dynamit-Nobel AG Troisdorf.

Mit einer durch die Eisenbahn verbesserten Infrastruktur auf der rechten Seite der unteren Sieg wollte man auch für diesen Raum Industriebetriebe gewinnen. Diese Hoffnung erfüllte sich nur bedingt, war aber durchaus berechtigt. Denn schon um 1910 stellten zwei Herren recht konkrete Planungen an, und zwar der Chemiker und Erfinder Dr. Edwin Meyer-Wildermann und der Industrielle Hugo Stinnes. Gemeinsam planten sie die Gründung einer elektrochemischen Fabrik. Diese Fabrik sollte ganz offensichtlich auch dem Stromabsatz des linksrheinischen RWE-Braunkohlekraftwerks „Vorgebirgszentrale" in Knapsack (heute ein Stadtteil von Hürth) dienen. Denn Hugo Stinnes war seit 1902 auch mehrheitlich an der „Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk AG" (RWE) beteiligt. Die RWE war 1898 in Essen gegründet worden, um die Stadt Essen mit Strom zu versorgen. Schon damals waren auch Kommunen als Geldgeber beteiligt. Der Standort für die chemische Fabrik sollte verkehrsgünstig und sicher vor Hochwasser liegen. Die Wahl fiel auf Lülsdorf, wo schließlich 1912 die „Deutsche Wildermannwerke, chemische Fabriken GmbH", eine Tochterfirma des Stinneskonzerns, auf der grünen Wiese angesiedelt wurde. Die Firma ist nach wechselvoller Geschichte bis heute der wichtigste Arbeitgeber in Niederkassel. Inzwischen ist die Firma ein Standort der „EVONIK Industries AG", einem der zehn größten Chemiekonzerne weltweit. Lange prägte der Name „Feldmühle" das Werk. Ab 1960 trug es den Namen „Dynamit Aktiengesellschaft, vorm. Alfred Nobel & Co.", später „Dynamit Nobel AG, Werk Lülsdorf", bevor es ein Werk der „Degussa-Hüls AG" wurde.

Zunächst aber hatte das Chemiewerk in Lülsdorf noch gar keinen Bahnanschluss - also plante man beides gemeinsam. Tatsächlich fuhr im Mai 1914, genau drei Wochen bevor die Produktion im Werk Lülsdorf schrittweise aufgenommen wurde, der erste Güterzug auf der neuen Kleinbahntrasse von Troisdorf-West nach Lülsdorf. Auch rückblickend kann man sagen, dass die Zusammenarbeit von Kleinbahn und Chemiewerk eine richtige Erfolgsgeschichte war, denn beide Unternehmen arbeiten bis heute eng zusammen. Das ist ein Glück für die Kleinbahn, denn

das Lülsdorfer Werk ist inzwischen der einzige Kunde und sichert so die Existenz der Kleinbahn. Mit einem auf dem Werksgelände inzwischen geplanten Logistikzentrum finden sich aber vielleicht schon in naher Zukunft weitere Kleinbahn Kunden.

Sowohl für den Bau als auch für den späteren Betrieb der Kleinbahn Siegburg-Zündorf zeichnete die RWE AG als verantwortlicher Partner. Als guter Stromkunde war die Kleinbahn offensichtlich auch ein attraktives Projekt, denn sie war von Beginn an als elektrische Bahn geplant. Die RWE verfolgte damit auch noch weiter reichende Ziele, und zwar den Ausbau der elektrischen Infrastruktur in der gesamten Region. Das Zusammenspiel von Elektrifizierung privater Haushalte und der Industrie und der Bau einer elektrischen Eisenbahn war damals nicht ganz neu und wurde von der RWE nicht nur hier erfolgreich praktiziert. Also schließt die RWE bereits 1910 einen Pachtvertrag über 50 Jahre mit dem Siegkreis ab. Die RWE verpflichtet sich, da sie auch im Bau elektrischer Bahnen nicht unerfahren ist, „… die Bahn im Auftrag und auf Rechnung des Siegkreises herzustellen". Die Baugenehmigung lag schließlich dem Kreis im August 1913 offiziell vor. Schon im Mai 1914, also in unvorstellbar kurzer Zeit, war das erste und bis heute noch betriebene 15 km lange Teilstück zwischen Troisdorf-Spich und Niederkassel Lülsdorf fertig gestellt. Nur zwei Monate später ging auch das 8 km lange Teilstück nach Siegburg in Betrieb. Die RWE, neben dem Siegkreis nun auch Teilhaber der Bahn, übernahm für fast 50 Jahre auch deren Betriebsführung.

Der Bahnbetrieb

Der Bahnbetrieb der Kleinbahn Siegburg-Zündorf war ursprünglich zweigeteilt, und zwar in einen Eisenbahnbetrieb und in einen Straßenbahnbetrieb. Für den Fahrgast war das belanglos, nicht aber für den Betrieb und damit für das Personal. In dem gemeinsamen Streckennetz galt entweder die Straßenbahn-Bau- und Betriebsordnung (BOStrab) oder die Eisenbahn-Bau- und Betriebsordnung (EBO). Der Ausbau und der Betrieb der Strecke von Sieglar nach Zündorf und der Strecke von Sieglar nach Porz-Lind wurden als Eisenbahn betrieben. Hier verkehrten sowohl Güterzüge als auch Straßenbahnen gemeinsam auf einem separaten, eigenen Gleiskörper (mit wenigen Ausnahmen). Der Güterverkehr nach Lülsdorf sicherte auch letztendlich diesem Streckenabschnitt bis heute das Überleben.

Ganz anders dagegen war die Situation zwischen Sieglar und Siegburg: Hier fuhren ausschließlich Straßenbahnen, die hier übrigens auch immer das mit Abstand größte Fahrgastaufkommen zu verzeichnen hatten. Die eingleisige Trasse verlief auf der Straße, und zwar immer auf einer Straßenseite für beide Fahrtrichtungen (mit einzelnen Ausweichgleisen). Das bedeutete auch, dass sich die Straßenbah-

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

„Rhabarberschlitten" um 1963 in Troisdorf-Oberlar in der Eisenbahnunterführung auf der Sieglarer Straße; oben reger Güterverkehr am Troisdorfer Bahnhof; Kesselwagen für die Dynamit Nobel AG

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

1961: Triebwagen 20 (einzelne Neuerwerbung von 1956) fährt in Richtung Siegburg dem Straßenverkehr auf der rechten Seite frontal entgegen und bringt den Verkehr zum Stillstand; Ecke Sieglarer Straße/Kölner Straße vor der DN-Hauptverwaltung

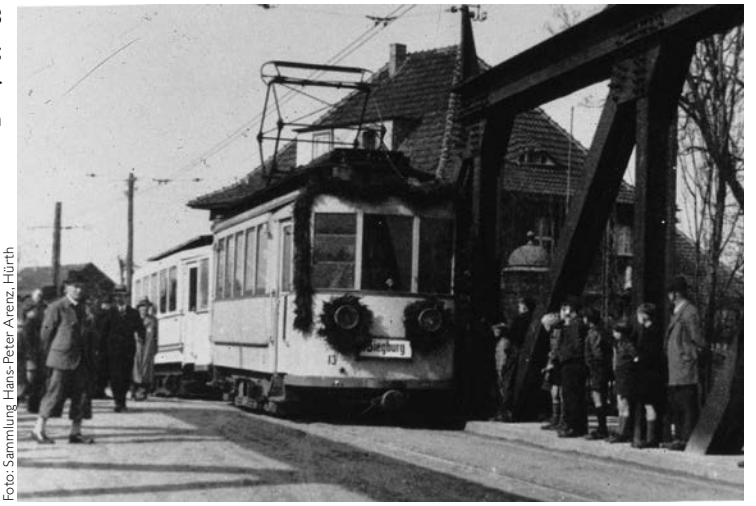


Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Triebwagen 13 eröffnet am 25. März 1948 die neu erbaute Aggerbrücke; man kann von nun an wieder bis zum Siegburger Bahnhof durchfahren

nen und die Autos die eine Straßenseite immer teilen mussten; so kamen sich Autos und Straßenbahn mitunter frontal entgegen. Das führte zunehmend zu Problemen mit dem stark anwachsenden Straßenverkehr. Von Vorteil war dagegen für die Fahrgäste die direkte Erschließung der Troisdorfer und Siegburger Innenstädte. Außerdem bestand am Siegburger Bahnhof immer eine sehr komfortable Umsteigemöglichkeit zu den Fernbahnen und der Straßenbahnlinie nach Bonn, heute die Linie 66 der SSB.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Freude der Bürger über die erste wieder durchgehende Straßenbahnverbindung bis nach Siegburg gut zu verstehen. Am 25. März 1948 begrüßte man auf der wieder aufgebauten Aggerbrücke den mit Girlanden geschmückten „Rhabarberschlitten". Mit fortschreitender Motorisierung wurde die Straßenbahn aber immer mehr zum Verkehrshindernis – sie behinderte nun den Individualverkehr. In Konkurrenz zum flexibleren Linienbus hatte schließlich der „Rhabarberschlitten" auf dieser Strecke keine Chance mehr, auch weil inzwischen die Wagen in die Jahre gekommen waren und erneuert werden mussten. Im Jahre 1963 wurde schließlich der Betrieb auf dieser Strecke eingestellt.

Etwas länger konnte sich noch der gemischte Betrieb mit Güter- und Personenverkehr auf dem Streckenast von Troisdorf-Spich nach Porz-Lind behaupten. An dem Güterverkehr hatte hier letztendlich das Militär, die spätere Bundeswehr, auch ein strategisches Interesse. Der gesamte Schienengüterverkehr zum ehemaligen Artillerie Schießplatz Wahn wurde anfangs ausschließlich von Troisdorf-Spich aus über die Kleinbahn Siegburg-Zündorf abgewickelt. Die beiden Kasernen Camp Spich und Wahner Lager verfügten über eigene Anschlussgleise mit zum Teil sehr ausgedehnten Abstellgleisanlagen und Laderampen. Im Wahner Lager bestand ein Anschluss an eine Heeresfeldbahn. Sie erschloss in einem größeren Oval und mit mehreren Stichgleisen das militärische Übungsgelände. Weitere Gleisanschlüsse bedienten in Troisdorf-Spich die Tongrube Esser und die ehemaligen Westerwerke, Fabriken hochfeuerfester Erzeugnisse.

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

„Rhabarberschlitten" um 1964 in Troisdorf-Spich auf dem heutigen Magdalena-Wester-Weg; rechts der Gleisanschluss zu den ehemaligen Westerwerken

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Eisenbahnunterführung der Bonner Straße
in Troisdorf-Spich;
hier blieb kein Platz für weitere Passanten,
auf dem Bild warten diese geduldig
am anderen Ende auf den „Rhabarberschlitten“

Auf der Strecke zwischen Porz-Lind und Troisdorf-Spich fuhr sogar nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1948 im Auftrag der Alliierten eine ausschließlich den Alliierten vorbehaltener Straßenbahnwagen; er trug einen himmelblauen Anstrich und zwei Kokarden unübersehbar an jeder Stirnseite. Im Jahr 1965 stellte man schließlich auch hier wie auf der gesamten Kleinbahnstrecke den Personenverkehr ein. Aber auch der Güterverkehr war inzwischen auf dem Streckenabschnitt zwischen Troisdorf-Spich (Fernbahnanschluss der Deutschen Bundesbahn) und den Kasernen in der Wahner Heide stark rückläufig. Schließlich verzichtete auch die Bundeswehr auf die Bedienung dieses Anschlusses, so dass der Betrieb hier am 30. Juni 1977 endgültig eingestellt werden konnte. Die seinerzeit bereits vernachlässigten Gleisanlagen wurden zeitnah abgebaut.

Heute folgt ein gut ausgebauter Fahrradweg diesem einst bedeutenden Schienenstrang und erinnert den Ortskundigen an die ehemalige Kleinbahn Siegburg-Zündorf. Er führt neben dem Linder Mauspfad entlang, kreuzt ihn mit einer neu gebauten Unterführung und durchquert den Spicher Burgpark. Dort heißt heute die alte Eisenbahntrasse Magdalena-Wester-Weg. Anschließend schwenkt die alte Trasse in den Dornröschen Weg ein. Hier befand sich mit mehreren Ausweichgleisen die gut ausgebaute Haltestelle Troisdorf-Spich, bevor die Trasse schließlich die Hauptstraße (Bundesstraße 8) kreuzte. Danach folgte sie grob der heutigen Adenauerstraße. Nach einer scharfen Rechtskurve unterquerte sie in einer schmalen Unterführung die Fernbahngleise. Erst ab 1962 sicherte eine Ampelanlage diese äußerst kritische Durchfahrt. Heute erinnert hier zwischen zwei großen Verkehrskreiseln und der weitgespannten Eisenbahnbrücke nichts mehr an die frühere Verkehrssituation.

Im Sieglarer Zentrum besteht auch heute noch ein kritischer Engpass. Auf der Pastor-Böhm-Straße nahe dem Betriebshof fahren die Güterzüge im Schritttempo ganz dicht an den Wohnhäusern vorbei. Die Bahn verfügt auch hier über eine eigene Trasse, die Gleise liegen aber im Straßenplanum.

Foto: Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Die bis heute spektakuläre Ortsdurchfahrt
in Sieglar um 1960;
ein Güterzug der Kleinbahn
auf der Pastor-Böhm-Straße
kurz vor dem Betriebshof

Hinter dem Betriebshof quert die Trasse zunächst einen großen ovalen Verkehrskreisel, dann eine Straßenkreuzung bevor sie schließlich nach gut 100 Metern wieder von der Straße getrennt auf eigenem Gleiskörper bis nach Lülsdorf verläuft. Die Fahrt durch Sieglar wird heute durch Ampeln gesichert – die Eisenbahn hat immer Vorfahrt. Diese Ortsdurchfahrt ist damals wie heute ein spektakulärer Anblick.

Um die Güterwagen von der Fernbahn auf die Kleinbahn übernehmen zu können, war und ist der Gleisanschluss in Troisdorf-Spich unabdingbar. Er ist der einzige Übergang zu dem gesamten Streckennetz der heutigen Deutschen Bahn AG (ehemals Bundesbahn, Reichsbahn, Rheinische Eisenbahn-Gesellschaft, Köln-Mindener-Eisenbahngesellschaft). Von Sieglar kommend fährt die ehemalige Kleinbahn in einem großen Bogen in den Übergabebahnhof der Fernbahn ein. Zwischen Sieglar und Troisdorf-Spich bediente sie einige Gleisanschlüsse von größeren und kleineren Industriebetrieben, wie zum Beispiel der Kaffeerösterei Schmitz-Mertens, der Maschinenfabrik Reifenhäuser oder der Röhrenwerke, später W.v. Hofe in Sieglar. Heute nutzt jedoch von den genannten Betrieben keiner mehr diese Eisenbahninfrastruktur. Der Hauptkunde im Güterverkehr war und ist immer die Chemische Fabrik in Niederkassel Lülsdorf, der mit größerem Abstand das Militär mit seinen Transporten in die Wahner Heide folgte.

Der Name „Rhabarberschlitten"

Zwischen Sieglar und Zündorf hatte die Kleinbahn-Strecke immer einen ausgeprägt ländlichen Charakter. Die Bahntrasse, hier durchgehend auf eigenem Bahnkörper, verlief durch weite Felder und oft fernab von jeder Bebauung. In Ermanglung größerer Ortschaften trugen die Haltestellen zwischen Zündorf und Sieglar anfangs gar keine Ortsnamen und wurden einfach durchnummeriert, wie die „Station 12", heute Bergheim-Müllekoven. Die Stationen begannen in Zündorf mit der Ziffer „Eins" und endeten mit der Ziffer „Fünfzehn" am Betriebsbahnhof Sieglar.

Landwirtschaftliche Produkte aus der Region waren zum Teil echte Exportschlager; Pflaumen wurden zum Beispiel in großen Mengen per Schiff bis nach England geliefert. Auch der Rhabarber, ein beliebtes Gemüse jener Zeit, wurde in großen Mengen zwischen Sieglar und Niederkassel angebaut. Er ging waggonweise über die Kleinbahn zum Bahnanschluss in Troisdorf und dann weiter vor allem bis nach Berlin. An der Bahnlinie hatte man eigens Obst- und Gemüse-Sammelstellen eingerichtet, z. B. in Eschmar, Bergheim und Mondorf. Dort herrschte zur Erntezeit Hochbetrieb. Auch die Rhabarberernte wurde hier angeliefert, registriert, zwischengelagert und schließlich in die bereit gestellten Waggons verladen. Natürlich nutzten die Bauern auch die Kleinbahn, um ihre landwirtschaftlichen Produkte zum Verkauf auf den Siegburger Markt zu bringen. Die Begeisterung für die neu gewonnene Mobilität war entsprechend groß. Damals wie heute gab es aber auch Ärger mit der Pünktlichkeit der Bahn, insbesondere wenn die Anschlüsse weiterführender Bahnen verpasst wurden. So klagte schon damals ein Bahnkunde: „Wer sich auf die Kleinbahn Siegburg-Zündorf verlassen muss, der ist verlassen!"

Der für die Straßenbahn so treffend gewählte Spitzname „Rhabarberschlitten" kam aber wohl

Foto: Sammlung Reinhard Zado, Niederhofen

Sammelstelle Mondorf: Die Rhabarberernte wird angeliefert mit Handkarren, Lastenfahrrad oder einem Hund bespannten Leiterwagen und in die bereit gestellten Waggons verladen

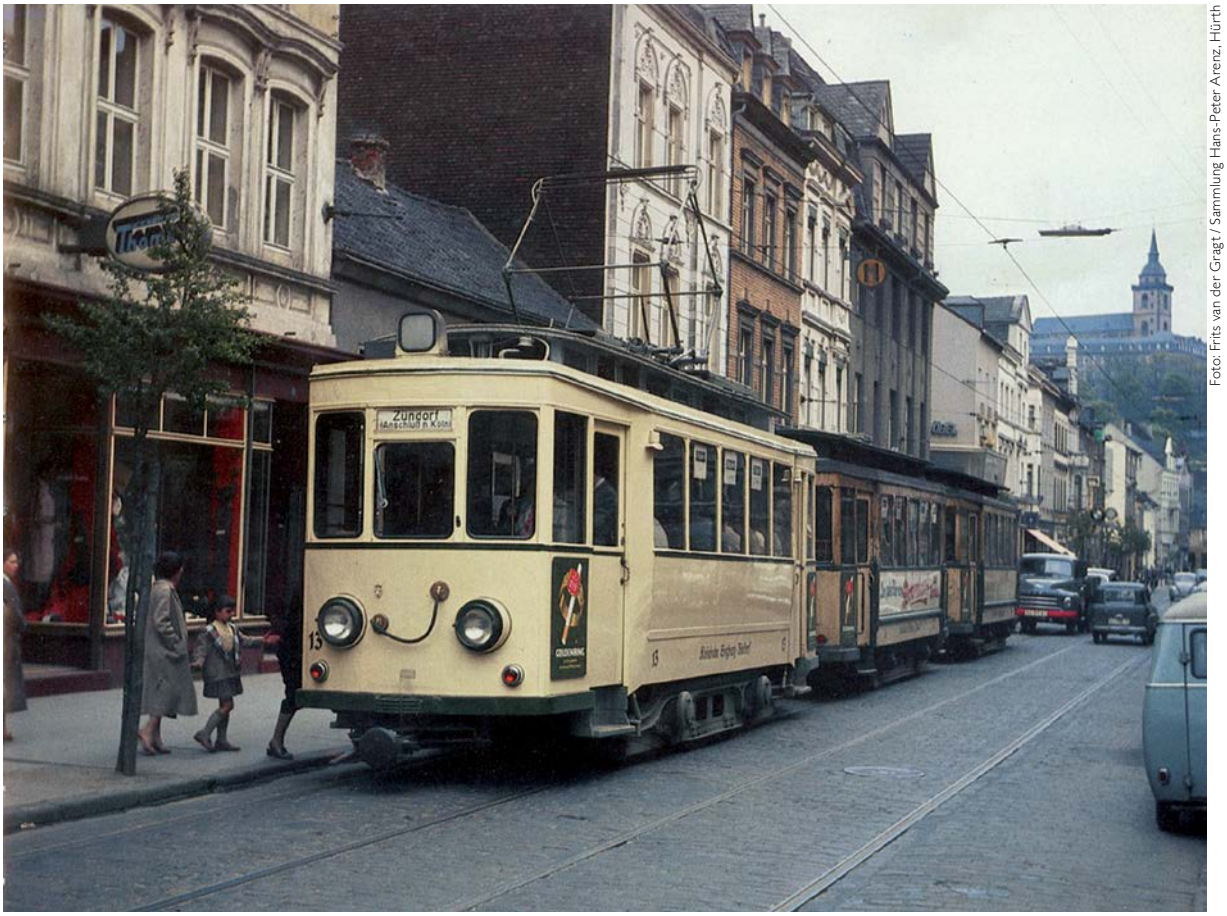


Foto: Frits van der Gragt / Sammlung Hans-Peter Arenz, Hürth

Ein „Rhabarberschlitten" Dreiwagenzug auf der Kaiserstraße in Siegburg; einzelne Triebwagen bekamen 1958 Stahlaufbauten, ursprünglich war die tragende Konstruktion aller Wagenkästen aber aus Holz, so auch die der hinteren Beiwagen

erst so richtig nach dem Zweiten Weltkrieg auf, als die Menschen zu Hamsterfahrten auf das Land aufbrachen. Mit gehamstertem Rhabarber bepackt fuhr man dann mit dem „Rhabarberschlitten" gerne wieder nach Hause zurück. Der „Rhabarberschlitten" stellte eine begehrte Verbindung her zwischen den kleinen Dörfern an Rhein, Sieg und Agger sowie der Wahner Heide und der Kreisstadt Siegburg (damals Siegkreis), aber auch in die Großstädte Köln und Bonn, nachdem man in Zündorf oder Siegburg umgestiegen war. Eine Alternative, um nach Bonn zu gelangen, bot übrigens auch der „Rhabarberschlitten" in Verbindung mit der Mondorfer Fähre, was allerdings verbunden war mit einem längeren Fußweg von und zu den Fähranlegern.

Die Kleinbahn heute

Die Bezeichnung „Kleinbahn" gibt es im heutigen Amtsdeutsch gar nicht mehr. Sie stammt noch aus dem preußischen „Gesetz über Kleinbahnen und Privatanschlussbahnen", das am 1. 10. 1892 in Kraft trat. Darin wurden technische Standards und damit verbunden auch die Leistungsfähigkeit dieser Bahnen herabgesetzt und gleichzeitig die Betriebsführung vereinfacht. So förderte man den kostengünstigeren Eisenbahnbau gerade auf dem Lande und verbesserte auch hier die Infrastruktur. Auf Grund ihrer lokalen Bedeutung wäre die frühere Bezeichnung „Kleinbahn Siegburg-Zündorf" aber auch heute noch durchaus berechtigt.

Nun kam es, wie es kommen musste: Schon in den 1950-er Jahren waren die Fahrgastzahlen auf dem „Rhabarberschlitten" rückläufig. Die Fahrzeuge bedurften dringend einer Renovierung – mit einer Ausnahme stammten sie alle noch aus der Gründungsphase. Der Rhabarberschlitten war Ende der 1950-er Jahre noch als Dreiwagenzug auf der Siegburger Kaiserstraße unterwegs (siehe Bild oben). Der Triebwagen mit der Nummer 13 zeigt sich sehr gepflegt in seiner traditionellen Farbgebung. Er fuhr übrigens auch in Himmelblau für die Alliierten. Die beiden Beiwagen sehen dagegen schon weit weniger gepflegt aus. Hinter ihnen wartet bereits ein neuer Opel-Blitz Pritschen-Lkw als

ernst zu nehmende Konkurrenz. Im zunehmenden Straßenverkehr wurde die Straßenbahn zu einem immer größeren Verkehrshindernis. Die Umstellung auf den Omnibus war darum schon Anfang der 1960-er Jahre beschlossene Sache. Sie wurde dann auch ab 1963 konsequent umgesetzt, nachdem die RWE vorzeitig den alten Vertrag gekündigt hatte.

Zuerst wurde 1963 der „Rhabarberschlitten" auf der Strecke zwischen Sieglar und Siegburg eingestellt. Damit endete hier der Schienenverkehr auf der Straße. Nach über 50 Betriebsjahren hat man auch den Personenverkehr auf der Strecke zwischen Sieglar und Zündorf eingesellt. Das Schienenendstück von Lülsdorf nach Zündorf wurde 1969 aufgegeben und etappenweise abgebaut, leider zum Teil auch schon wieder überbaut. Auf dem Streckenast von Sieglar nach Porz-Lind verkehrte noch am 31. 8. 1965 ein allerletzter Personenzug. Als schließlich hier am 30. Juni 1977 auch der Güterverkehr eingestellt wurde, wurden die Gleise abgebaut.

Eisenbahn-Güterverkehr wird seitdem nur zwischen dem Übergabebahnhof in Troisdorf-Spich und Niederkassel Lülsdorf betrieben. Die Elektrotraktion wurde nun aber auch zunehmend unwirtschaftlich. Für die Oberleitungen und die letzten drei E-Loks konnte man gute Schrottpreise erzielen – der Vietnamkrieg und die Kubakrise von 1962 hatten speziell die Kupferpreise in extreme Höhen getrieben. So wurde 1966 der elektrische Zugverkehr auf Dieseltraktion umgestellt. Zwei neue Diesel-Lokomotiven, die Nummer 1 und 2 der Maschinenbau Kiel GmbH (MaK), traten ihren Dienst an. Sie waren aber mit 350 PS zu schwach motorisiert, wurden 1971 nach Italien verkauft und durch die beiden stärkeren MaK-Lokomotiven Nummer 3 und 4 mit jeweils 700 PS ersetzt. Sie sind bis heute regelmäßig zwischen Troisdorf-Spich und Niederkassel Lülsdorf im Einsatz und ersetzen so zahlreiche Lkw-Transporte auf der Straße.

In dem Namen „Rhein-Sieg-Kreis Eisenbahn" steckt auch der traditionsreiche Name einer Aktiengesellschaft, der früheren „Rhein-Sieg Eisenbahn AG". Die schmalspurige „Brölthaler Eisenbahn AG" zwischen Hennef und Waldbröl gab sich 1921 diesen Namen, um sich besser von der Brohltaleisenbahn in der Eifel zu unterscheiden. Die RSVG wurde ihre Rechtsnachfolgerin, indem sie am 1. 1. 1973 das gesamte Aktienkapital der RSE AG erwarb. Am 30. 9. 1983 wurde die RSE AG im Handelsregister gelöscht und beendete damit ihre zu dieser Zeit nur noch auf dem Papier existierende Geschäftstätigkeit. Mit dem traditionsreichen Namen „Rhein-Sieg Eisenbahn" konnte nun im Jahr 1994 wieder eine private Eisenbahngesellschaft mit diesem Namen gegründet werden, die heutige „RSE GmbH" in Bonn-Beuel. Seit Gründung der Deutschen Bahn AG im Jahr 1994 (Privatisierung und Zusammenlegung von Bundesbahn und Reichsbahn) ist die „RSE GmbH" deutschlandweit auf der Schiene unterwegs – gelegentlich auch auf der ehemaligen „Kleinbahn Siegburg-Zündorf". Die roten Schienenbusse wecken dann gerne Erinnerungen an den traditionsreichen „Rhabarberschlitten". ∎

Quellenangaben und weiterführende Literatur:

Adolf Becker: Kleinbahn Siegburg – Zündorf, Rhein-Sieg-Kreis-Eisenbahn, 1914–1989, (1989) Verlag C. Kersting, Niederkassel

Strassenbahn Magazin Nr. 87: Bahnen im Kölner Raum (2): Kleinbahn Siegburg – Zündorf, (Februar 1993) Franckh-Kosmos Verlag, Stuttgart

Dieter Höltge: Straßen- und Stadtbahnen in Deutschland; Band 5: Bergisches und Siegerland von Wuppertal bis Bonn; S. 244 ff; EK-Verlag, Freiburg im Breisgau 1996; ISBN 3-88255-333-2

Gerd Wolff: Deutsche Klein- und Privatbahnen; Band 4: Nordrhein-Westfalen, Südlicher Teil; S. 188 ff; EK-Verlag, Freiburg im Breisgau 1996; ISBN 3-88255-660-9

Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises: Auf Schienen und Wegen unterwegs im Rhein-Sieg-Kreis, Ausgabe 23, Jahrgang 2014; ISBN: 978-3-936256-56-7; Verlag Blattwelt, Niederhofen

Ich bedanke mich sehr bei folgenden Personen, die mich mit mündlichen und schriftlichen Informationen, mit Bildern oder Korrekturen freundlichst unterstützt haben: Hans-Peter Arenz, Hürth; Robert Klemstein, Niederkassel; Hans-Günter Rudas, Troisdorf; Josef Schnabel, Niederkassel; Volkhard Stern, Bonn; Reinhard Zado, Niederhofen.

Wilhelm Müller

Ein Eisenbahnerleben in Oberlar

Am 25. August 1861 hatte die Direktion der Köln-Mindener-Eisenbahngesellschaft den Bau des ersten Troisdorfer Stationsgebäudes genehmigt. Mit der gleichzeitigen Einrichtung einer Haltestelle an der Köln-Gießener Strecke begann die Troisdorfer Eisenbahngeschichte.

Nach der Inbetriebnahme der rechten Rheinstrecke am 15. Juli 1871 erhielt Troisdorf ein neues Stationsgebäude auf einer Bahnhofsinsel zwischen den Gleisanlagen der Siegstrecke im Osten und der Rheinstrecke im Westen. Außerdem gab es seit 1874 noch die Güterzugstrecke Speldorf – Troisdorf. Wegen der geringen Reichweite der damaligen Dampf-Lokomotiven von ca. 100 Kilometern erhielt Troisdorf deshalb bald danach ein Eisenbahnbetriebswerk mit Wasser- und Kohleversorgung und entwickelte sich so zu einem Eisenbahn-Knotenpunkt mit allen personellen Auswirkungen.[1]

Zunehmend wuchs die Zahl der Troisdorfer Eisenbahner. Das hier beheimatete Lok- und Zugbegleitpersonal hatte den Güterzugverkehr auf den Streckenabschnitten Troisdorf – Betzdorf, Troisdorf – Oberlahnstein bzw. Koblenz und Troisdorf – Köln – Kalk auszuführen.

Oberlar, ein Ortsteil der damaligen Gemeinde Sieglar, damals als Eisenbahnerdorf zu benennen, traf nur bedingt zu, wohnten doch auch viele Eisenbahner in Troisdorf und Spich. Zudem waren auch viele Oberlarer bei den großen Industriewerken: Rheinisch-Westfälische Sprengstoffwerke (später Dynamit Nobel AG) und Klöckner-Mannstaedtwerke beschäftigt.

Die jedoch schon früh einsetzende Troisdorfer Eisenbahngeschichte und die damit verbundene Niederlassung zahlreicher Eisenbahnerfamilien im Ortsteil Oberlar ließ die o. a. Bezeichnung zu, wenn man die Anzahl dieser Familien in Beziehung zur dortigen Gesamtbevölkerung setzt:

1840 gab es im Ort 50 Einwohner, 1890 hatte sich die Zahl der Dorfbewohner gegenüber 1850 mehr als verzehnfacht.[2]

Stellvertretend für die Oberlarer Eisenbahner soll nachstehend das Leben des damaligen Zugführers Christian Müller aus der Oberlarer Agnesstraße nachgezeichnet werden.

Das Elternhaus meines Großvaters Christian Müller stand in Büllesbach bei Asbach. Er – wie auch die Großmutter – kamen aus bescheidenen Verhältnissen. Hilfe in der kleinen Landwirtschaft und unregelmäßige Schulbesuche kennzeichneten die Jugend des Großvaters. Es folgten einige Jahre harter Arbeit im nahe gelegenen Steinbruch. Nach seiner Militärzeit im damals deutschen Weißenburg (Elsass) zog es ihn zur Eisenbahn.

Meine Großmutter Catharina Kirschbaum stammte aus Dondorf bei Hennef. Nach einer Kochlehre im Hotel Korff in Blankenberg ging sie bei Bonner Professorenfamilien als Köchin in Stellung. Dieser Wechsel aus ihrem einfachen dörflichen Milieu in die Welt der gehobenen Gesellschaft hat Catharina so geprägt, dass sie in ihrer späteren Familie die maßgebliche Position einnahm.

Der preußische Staat war den jungen Männern, die ihm „gedient" hatten, behilflich bei der anschließenden Arbeitssuche, indem er ihnen einen bevorzugten Zugang zum öffentlichen Dienst gewährte. So waren bei Bahn, Post, Polizei und Zoll viele Mitarbeiter tätig, die zuvor ihren Militärdienst abgeleistet hatten.

So bat auch unser Christian Müller mit Schreiben vom 11. April 1904 die „Wohllöbliche Königliche Eisenbahn-Betriebsinspektion 1 in Neuwied" um Einstellung in den Eisenbahn-Fahrdienst und verwies hierbei auf seinen abgeleisteten Militärdienst.

Doch der Eisenbahndienst ist im wahrsten Sinne der Redewendung „von der Pike auf" zu erlernen. Daher stellte die Neuwieder Behörde dem Bewerber anheim, sich bei der Bahnmeisterei Troisdorf zu bewerben.

Nun muss man wissen, dass die Bahnmeisterei als eine technische Dienststelle u. a. für Gleisbau und

1 Erich Land u. Helmut Schulte, 125 Jahre Bahnhof Troisdorf 1861 – 1986, Herausgeber: Stadt Troisdorf.

2 Dr. Albert Schulte, Oberlar, der Ortsteil mit dem amerikanischen Tempo, TJH 1975.
wie vor, 150 Jahre Sieglarer Gemeindepolitik, Herausgeber: Gemeinde Sieglar.

-unterhaltung zuständig war. Sie wurde geleitet vom Bahnmeister, einem technischen Beamten des gehobenen Dienstes. Dieser hatte sein Fachwissen durch ein spezielles Ingenieurstudium erworben.

Die Rotte, bestehend aus mehreren Rottenarbeitern, wurde von einem Rottenführer bzw. -meister geleitet. Diese hatten die Aufgabe, zur Arretierung des Gleises zwischen den Schwellen Schotter einzufüllen und diesen mit Picken (Spitzhacken) zu verdichten. Was damals in Handarbeit geschah, erfüllen heute viel schneller spezielle Gleisbaumaschinen.

In diesem Arbeitsbereich begann nun 1904 die Eisenbahner-Tätigkeit des Großvaters.

Neben den Quereinsteigern waren die Rottenarbeiter das Reservoir, aus dem sich die Eisenbahn-Verwaltung ihren Nachwuchs für höherwertige Tätigkeiten (Rangierdienst, Zugbegleitdienst, Dienste in den Stellwerken und an Bahnübergängen) holte. Eisenbahninterne Prüfungsverfahren waren die Voraussetzung für den Zugang zu diesen Diensten.

In der Familienrunde hat der Großvater oft gestanden, dass ihm diese Prüfungen oft Schwierigkeiten bereitet hätten. Wie bereits erwähnt, hatte er eine dürftige Schulbildung erfahren. Wiederholt habe die Frau des Dorfschullehrers damals die Kinder mit der Begründung nach Hause geschickt, dass ihr Mann auf dem Feld arbeiten müsste.

1905 haben die Großeltern in Troisdorf geheiratet und beim Bäcker Krupp in der Kölner Straße eine Wohnung bezogen. Zuvor war dem Rottenarbeiter Christian Müller mitgeteilt worden, dass er „die formlose Prüfung für den Schaffnerdienst mit dem Urteil: genügend" bestanden habe.

Endlich war sein angestrebtes Ziel, eine Tätigkeit im Fahrdienst, erreicht. Doch an Stelle des Schaffnerdienstes wurde der Großvater mehrere Jahre als Bremser eingesetzt. Die durchgehende, vom Lokomotivführer zu bedienende Druckluftbremse war noch nicht erfunden. Mehrere Bremser waren auf dem Zug verteilt und hatten auf ein Pfeifsignal der Lokomotive hin die Spindelbremsen der Waggons zu bedienen, wie sie jedes Pferdefuhrwerk besitzt. Erst am 1. 4. 1913 wurde der Hilfsschaffner Müller zum „Königlichen Hilfsschaffner" mit einem Brutto-Viertel-Jahresgehalt von 1.100 Reichsmark ernannt.

Als in der Oberlarer Agnesstraße ein Haus zu kaufen war, legten die Großeltern ihre Ersparnisse zusammen und konnten glückliche Hausbesitzer werden. Es war ein einfaches Gebäude, gemessen an den ansehnlichen Häusern der Lokomotivführer in der Marien-, Pius- und Kirchstraße. Das unter seinen Eisenbahner-Kollegen erstrebenswerte Ziel, eigenen Besitz zu haben, hatte der einfache Bauernsohn aus dem Westerwald erreicht. Doch damit nicht genug. Nun galt es, das Eigentum zu mehren. „Er hat schon wieder ein Stück gekauft", soll seine Frau geseufzt haben, wenn ihr Mann nach und nach Ackerflächen in der Agnesstraße gekauft hatte; jeder Neuerwerb schmälerte das ohnehin geringe Haushaltsgeld.

Am 17. November 1924 ernannte die Deutsche Eisenbahn-Gesellschaft den inzwischen zum Oberschaffner beförderten Christian Müller I zum Eisenbahnzugführer (er wurde „bestallt" hieß es in der Urkunde). Der so Bestallte hatte zum Namen die Erkennungsziffer I zu führen, da offensichtlich der Troisdorfer Bahnhof mehrere „Müller" beschäftigte.

Im Zusammenhang mit den Reparationszahlungen an die Alliierten nach dem 1. Weltkrieg war aus dem Staatsbetrieb „Deutsche Reichsbahn" die „Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft" und aus dem Beamten Müller ein Angestellter geworden. Sein Dienstverhältnis konnte mit einmonatiger Frist gekündigt werden. Erst die Nationalsozialisten stellten 1939 den Staatsbetrieb mit eigener Dienstherrenfähigkeit wieder her; der Angestellte kehrte in die existentielle Sicherheit, die der öffentliche Dienst seinen Beamten gewährt, zurück.

Als Zugführer hatten die Troisdorfer Beamten überwiegend Güterzüge zu begleiten. Nicht beliebt waren die Zugbegleitdienste der Reisezüge an Sonn- und Feiertagen. Dort verlangten lästige Fragen der Reisenden genaue Kursbuch-Kenntnisse und höfliche Umgangsformen. Dann doch lieber im Packwagen der Güterzüge durch die Gegend rollen, denn die beförderten Güter fragten nicht, und ein verdientes Nickerchen nach getaner Feldarbeit war auch möglich.

Denn der Eisenbahner der einfachen Dienste war in seiner Freizeit Kleinlandwirt. Galt es doch, neben der Versorgung der kinderreichen Familie mit dem kargen Gehalt Haus und Ackerflächen zu finanzieren.

Für die Versorgung des Viehbestandes – 1 Ferkel, 2 – 3 Ziegen (sog. „Beamtenkühe"), Kaninchen und Hühner – war die Hausfrau zuständig. Ihr fiel auch die oft schwierige Aufgabe zu, mit dem knapp bemessenen Haushaltsgeld neun Mäuler mit einfacher Kost zu sättigen. Die Kinderschar empfand große Freude, wenn es an Ostern und Weihnachten anstelle der üblichen Ziegenmilch- eine Rindfleischsuppe gab.

Als Mitglied der Oberlarer Schützenbruderschaft nahm der Großvater am lokalen gesellschaftlichen Leben teil. Wer oder was ihn zum Eintritt in diesen erlauchten Kreis bewogen hat, ist nicht bekannt. Man darf aber vermuten, dass der von der Abgeschiedenheit des Westerwaldes Geprägte die Stille der Gartenarbeit dem Platz im Kreis der Oberlarer Honoratioren vorgezogen hätte. Mich als seinen Enkel haben vor allem seine schlichte Lebensgestaltung und der ihm gezollte Respekt in der Familie überzeugt. ▮

Peter Haas

Foto: Heinz Müller Stiftung, Fotosammlung Troisdorf

Die alte Schule von der Kirchstraße aus gesehen. Die Baracke diente 1961–65 zur Unterbringung von Klassen des Gymnasiums Altenforst. Der Baum vorne links ist vermutlich die Kaiserlinde.

Die Kaiserlinde bei Hertie

Wenn wir Deutschen vor mehr als hundert Jahren schon so viel von Kaiser Wilhelm II. gewusst hätten wie heute, hätten wir ihn vielleicht ein Jahr vor Beginn des I. Weltkriegs zum Teufel gejagt. „Der Untertan", Heinrich Manns Zeitsatire, erschien erst 1914. Man kannte also damals leider manches nicht, was wir heute nicht zuletzt dank Leuten wie Heinrich Mann wissen. Und deshalb freute sich die große Mehrheit der Deutschen auf Montag, den 16. Juni 1913, den Tag, an dem ihr Kaiser seit 25 Jahren regierte. Manche begannen sogar schon zwei Jahre vorher mit den Vorbereitungen des Festes, nämlich alle, die geplant hatten, aus diesem Anlass ein Denkmal aus Stahl oder Stein aufzustellen. Denn wenn es pünktlich zum Jubeltag stehen sollte, musste ja rechtzeitig damit begonnen werden.

Die junge Bürgermeisterei Troisdorf, die 1913 gerade mal 14 Jahre alt wurde, war viel zu arm, um an ein steinernes oder eisernes Denkmal auch nur zu denken. Sie griff auf einen Brauch zurück, den es schon seit alten Zeiten gegeben und der mit dem II. Deutschen Reich eine Renaissance erlebt hatte: Man besann sich auf die Dorflinde als dem festlichen Mittelpunkt des Dorfes und führte den Begriff der Kaiserlinde ein, um zu den verschiedensten Anlässen, die vor allem, aber nicht nur, das Herrschergeschlecht der Hohenzollern betrafen, Linden zu pflanzen.

In Troisdorf war es Rektor Körver, damals Schulleiter der „Alten Schule" in der Kirchstraße, der dazu ausersehen war, mit seinen Schülerinnen und Schülern eine würdige Veranstaltung auf die Beine zu stellen. Im Mittelpunkt standen ein Lindenbaum und eine Urkunde in einer Flasche, die man mit einem Korken verschloss, luftdicht mit Lack versiegelte und unter das Wurzelwerk der Linde legte. Peter Thiesen, Gastwirt in der Poststraße, hatte die grüne Flasche spendiert. Die Inschrift auf der Urkunde hatte folgenden prosaischen Wortlaut:

„Anno tausend neunhundert dreizehn am sechszehnten Juni des 25 jährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preussen, W i l h e l m II

a l s
Wilhelm Klev, Bürgermeister von Troisdorf,
Heinrich Beckers, Gemeindesekretär
Heinrich Kutzner, Gemeindesekretär
Karl Weingarten, Verwaltungsgehülfe,
Franz Schmitz, Verwaltungsvolontär,
Joseph Krebs, Verwaltungsvolontär, Siegburg,
Johann Fischer, Verwaltungslehrling
alle auf dem Bürgermeisteramt beschäftigt waren und die Polizeiverwaltung
durch den Polizeisergeanten Johann W i r z
den Hilfspolizeisergeanten Joseph Lohmar
wahrgenommen wurde,

wurde diese Kaiserlinde, in deren Wurzeln diese Urkunde verborgen liegt, zum Andenken an vorgenannten Gedenktag von der königstreuen Bürgerschaft T r o i s d o r f s in Ermangelung der Mittel für ein schöneres Denkmal gepflanzt.

Geschrieben!

Karl Weingarten“

Monika Born hat dieses Foto bei Facebook Archiv abgelegt. Man sieht den Schulhof der Schule Kirchstraße im Hintergrund rechts das Mülhens-Haus. Links daneben zwei Lehrerwohnungen und die Vorgängerschule der Schule Kirchstraße aus dem Jahr 1805.

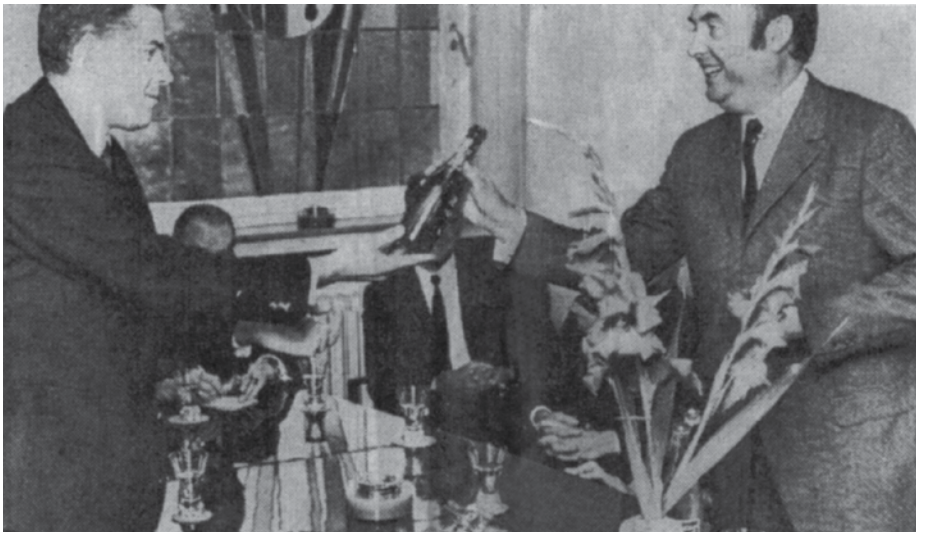
Die Linde wurde etwa da gepflanzt, wo man heute an der Kirchstraße in das Parkhaus des Forums fährt. Um 1900 war dort ziemlich genau die Mitte des Dorfes. Um 1913 entwickelte sich das Dorf schon seit einigen Jahren in Richtung Bahnhof und Rheinisch-Westfälische Sprengstoffwerke (RWS) – die spätere Dynamit-Nobel AG. Aber in den Köpfen der Menschen bestand die Dorfmitte nach wie vor aus folgenden Orten: aus dem Kirmesplatz (auf dem seit 1935 am Ursulaplatz die Wohnungsbaugenossenschaft gebaut hat), aus der ganz alten Schule von 1805 links vom Hofgebäude der Familie Mülhens (Kölner Straße 1 und 3, heute beide abgerissen), aus der vermutlich ältesten Troisdorfer Gaststätte „Sanderhof“ (Gaststätte Hohn), aus dem oberen Teil der Hofgartenstraße und dem ganz alten Pfarrhaus in der Kirchstraße 9, einem Fachwerkhaus überwiegend aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das heute noch dort steht.

Vermutlich wüssten wir bis heute nichts von diesem feierlichen Vorgang, wenn nicht an dieser Stelle 1969 das Kaufhaus Hertie gebaut worden wäre. Als schon fast alle der im Weg stehenden 25 Gebäude abgerissen worden waren, machten ältere Bürger darauf aufmerksam, dass unter der Linde, die man auch noch fällen musste, 1913 eine Flasche vergraben worden sei, als überall im Reich das 25. Regierungsjahr des Kaisers Wilhelm II. gefeiert wurde.

Troisdorf war im August 1969 in einer Ausnahmesituation. Am 1. August begann die neue Stadt Troisdorf, die aus dem alten Städtchen Troisdorf, der Gemeinde Sieglar, Friedrich-Wilhelms-Hütte (vom Amt Menden) und Altenrath (vom Amt Lohmar) gebildet worden war. Die Kommunalaufsicht hatte für den fortlaufenden Betrieb der Verwaltung mit dem Sieglarer Gemeindedirektor Heinz Bernward Gerhardus und dem Troisdorfer CDU-Fraktionsvorsitzenden Dr. Günter Nöfer zwei Kommissare eingesetzt, die bis zur nächsten Kommunalwahl die Geschicke der Stadt leiten sollten. Beide erwiesen sich nicht nur bei diesem Problem als besonders geeignete Besetzungen. Sie wandten sich an den Mann, der den Fortgang der Baustelle zu verantworten hatte, Bauleiter Eberhard Wiechmann. Zum ersten Mal in seiner jungen Berufskarriere betreute Wiechmann eine Baustelle und das mit bis zu 135 Mitarbeitern. Dennoch ließ er sich nicht aus der Ruhe bringen und nahm sich gelassen der Angelegenheit an.

Anfang 2017 erzählte er mir, wie er vorgegangen war: Er hatte am 2. August zunächst die Wurzel rundum freilegen lassen, dann hatte er einen Baggerfahrer gebeten, den über 56 Jahre alten Baum vorsichtig flach zu legen. Obwohl alles wie gewünscht klappte und der Sand rundum durchgesiebt wurde, fand man zunächst nichts. Erst Karl Schmitz, der bei der GWG am Ursulaplatz wohnte und den man in Troisdorf als aktives Mitglied der Schützenbruderschaft St. Sebastianus kannte, gelang es, mit einem dünnen Eisenstab behutsam so tief in den Sand zu stoßen, dass er auf einen festen Gegenstand traf, der sich als die versiegelte Flasche erwies. Man brachte sie zu Dr. Nöfer, der die Flasche öffnete und das obige Schreiben fand.

Schnell sprach sich der Fund rund. Zwei Männer meldeten sich, die 1913 als Schüler teilgenommen hatten. Die Rundschau nannte am 24. 8. ihre Namen und berichtete, was sie noch wussten. Franz Müller,



Bauleiter Wiechmann (li.) übergibt Dr. Nöfer die historisch interessante Burgunderflasche mit der Urkunde von 1913, die zum silbernen Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelm II. unter einer Kaiserlinde vergraben worden war.

Foto:
Norbert Müller,
Rhein-Sieg-Rundschau 24. 8. 1969

Jahrgang 1902, und Johannes Engel, Jahrgang 1903, erinnerten sich sogar noch, was sie damals gesungen hatten: Die Kaiserhymne („Heil Dir im Siegerkranz“) und das Kinderlied, das traditionell zum Geburtstag des Kaisers gesungen wurde: „Der Kaiser ist ein lieber Mann, er wohnet in Berlin, und wär' es nicht so weit von hier, dann ging' ich heut' noch hin.“

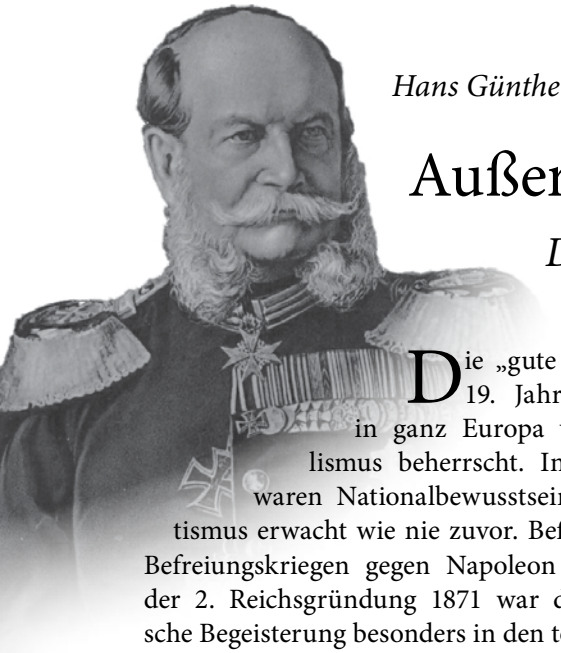
Drei der Amtspersonen, die 1913 in der Urkunde mit Namen genannt und 1969 80 Jahre alt wurden, erzählten der Rundschau, wo sie im Anschluss an die Jubiläumsfeier von 1913 gefeiert hatten: Am 16. Juni 1913 machten Heinrich Kutzner, Karl Weingarten und Franz Schmitz einen Ausflug nach Bad Godesberg zum Rheinhotel Dreesen, wo zur Feier des Tages eine Militärkapelle spielte. Dort feierten sie die „Kaiser-Linde“ auf ihre Art und kehrten erst am nächsten Morgen nach Troisdorf zurück.“ Da hatten die drei jungen Leute nicht schlecht gewählt. Denn das Dreesen in Rüngsdorf war 19 Jahre zuvor im Wilhelminischen Stil erbaut worden und war für junge Beamte auf der Erfolgsleiter wie die drei der angemessene Aufenthalt (Damals standen Beamte fast so hoch im Ansehen wie das Militär.). Es ist nirgendwo überliefert, aber die Vermutung drängt sich auf, dass die drei mit der Eisenbahn bis Dollendorf und von dort mit der Fähre an ihr Ziel gekommen waren, den Rückweg aber wegen der fortgeschrittenen Zeit zu Fuß und über die Bonner Rheinbrücke angetreten haben. Was damals eine Wegstrecke war, die man für einen genussreichen Abend gern in Kauf nahm.

Die Rundschau und der Stadt-Anzeiger berichteten hier und da unterschiedlich über die Ereignisse, auch über das nachfolgende Geschehen, von dem ich hier die Rundschau vom 24. 8. 69 zitiere, weil sie an dieser Stelle am exaktesten berichtet: „Zusammen mit einer Fotokopie wurde die Urkunde gestern (also am 23. 8. 69) in einen Glasbehälter gesteckt, den die Troisdorfer Glasbläserei Hans Bayer angefertigt hatte. Der Behälter wird im Troisdorfer Archiv aufbewahrt.“

Leider ist diese Flasche nicht mehr auffindbar. Wenn sie damals im Archiv landete, dann müsste das im Keller des Neubaus von 1961 gegenüber der Burg Wissem gewesen sein. Der war vermutlich nicht fortwährend bewacht. Wie gesagt, in den Turbulenzen der Umgestaltung Troisdorfs zur selben Zeit war die Sorge um Flaschen nicht in der höchsten Dringlichkeitsstufe. Andererseits blieb dieser Archivraum noch Jahrzehnte lang erhalten, und dennoch verschwand die Flasche. Aber Eberhard Wiechmann hatte damals eine Fotokopie der Urkunde erhalten, die er mir für meinen Rückblick zur Verfügung stellte. Bei Licht besehen, werden sogar zwei Gegenstände vermisst: die dunkelgrüne Weinflasche von Peter Thiesen, der die Urkunde entnommen worden war, und der Glasbehälter, den die Firma Bayer eigens für die alte Urkunde hergestellt hatte. Bestimmt findet sich heute auch wieder ein Sponsor, der dem Finder einer der beiden Flaschen eine Flasche Rotwein spendiert. Sie sind zwar nicht der kulturelle Höhepunkt der Troisdorfer Geschichte aber doch eine liebenswerte Erinnerung. ▮

Quellen:

Pressespiegel der Stadt Troisdorf Juli-September 1969
Stadtarchiv Schlagwort „Hertie“
Privatarchiv Eberhard Wiechmann
Protokolle des Gemeinderates von Troisdorf 1913
Wikipedia: Stichwort „Kaiserlinde“ und „Kaiserhymne“



Hans Günther Rottland

Außer Spesen nichts gewesen

Das Kaiser-Wilhelm-Denkmal – Nur ein Traum

Die „gute alte Zeit" des 19. Jahrhunderts war in ganz Europa vom Nationalismus beherrscht. In Deutschland waren Nationalbewusstsein und Patriotismus erwacht wie nie zuvor. Befeuert von den Befreiungskriegen gegen Napoleon 1813/14 und der 2. Reichsgründung 1871 war die vaterländische Begeisterung besonders in den tonangebenden Schichten des Bürgertums groß. Das galt auch für die in der Beziehung immer etwas verdächtigten Rheinländer. Nachdem die „Rheinprovinz" seit dem Wiener Kongress 1815 an Preußen gefallen, die Bewohner also zunächst unfreiwillig „Rheinpreußen" geworden waren, „boomte" auch hier zunehmend das deutschlandweite nationale Gemeinschaftsgefühl bis hin auch zum übersteigerten peinlichen „Hurrapatriotismus".[1] Die unklugen und letztlich erfolglosen Kulturkämpfe Preußens mit dem rheinischen Katholizismus konnten daran nicht allzu viel ändern. Im Gesellschaftsleben kam es allenthalben zu patriotischen Zusammenschlüssen, Krieger- und Kameradschaftsvereine schossen aus dem Boden, in den anderen Vereinen (Gesangs-, Turn-, Sportvereinen usw.) herrschte ein entsprechender Geist. Es wurden nationale militärisch geprägte Fest- und Gedenktage kreiert (Kaisers Geburtstag, Thronjubiläen, Sedanstag u. a.) und in hoch emotionaler Weise gefeiert, auch in den Schulen, ganz vorne dabei die Lehrer. In den Ortschaften manifestierte sich das Nationalgefühl durch Straßenbenennungen, durch Errichtung von glorifizierenden Denkmälern für Gestalten aus Politik und Militär oder von pompösen Heldengedenkstätten.

Die damalige Denkmalbegeisterung zeigt exemplarisch das im Siegburger Stadtmuseum ausgestellte wandfüllende Gemälde von der Einweihung des Niederwalddenkmals 1883, das früher im Sitzungssaal des alten Kreishauses am Kaiser Wilhelm Platz hing (Maler: F. Klein-Chevalier).

Das alles war auch im Siegkreis und in Siegburg so, wo das Militär ohnehin besonders präsent war und auch noch für wirtschaftlichen Aufschwung stand (Zeughaus, Geschossfabrik, Feuerwerkslaboratorium). Man war katholisch und kaisertreu, durch den Untertanengeist nicht wirklich belastet, die protestantische Minderheit sowieso. Noch heute sind die nach den preußischen Hohenzollern, nach der Kaiserfamilie und führenden Militärs benannten Straßen oder das Denkmal auf dem Siegburger Marktplatz sichtbare Zeugnisse dieser Zeit. Nur noch selten von einzelnen Eiferern in Frage gestellt, können sie in zeitgemäßer Interpretation augenfällig örtliche und überörtliche Geschichte vermitteln.

Das den Marktplatz prägende Kriegerdenkmal ist allerdings in der Kreisstadt das einzige größere derartige Relikt dieser Epoche. Bei dem damaligen Zeitgeist erscheint es nicht recht erklärlich, dass gerade hier kein ähnlich repräsentatives Denkmal an die höchsten Vertreter des Kaiserreichs erinnert. Während z. B. im Rheinland nach dem Kulturkampf überall Bismarckdenkmäler errichtet wurden, hat der Eiserne Kanzler es in Siegburg gerade mal zu einer Straßenbenennung gebracht. Dafür schmiedete man allerdings hier schon an einem weitaus großartigeren Plan: Man wollte nichts weniger als die Errichtung eines stolzen Denkmals für Kaiser Wilhelm I – im Denkmaltrend der Zeit das Höchste der Gefühle. Wilhelm der I. war im Volk angesehen, nachdem er sich vom „Kartätschenprinz" seiner Jugendzeit zum später bedächtig konservativ agierenden und eher kriegsscheuen Regenten entwickelt hatte. In die Rolle des 1. Kaisers des 2. deutschen Kaiserreichs war er bekanntlich gegen seinen Willen 1871 von Bismarck gedrängt worden. Die dahin führenden vorausgegangenen Kriege, besonders 1866 und 1870/71, waren Bismarcks Werk.

1 Von Heinrich Mann in seinem satirischen Roman „Der Untertan", von Carl Zuckmayer im „Hauptmann von Köpenick" meisterhaft karikiert.

Die Bonner Denkmäler – rechts auf dem Venusberg unzerstört, Mitte die restaurierte Kaiser Figur des im Krieg zerstörten Denkmals links

Ihre Erfolge wurden mit Wilhelm I., „unserem Heldenkaiser", verknüpft. Ihm vertraute, an ihn glaubte man. Nach seinem Tod 1888 verklärte sich das Bild weiter, zumal sein Enkel, Wilhelm II., mittlerweile ein Kontrastprogramm bot.[2] Und so war es selbstverständlich, dass man gerade dem alten Kaiser, dieser überparteilichen Identifikationsfigur und Verkörperung des auch wirtschaftlich ungeheuer prosperierenden Deutschen Reiches, Denkmäler errichten wollte. Das führte zu einer wahren Flut solcher Objekte in den unterschiedlichsten Ausdrucksformen, Größen und Materialien, von vielen damals namhaften Künstlern gestaltet.[3] Die Reiterstandbilder auf der Hohenzollernbrücke in Köln und am Deutschen Eck in Koblenz sind die bekanntesten Beispiele in der näheren Umgebung. Aber auch in Bonn ist ein Denkmal in Kessenich (Venusberg) noch sehr gut erhalten; von dem weiteren 1906 an der Universität errichteten, im Krieg zerstörten großen Denkmal ist 1989 nur die Kaiserfigur restauriert und im Biergarten (!) des Residence-Hotels Günnewig wiederaufgestellt worden.

In den Jahren 1909 / 1910 war die entsprechende Denkmalidee auch in Siegburg herangereift. Es hatte sich ein „Denkmalkomitee" gebildet, bei dem der Forstmeister Edmund Reusch, ein auch sonst vielbeschäftigter Mann mit großer Energie[4], die treibende Kraft war. Man sondierte zunächst im kommunalen Umfeld die grundsätzliche Bereitschaft zur Beteiligung an dem Projekt. Die Rückmeldungen waren im allgemeinen positiv, doch zeigten sich örtlich vereinzelt auch Widerstände, teils wegen eigener Denkmalpläne (Oberpleis), teils, weil das Denkmal für eine Stadt von der Größe Siegburgs nicht gerade nötig oder durch Siegburg allein finanzierbar sei (Eitorf).

Wegen der Art des geplanten Denkmals kam Forstmeister Reusch mit dem in diesem Metier schon erfahrenen Berliner Bildhauer **Arnold Künne** in Kontakt, der auch im März 1910 eigens von Berlin anreiste, die Örtlichkeit besichtigte und eine Kulissenprobe mit einem von ihm bereits gefertigten Modell des Denkmals demonstrierte. Es wurde auch schon ein Vertragsentwurf erarbeitet, in welchem die Einzelheiten des Projektes näher beschrieben sind. Danach plante Künne auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz mit Front zur Wilhelmstraße ein Denkmal mit einem 3,05 m hohen bronzenen Kolossalstandbild Kaiser Wilhelms I. in Feldmantel mit Pickelhaube, in der Rechten den Feldstecher. Das Ganze auf einem steinernen Postament von 2,74 m Höhe, mit einem erhaben gemeißelten Schild mit Krone und der Inschrift **„Wilhelm dem Großen"**. Das Standbild sollte von einer nach vorne geschwungenen Wand eingerahmt werden, mit drei Wasserspeiern in der Mitte, aus denen sich Wasser in ein dem Ganzen vorgelagertes mit einem reichen Bronzegitter versehenes Brunnenbecken ergießen sollte.

Die Gesamtkosten waren auf 26.000 M beziffert.

Die Außenwirkung seiner Pläne beschrieb Künne so: „Der umfangreiche vorhandene Schmuckplatz, als Teppich gewissermaßen vor dem vom Wasserspiel belebten Denkmal ausgebreitet, das monumentale Landratsamt, das malerisch im Hintergrund hoch gelegene Schloss[5], dies alles zusammen mit dem Denkmal dürfte ein eigenartiges Stadtbild, wie

2 Noch immer lebt der heute kaum noch reflektierte Gassenhauer: „Wir wollen unseren alten Kaiser Wilhelm wiederhaben …", „… **aber den mit dem Bart,** …" – Gegensatz zu Wilhelm II mit dem seinem Schnäutzer „**Es ist erreicht**".

3 Das preußische Denkmalinstitut e. V. hat einmal für die Zeit zwischen 1888 und 1918 im deutschsprachigen Raum 63 Reiterdenkmäler, 231 Standbilder, 5 Sitzstatuen, 126 Büstendenkmäler, 28 Kaiser-Wilhelm-I.-Türme und unzählige Reliefmedaillons und Widmungsinschriften gezählt (Angaben nach Wikipedia).

4 S. Herbert Schmidt, Aus der Wald- und Forstgeschichte des Siegkreises, 1973, Seite 45.

5 Die Abteigebäude.

Der Aufstellungsort des Denkmals von der Wilhelmstraße aus gesehen. Fotos von 1912, Repro Landesarchiv Duisburg

es sich sonst kaum wiederfindet, ergeben und mit dem fortschreitenden Wachstum der gärtnerischen Anlagen von Jahr zu Jahr immer schöner werden."

Trotz dieser rosigen Aussichten kam es aber dann doch zu keinem verbindlichen Vertragsabschluss, aus der Sache wurde zunächst nichts.

Inzwischen wurden nämlich Siegburg und der damals noch stark kleinbäuerlich geprägte Siegkreis am 28. Juli 1910 schwer von einem verheerenden Hagelschlag heimgesucht, bei dem bis zu ¾ der Ernte vernichtet wurde. Die wegen des Denkmals angefragten Bürgermeister (z. B. von Much, Lohmar [Polstorff], Troisdorf [Klev], Sieglar [Lindlau]) u. a. erklärten deshalb, dass mit einem nennenswerten Spendenaufkommen nicht zu rechnen sei, vielmehr schon für die notleidenden Landwirte gesammelt werde.

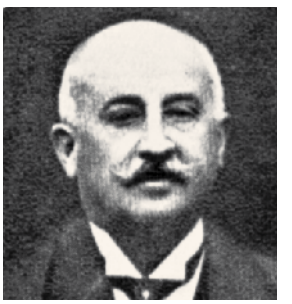
Ende August 1910 beschloss man darauf vorerst von weiteren Schritten in Sachen Denkmal abzusehen.

Erst im Frühjahr 1913 wurde das angedachte Denkmalprojekt wieder aufgenommen und kam dann aber auch richtig in Schwung.

Geplant war, es als Denkmal des gesamten Siegkreises zu errichten, und zwar in Siegburg als Sitz der Kreisverwaltung, dort vor dem Landratsamt auf dem auch heute noch so benannten Kaiser-Wilhelm-Platz. Diesmal sollte es 1915 zur Erinnerungsfeier an die hundertjährige Zugehörigkeit der Rheinlande zu Preußen fertig sein und am 9. Juni – bei „Kaiserwetter" – enthüllt werden. An diesem Tag, war nämlich 1815 der Wiener Kongress beendet worden, der die staatliche Neuordnung beschlossen hatte.

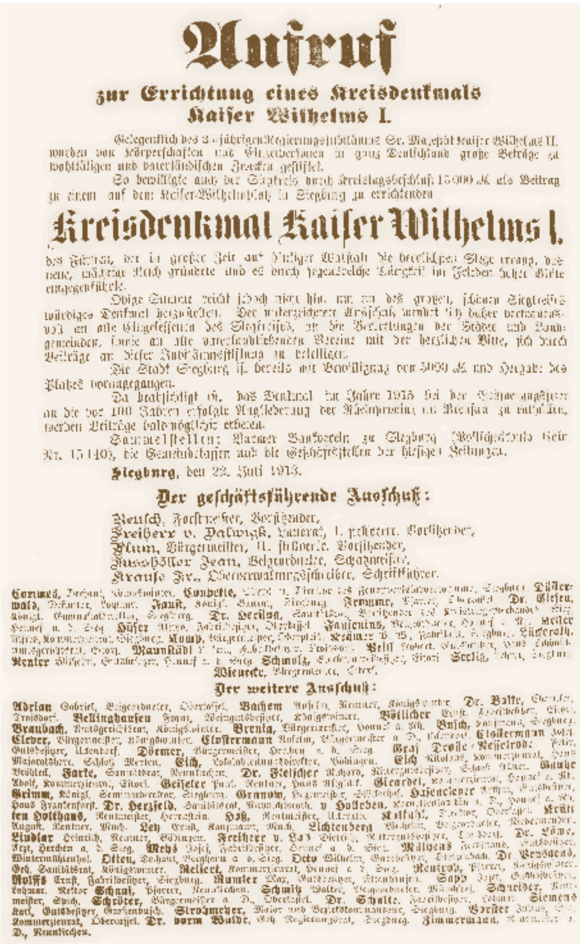
Zur praktischen Durchführung (Planung, Finanzierung, Ausschreibung usw.) bildete sich durch Erweiterung des früheren Denkmalkomitees ein **Ausschuss** von 80 führenden Persönlichkeiten, die damals im Siegkreis die wirtschaftliche und politische Szene bespielten. Die eigentliche Arbeit lag bei einem **geschäftsführenden** Unterausschuss mit 29 Personen, während die übrigen 51 Ausschussmitglieder mehr für die nützliche Aquise in ihrem jeweiligen Einflussbereich gedacht waren. Angeführt wurde der Ausschuss von einem fünfköpfigen **Vorstand** bestehend aus dem Vorsitzenden Forstmeister **Reusch**, den Stellvertretern Landrat **Freiherr von Dalwigk** und Bürgermeister **Plum**, dem Schatzmeister **Jean Fußhöller** und dem Schriftführer **Friedrich Krause**. Als Fachmann für die technischen Fragen fungierte der königliche Baurat **Max Faust**.

Alle Akteure waren mit Leidenschaft, Kompetenz und hohem Pflichtbewusstsein bei der Sache.



Die Hauptakteure von links nach rechts: Landrat Adolph Freiherr von Dalwigk, Forstmeister Edmund Reusch, Bürgermeister von Siegburg Carl Plum, Schatzmeister Jean Fußhöller

Als **Startkapital** für das Denkmal stellte der Siegkreis einen Geldbetrag von 15.000 Mark (M) bereit. Die Stadt Siegburg bewilligte im Mai 1813 weitere 5.000 M und stellte auch den Bauplatz zur Verfügung. Es wurde jedoch bald klar, dass diese Mittel bei weitem zu gering waren. Der Denkmalausschuss verbreitete deshalb am 23. Juli 1913 einen großen **„Aufruf zur Errichtung eines Kreisdenkmals Kaiser Wilhelm I., des Fürsten, der in großer Zeit auf blutiger Walstatt die herrlichsten Siege errang, das neue, mächtige Reich gründete und es durch segensreiche Tätigkeit im Frieden hoher Blüte entgegenführte."**



Aufruf

zur Errichtung eines Kreisdenkmals Kaiser Wilhelms I.

Gelegentlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II. wurden von Körperschaften und Einzelpersonen in ganz Deutschland große Beträge zu wohltätigen und vaterländischen Zwecken gestiftet.

So bewilligte auch der Siegkreis durch Kreistagsbeschluß 15 000 M. als Beitrag zu einem auf dem Kaiser-Wilhelmplatz in Siegburg zu errichtenden

Kreisdenkmal Kaiser Wilhelms I.,

des Fürsten, der in großer Zeit auf blutiger Walstatt die herrlichsten Siege errang, das neue, mächtige Reich gründete und es durch segensreiche Tätigkeit im Frieden hoher Blüte entgegenführte.

Obige Summe reicht jedoch nicht hin, um ein des großen, schönen Siegkreises würdiges Denkmal herzustellen. Der unterzeichnete Ausschuß wendet sich daher vertrauensvoll an alle Eingesessenen des Siegkreises, an die Vertretungen der Städte und Landgemeinden, sowie an alle vaterlandsliebenden Vereine mit der herzlichen Bitte, sich durch Beiträge an dieser Jubiläumsstiftung zu beteiligen.

Die Stadt Siegburg ist bereits mit Bewilligung von 5000 M. und Hergabe des Platzes vorangegangen.

Da beabsichtigt ist, das Denkmal im Jahre 1915 bei der [illegible] an die vor 100 Jahren erfolgte Angliederung der Rheinprovinz an Preußen zu enthüllen, werden Beiträge baldmöglichst erbeten.

Sammelstellen: Barmer Bankverein zu Siegburg (Postscheckkonto Köln Nr. 15 140), die Gemeindekassen und die Geschäftsstellen der hiesigen Zeitungen.

Siegburg, den 23. Juli 1913.

Der geschäftsführende Ausschuß:

Reusch, Forstmeister, Vorsitzender,
Freiherr v. Dalwigk, Landrat, I. stellvertr. Vorsitzender,
Plum, Bürgermeister, II. stellvertr. Vorsitzender,
[illegible] Jean, Beigeordneter, Schatzmeister,
Krause Fr., [illegible], Schriftführer.

[illegible]

Der weitere Ausschuß:

[illegible]

Weiter hieß es, dass die bisherigen Mittel für ein „des großen schönen Siegkreises würdiges Denkmal" nicht hinreichten. Daher wende man sich vertrauensvoll an alle Eingesessenen des Siegkreises, an die Vertretungen der Städte und Landgemeinden, sowie an alle vaterlandsliebenden Vereine mit der herzlichen Bitte, sich durch Beiträge an dieser Jubiläumsstiftung zu beteiligen.

Dieser Aufruf wurde in allen örtlichen Zeitungen veröffentlicht. Die Druckereien im gesamten Kreisgebiet machten Geschäfte mit den Druckaufträgen für Sammellisten, Aufrufe, Dankschreiben usw, die an die Bürgermeister der einzelnen Siegkreisgemeinden, an Vereine und Wirtschaftsbetriebe verschickt wurden, mit der Bitte, in ihrem Bereich Sammlungen durchzuführen. Die prominenten Ausschussmitglieder übernahmen auch persönlich jeweils eine Sammelliste, auf der sie zunächst einmal selbst meist höhere Beträge zwischen 50 und 500 M zeichneten und dann damit in ihrem jeweiligen Einflussbereich auf Sammeltour gingen. Der quasi amtliche Aufruf verfehlte jedenfalls seine Wirkung nicht. Eine Vielzahl von Geldbeträgen kam zusammen, kleine und große, Spenden vieler einzelner auf den Sammellisten, Spenden aus Kommunen und Betrieben, von Einzelpersonen und Vereinen, von Konzerterlösen usw.

Arbeiterorganisationen als solche waren nicht dabei. Die hatten ja unter der Regentschaft Wilhelms I. und seines Kanzlers auch nichts zu lachen (Sozialistengesetz). Im übrigen bieten die noch erhaltenen Sammellisten mit den vielen Spendernamen der Heimatforschung eine reiche Fundgrube für die damaligen Verhältnisse im Siegkreis. Aus der Höhe des Spendenaufkommens im jeweiligen Umfeld lassen sich Unterschiede der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit aber auch der Begeisterung für das Vorhaben erkennen. So überwies z. B. der Sammler für **Much** Ernst Ley nur zwei Spenden über insgesamt 13 M mit dem Hinweis, dass er mehr leider nicht sammeln konnte, da „hier dafür ein ungünstiges Feld" ist. Rührend das Schreiben des kath. Pfarrers von **Seelscheid** Müller der fünf Spenden von zusammen 20 M als „bescheidenen Beitrag" überwies mit dem Bemerken: „Reich sind wir hier oben in den Bergen leider nicht, aber guten Willen haben wir. Hoffentlich wird auch dieser kleine Baustein angenommen." In den übrigen Kommunen war das Spendenaufkommen unterschiedlich hoch. In **Siegburg** selbst, wo der Bürgermeister Plum das Einsammeln bei der Einwohnerschaft durch den dafür mit 3 M entlohnten Nachtwächter Heinrich Honrath besorgen ließ, erbrachte die Sammelliste bei zwei Spendern nur 60 M (davon 40 von Plum selbst). Es hieß, dass Honrath „sonst nur abschlägige Antworten erteilt worden" seien. Ähnliches passierte ausgerechnet in dem stramm preußisch firmierenden „Prinz Heinrich" Werk, wo ein beauftragter Werksangehöriger dem Betriebsinhaber und Ausschussmitglied P. W. Krämer (seine Spende 50 M), mitteilte, dass er beim Sammeln im Betrieb mit nur 38 M „Fiasko" gehabt habe: „Es ist absolut keine Stimmung da! Es wäre mehr dabei herausgekommen, wenn Sie

persönlich die Runde gemacht hätten." Für Siegburg ist jedoch zu berücksichtigen, dass durch eine ganze Reihe von mitgliederstarken Vereinen[6], prominenten Einzelpersonen[7] und sonstigen Gruppierungen[8] insgesamt weitere Gelder in ansehnlicher Höhe zusammenkamen. In **Lohmar**, wo auf der Liste des Ausschussmitgliedes Pfarrer Düsterwald in fast allen Haushalten abkassiert wurde, sind nur der Pfarrer mit 100 M, Bürgermeister, Lehrer und Vikar mit Beträgen bis zu 5 M, im übrigen aber allein 54 Spender mit nur zwischen 20 und 50 Pfennig vertreten.

Ergiebiger war das Resultat im evangelisch geprägten **Wahlscheider** Raum (211,85 M). Durchschnittliche Ergebnisse wurden erzielt in **Neunkirchen-Seelscheid** (71,30 M), **Siegburg-Mülldorf** (77 M), **Hennef** (108 M plus 300 M Fabrikant W. Reuter), **Lauthausen** (146 M), **Niederkassel** (158,30 M), **Oberpleis** (160 M) und **Eitorf** (158 M). Über das Listenergebnis hinaus lehnte der Eitorfer Bürgermeister eine zusätzliche kommunale Spende ausdrücklich ab mit dem pfiffigen Hinweis, dass man ja über die Kreisumlage schon an den 15.000 M beteiligt sei, die der Siegkreis vorab als Startkapital zur Verfügung gestellt habe. Überdurchschnittlich wiederum war das Spendenaufkommen im **Siebengebirgsraum**, bevorzugter Land- und Ruhesitz von gutbetuchten Persönlichkeiten aus Kölner Bankiers- und Kaufmannskreisen. In **Honnef** kamen 173 M, in **Oberkassel** (mit Ober- und Niederdollendorf und Heisterbacherrott) sogar 866 M zusammen. Die bekannten Gutsbesitzer Robert Peill und Ferd. Mülhens in Niederdollendorf legten nochmals je 100 M, der Verleger Girardet in Honnef sogar 500 M drauf. Auch in der industriell gut aufgestellten Gemeinde **Troisdorf** kamen überdurchnittliche Beträge zusammen (Gemeinde 300 M, Sammelliste Mannstaedt Werke angeführt von Dr. Carl Mannstaedt 439 M, RWS[9] Werke vertreten durch Dr. Seyffert 110 M, MGV Eintracht Troisdorf 20 M). Zu diesen Resultaten der organisierten Sammelaktionen kamen noch viele spontane Einzelspenden, auch von außerhalb des Siegkreises (Dr. Fleischer in Wiesbaden, Mannesmannwerke in Düsseldorf u. a.).

Besonders schneidig meldete sich der Major Freiherr von Stumm aus Berlin mit einer Großspende von 5.000 M zur Stelle.[10] Der Ausschuss war so begeistert, dass er hierüber einen Zeitungsartikel erscheinen lassen wollte. Forstmeister Reusch behielt jedoch kühlen Kopf und beließ es bei einem Dankschreiben, weil sonst weitere Spendenwillige annehmen könnten, dass jetzt schon genug Geld beisammen sei.

Alles in allem: Am Ende der auf Februar 1914 befristeten Sammelaktion waren innerhalb eines halben Jahres Spenden von deutlich über 10.000 M zusammengekommen, ein Betrag, der sich im Laufe der Zeit durch die 3 ½-%ige Verzinsung auf dem vom Schatzmeister Fußhöller verwalteten Sammelkonto des Barmer Bankvereins[11] noch beträchtlich vermehrte – ein „Fundraising", das sich bei dem damaligen Geldwert absolut sehen lassen konnte.

Nachdem im Frühjahr 1913 in der Öffentlichkeit bekanntgeworden war, dass die Denkmalpläne in Siegburg wieder aufgenommen wurden, bewarben sich bis Januar 1914 nach und nach insgesamt 21 teils renommierte Künstler (Bildhauer) aus Berlin, München, Erfurt, Wiesbaden, Düsseldorf und Köln um die Ausführung des Denkmals. Die Bewerbungsschreiben enthalten zum Teil ausführliche Referenzen mit Hinweisen auf andere patriotische Kunstwerke dieser Art, die man bereits ausgeführt habe. Soweit angängig versäumte man auch nicht darauf hinzuweisen, dass man gebürtiger Rheinländer sei. Einige Bewerber sandten gleich unaufgefordert Gipsmodelle von Teilen Ihres Entwurfs mit, die Forstmeister Reusch schon mangels geeigneter Lagerungsmöglichkeiten postwendend zurückschicken musste. Als einer der ersten war auch der Bildhauer Arnold Künne wieder dabei, der 1910 nicht zum Zuge gekommen war. Er legte im Juni 1913 einen gegenüber seinem früheren Plan abgeänderten Entwurf vor, bei dem die Brunnenanlage im wesentlichen beibehalten, die stehende Kaiserfigur aber durch einen ca. 6 Meter hohen Mittelbau ersetzt war mit einer Nische, in der sich eine zwei Meter hohe „sitzende Figur des alten Kaisers in Generalsuniform, barhäuptig, mit der Rechten die Kaiserliche

6 Z. B.: MGV Siegburg, Dilettantenverein Siegburg, Männerchor d. Geschossfabrik, Siegburger Turnverein, Verein ehemaliger Königshusaren, Offiziersvereinigung Siegburg, Offiziere u. Oberbeamten des Feuerwerkslaboratoriums, Militäranwärterverein, Kreiskriegerverband, Gardeverein, Allgemeiner Militärverein, Verein ehemaliger 160er, Freiwillige Feuerwehr Siegburg u. a.

7 Reusch, Faust, von Dalwigk, J. Fußhöller, Plum, Alfred Keller, Ernst Rolffs, Dr. vorm Walde, Kommerzienrat Gauhe u. a.

8 Die Lehrer des Gymnasiums, der Lehrkörper des Lehrerseminars, die Sammlung des Lehrers Seelig bei den Siegburger Juden u. a.

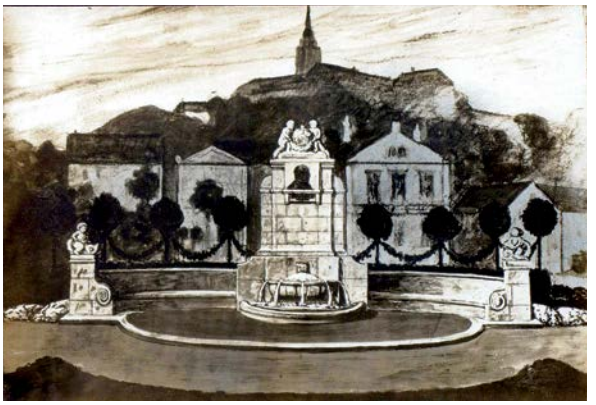
9 Rheinisch Westfälische Sprengstoffwerke, spätere Dynamit Nobel AG.

10 Ferdinand Eduard Frh. von Stumm war Mitinhaber des saarländischen Eisenhüttenkonzerns Gebr. Stumm, als Offizier Teilnehmer an den zur Reichsgründung führenden Kriegen, preußischer Diplomat, einflussreichster Politiker und seinerzeit der Reichste in Preußen, 1888 vom Kaiser nobilitiert. Von Stumm war von dem Bürgermeister von Obercassel auf das Projekt angesprochen worden. Die Spende zeichnete er ausdrücklich als Sohn und Vormund für seinen Vater den Rittmeister Friedrich Adolf von Stumm, der geisteskrank war und in Obercassel gepflegt wurde.

11 Geschäftslokal: Siegburg, Bahnhofstraße 23

Botschaft von 1883[12] haltend…“ befindet. Rechts und links davon die Jahreszahlen 1815 und 1915, an der Spitze des sich nach oben verjüngenden Mittelbaus die Kaiserkrone, über der sich zwei Kinderfiguren (Preußen und Rheinland) die Hände zum Bund reichen. Den Mittelbau umrahmte ein Gesims mit Lorbeer- und Eichengehängen, an dessen Enden die heimischen Flüsse „Sieg“ und „Vater Rhein“ durch allegorische Figuren dargestellt waren. Später änderte Künne auch diesen Entwurf nochmals, indem er die Kaiserfigur in der Nische durch ein großes Kopfrelief des Kaisers ersetzte.

Von beiden Entwürfen haben sich die nachfolgenden Abbildungen erhalten (Repro: Landesarchiv Duisburg):



Diese Entwürfe entsprachen durchaus den grundsätzlichen Vorstellungen, auf die sich der Denkmalausschuss inzwischen geeinigt hatte. Danach wollte man „kein Denkmal der üblichen Art“ und dem Künstler auch keine genauen Vorschriften machen, es sollte aber als große Brunnenanlage gestaltet werden und „dem Wunsch der Bevölkerung entsprechend eine sinnfällige Beziehung zum alten Heldenkaiser enthalten, sei es durch eine Büste, ein Reliefporträt, ein Reiterbild in Relief, ein größeres Relief reicherer Komposition oder in sonst geeigneter Weise“.

Dennoch hatte der Berliner Künne mit seiner Bewerbung auch diesmal wieder Pech. Mittlerweile hatte der Ausschuss nämlich, beraten durch Fachleute, beschlossen, für das Projekt einen **beschränkten Wettbewerb** auszuschreiben und dazu nur sechs damals prominente **rheinische** Künstler einzuladen und zwar die Bildhauer Karl Burger aus Aachen, Prof. Grasegger aus Köln und aus Düsseldorf die Bildhauer Gregor von Bochmann d. Jüngere, Prof. Coubillier, Prof. Netzer sowie den Architekten Prof. Kreis.

Die Teilnahme war mit je 500 M honoriert.

Über ihre Entwürfe, die mit entsprechenden Modellen bis zum 7. Februar 1914 einzureichen waren, sollte ein neunköpfiges Preisgericht entscheiden, bestehend aus Forstmeister Reusch, Landrat Freiherr von Dalwigk, Baurat Faust, Bildhauer Prof. Janssen[13], Baurat Moritz[14] aus Köln, Bürgermeister Plum, Provinzialkonservator Prof. Renard, Bierbrauereibesitzer Schmolz aus Eitorf, Bildhauer Prof. Tuaillon aus Berlin.

Die endgültige Entscheidung blieb dem Denkmalausschuss und der „allerhöchsten Genehmigung durch seine Majestät den Kaiser“ vorbehalten.

Inzwischen hatten Prof. Netzer wegen Arbeitsüberlastung und Prof. Kreis, dem die Juroren nicht passten, ihre Beteiligung abgesagt. Der Ausschuss wollte wegen des entstandenen Zeitdrucks aber keine weiteren Künstler mehr einladen, so dass der Wettbewerb nunmehr auf die verbliebenen vier Teilnehmer beschränkt blieb.

Dem übergangenen Arnold Künne, der sich hierüber mit bitteren Vorwürfen beklagte, gestand der Ausschuss eine mehr moralisch motivierte „Entschädigung“ von 300 M zu.

Die verbliebenen vier Wettbewerber reichten sodann fristgerecht ihre Entwürfe nebst Modellen ein und zwar jeder in zwei Alternativen, so dass insgesamt acht Entwürfe zur Auswahl standen, die man bereit war, zum vorgeschriebenen Preis von 25.000 M innerhalb von 10 Monaten[15] auszuführen.

Am 6. März 1914 wurden vom Preisgericht die vorgelegten Arbeiten begutachtet. Mit unterschiedlichen Begründungen erhielten die Entwürfe **Burger** (reizvoll, aber nur für einen kleinen geschlossenen Platz geeignet), **Grasegger** (mehrere Gruppen, eher für einen großen Park geeignet) und **von Bochmann** (höchst eigenartig, phantastisch, ein Reichsschiff mit Kaiser Wilhelm als Steuermann) nicht die erforderliche Stimmenmehrheit. So blieben nur die

12 Die Kaiserliche Botschaft einer umfassenden Sozialfürsorge für die Arbeiter wurde in der Thronrede vom 17. 11. 1881 verkündet, gesetzlich umgesetzt wurde sie erst ab 1883. Gegenüber dem früheren Entwurf von 1910 ist die Kaiserfigur jetzt also etwas weniger martialisch (ohne Feldstecher und Pickelhaube), dafür etwas mehr als Vaterfigur mit sozialem Einschlag konzipiert.

13 Leiter der Düsseldorfer Kunstakademie, der den Denkmalausschuß künstlerisch am stärksten beriet und beeinflußte.

14 Moritz hatte auch bereits das Landratsamt in Siegburg geplant.

15 Der Einweihungstermin im Juni war unrealistisch geworden.

Entwürfe von Prof. **Coubillier** aus Düsseldorf übrig, von denen sein Entwurf I „hinsichtlich der schönen wirkungsvollen Reitergruppe als auch hinsichtlich der Grundidee wärmste Anerkennung“ fand und die Stimmen aller neun Preisrichter auf sich vereinigte. Grundlegend für diesen Entwurf war die Idee eines Helden zu Pferde, der den Feind in Gestalt eines Ungetüms überwindet. Dieses Reiterstandbild sollte auf hohem Sockel im Zentrum der Brunnenanlage sich erheben und keine Reiterfigur Kaiser Wilhelms sein, sondern allgemein die mythologische Gestalt des **„Drachentöters“** symbolisieren, vielleicht anknüpfend an den traditionellen Siegburger Stadtpatron St. Michael. Den Bezug zu Kaiser Wilhelm sollte das Denkmal erhalten durch ein auf dem Sockel der Reiterfigur angebrachtes großes Medaillon mit dem Kaiserporträt und einer Widmung. Zu beiden Seiten der Brunnenschale waren zweiliegende Löwen als Symbole des Friedens geplant. Alle bild-hauerischen Elemente, auch die Reiterfigur[16], sollten in fränkischem Muschelkalkstein ausgeführt werden.

Nachdem im Anschluss an das Preisgericht sämtliche eingereichten Entwürfe für das Publikum noch zwei Wochen lang öffentlich im Kreishaus ausgestellt worden waren, wurde der Entwurf von Coubillier am 23. 4. 1914 auch vom **Gesamtausschuss** angenommen und für die Inschrift am Medaillon mit dem Kaiserporträt folgender Text beschlossen:

„Dem Heldenkaiser Wilhelm I.
Der Siegkreis“
(Rückseite Wappen der Rheinprovinz)

Kreishaus u. Kaiser Wilhelm-Denkmal.

Da das endgültige Aussehen somit feststand, wurden eine Reihe von Fotografien mit Details des Denkmalmodells in Auftrag gegeben u. a. für die Einholung der Kaiserlichen Genehmigung (die sich später aber als nicht erforderlich erwies).

Diese Bilder wurden zum Teil von dem renommierten Kölner Fotografen Eugène Coubillier[17], teilweise von dem bekannten Siegburger Fotografen Eduard Dickopf hergestellt. Dickopf lieferte darüber hinaus auch noch eine „Bildkomposition“ vom Kaiser-Wilhelm-Platz mit dem Modell des Denkmals, die man heute als Bildmontage oder Collage bezeichnen würde. Leider konnte der Verbleib aller dieser Fotografien nicht geklärt werden.[18] Der Gewerbe- und Verkehrsverein und der Schützenverein Siegburg haben sich jedoch seinerzeit von Baurat Faust die Abdruckerlaubnis von der Dickopfchen „Bildkomposition“ besorgt und diese Abbildung 1914 in damals neu herausgebrachten Publikationen[19] abgedruckt mit der Bildunterschrift „Kreishaus u. Kaiser Wilhelm Denkmal“ bzw. mit dem Zusatz „Enthüllung Frühjahr 1915“ Seither wird die Abbildung in dieser Weise immer wieder kommentarlos nachgedruckt und dadurch der falsche Eindruck vemittelt, als handele es sich um ein wahres Abbild des an Ort und Stelle bereits fertiggestellten Denkmals und nicht um eine nur fiktive Abbildung desselben in seiner künftigen Vollendung.

Unterdessen wurde am 13. Juli 1914 dann auch der Werkvertrag mit den Einzelheiten der Auftragserteilung geschlossen. Danach hatte Coubillier das Werk binnen zehn Monaten in Werkstein aus „durchaus gesundem Kirchheimer Muschelkalk“ fertigzustellen gegen ein Gesamthonorar von 25.000 M, zahlbar in Raten von 5.000 M bei Beginn der Arbeiten, 8.000 M bei Fertigstellung der Modelle für die Werkstücke und der Rest von 12.000 M bei Fertigstellung des Denkmals insgesamt.

Während man so vor Ort am großen Werk eifrig schaffte, gingen bekanntlich am 1. August 1914 mit der Katastrophe des 1. Weltkrieges in Europa die Lichter aus. Zunächst waren im Taumel der allseits herrschenden Kriegsbegeisterung noch keinerlei Auswirkungen auf den Fortgang der Arbeiten am Denkmal zu verspüren. Coubillier teilte vielmehr mit, dass er als Angehöriger des vorläufig noch nicht einberufenen Landsturms „leider nicht mit ins Feld“ komme und mit voller Kraft am Denkmal arbeiten könne.

16 Von Bronce als Material für den Reiter riet Coubillier ab, weil die herunterlaufende Patina den Stein beschmutzen könnte.

17 Ein jüngerer Bruder des Künstlers.

18 Der fotografische Nachlaß von Eugéne Coubillier (1873 – 1947) soll sich zuletzt im Kölner Atelier Marlene Querbach befunden haben. Diesbezügliche Nachforschungen waren leider erfolglos. Der Bestand im Atelier Dickopf soll nach mündlicher Auskunft eines Nachkommen „im Krieg“ untergegangen sein.
Ein Zufallsfund in evtl. noch unerschlossenem Archivgut wäre wünschenswert.

19 „Neuer Führer von Siegburg“ bzw. „Felten, Festschrift zur 400-jährigen Jubelfeier des Schützenwesens und der 75-jährigen Jubelfeier des Schützenvereins zu Siegburg“

Am 18. 8. 1914 bedankte er sich bei Baurat Faust für die erste Abschlagszahlung von 5.000 M und schrieb: „Unsere Reitergruppe wird mit voller Kraft und Begeisterung in Angriff genommen, ein Spiegelbild unserer tapferen Soldaten mitten im Feind. Gloria victoribus! Hoffentlich haben wir dann schon schöne Siegesnachrichten zu verzeichnen."

Diese schöne Hoffnung war dann aber schnell dahin als man Weihnachten nicht wieder zu Hause war, als die Gefallenenlisten immer länger wurden, sich die Versorgungslage der Bevölkerung verschlechterte. Trotzdem gingen die Arbeiten am Denkmal in den ersten Kriegsjahren weiter, wenn auch nicht so zügig wie geplant und mit weniger öffentlicher Präsenz. In den Jahren 1915 / 1916 beschloss man sogar, das Kaiser Wilhelm Denkmal noch zu **erweitern** und nach dem Kriege zu einem Denkmal für die **Gefallenen** des gesamten Siegkreises auszugestalten. Die von Coubillier dazu bereits skizzierten Entwürfe sahen vor, der Vorderseite des Aufstellungsplatzes auf ganzer Breite zur Wilhelmstraße hin durch eine als Kriegerdenkmal ausgebildete niedrig gehaltene Wand einen Abschluss zu verleihen und darin das Relief eines Kriegers und die Tafeln mit den Namen der „im Heldentod Dahingegangenen" zu integrieren.[20] Dafür sollte das eigentliche Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Platz etwas weiter nach hinten rücken, „um für spätere nach glücklicher Überwindung des Krieges stattfindende patriotische Feiern mehr Platz zu gewinnen". Darüberhinaus hatte man zur weiteren Ausschmückung die Idee, an den Ecken des Kaiser Wilhelm Denkmals vier Beutegeschütze aufzustellen. Landrat von Dalwigk wandte sich deshalb mehrfach an das Stellvertretende Generalkommando in Koblenz mit der Bitte, dem Siegkreis für das Denkmal solche Kanonen zu überweisen. Nachdem er zunächst vertröstet wurde, erhielt er zuletzt im Februar 1916 den Bescheid, dass bisher das Kriegministerium dazu noch keine Weisungen erlassen habe „und solche wohl kaum in Bälde zu erwarten sind". Der wahre Grund dürfte aber der immense kriegsbedingte Rohstoffbedarf gewesen sein, weswegen zu der Zeit in allen Bereichen schon längst die sogenannten „Metallspende"-Aktionen im Gange waren („Kanonen statt Glocken"). Troisdorf hatte da mit seinem Beutestück offenbar bessere Beziehungen oder war früher dran gewesen oder Genaueres dazu muss vorerst offenbleiben.

Beutekanone mit Granate und Flügelbombe in der Grünanlage gegenüber dem alten Troisdorfer Rathaus, im 2. Weltkrieg unzerstört geblieben, danach entfernt.

Als vorläufig letzte der Aktivitäten um das Siegkreisdenkmal ist dann am 18. April 1916 ein Besuch in Düsseldorf zu verzeichnen, bei dem der engere Denkmalausschuss im Atelier des Künstlers das inzwischen fertiggestellte Modell des Reiters besichtigte und als zur Ausführung geeignet befindet, wofür Coubillier dann eine weitere Anzahlung von 3.000 M erhielt

Danach scheinen die Arbeiten bis zum Kriegsende mehr oder weniger zum Ruhen gekommen zu sein.[21]

Inzwischen bröckelte es nach und nach auch im Vorstand des Denkmalausschusses. Landrat von Dalwigk ging 1917 als Regierungspräsident nach Aachen, Bürgermeister Plum starb 1918 noch vor Ende des Krieges, Schatzmeister Fußhöller litt zunehmend an Augenproblemen, so dass von den einst führenden Aktivisten zuletzt nur noch Reusch und Faust übrig blieben. Nach dem Ende des verlorenen Krieges meldete sich im Juli 1919 Coubillier erstmals wieder bei Faust und fragte an, ob noch Aussicht bestünde, das s. Zt. projektierte Denkmal zur Ausführung zu bringen, nachdem „ein grausames Schicksal unsere mit so viel Liebe unternommene Arbeit so jäh unterbrochen hat". Kurz danach brachte er noch als Alternative ins Spiel; „Wie wäre es mit einer **Siegfriedstatue**? Diese germanische Heldengestalt steht uns allen nahe und ließe sich darin vieles verkörpern, was uns am Herzen liegt." Aber in Siegburg, das in der französisch besetzten Zone des Versailler Vertrages lag, wo mit den Königlichen Werken die Wirtschaft total zusammengebrochen war, war man in Sachen Denkmal offenbar endgültig am Boden der nüchternen Tatsachen angelangt. Mit dem Künstler wurde vereinbart, dass die Angelegenheit bei einer persönlichen Zusammenkunft in Siegburg besprochen wer-

20 Wie „realistisch" das Ganze war, mag man daran ermessen, dass nach der Amtlichen Statistik aus den Ortschaften des Siegkreises insgesamt 3.833 Gefallene des 1. Weltkrieges gemeldet wurden.

21 Genaues kann dazu nicht gesagt werden, weil das Protokollbuch des Ausschusses nicht ermittelt werden konnte.

den sollte. Dieses Treffen fand am 23. August 1919 statt. wofür Coubillier eigens eine Einreiseerlaubnis der Franzosen für die besetzte Zone brauchte. Das Ergebnis fasste er anschließend in seinem Schreiben an Faust vom 2. September 1919 wie folgt zusammen: Bei der in Siegburg geführten Verhandlung „bin ich zu der schmerzlichen Erkenntnis gelangt, dass mit Rücksicht auf den unglücklichen Ausgang des Krieges und die darauffolgende Umwälzung im Inneren an eine Ausführung des von mir für Siegburg entworfenen Denkmals vorderhand nicht gedacht werden kann und daher beabsichtigt wird, das von mir vollendete Gipsmodell im Maßstab 1 : 2 (ca. 1,5 m hoch) in einem auf dem Michaelsberg zu errichtenden Museum aufzustellen. Ich bin bereit, den am 13. 7. 1914 mit Ihnen getätigten Vertrag unter folgenden Bedingungen zu lösen: Die Überführung des oben genannten Gipsmodells des Gesamtentwurfs und Verpackung für Transport nach Siegburg geht zu Ihren Lasten. Sie überweisen an mich als Entschädigung für den Ausfall der Ausführung mindestens 3.000 M. Mit Rücksicht auf die Mehrarbeiten .... Zwei Jahre nach Abschluss des Vertrages, hoffe ich auf eine Erhöhung der vorgenannten Entschädigung auf 5.000 M als angemessen.“[22]

Am 22. 10. 1919 erklärte sich der Denkmalausschuss mit diesen Bedingungen einschließlich der auf 5.000 M erhöhten Abfindung einverstanden.

Nach Erhalt des Geldes übersandte Coubillier Anfang 1920 das Gipsmodell der Reiterfigur nach Siegburg, wobei die Verpackungskosten allein 396 M betrugen. Das inzwischen vom Ausschuss an die Stadt Siegburg geschenkte Modell wurde anschließend von der Siegburger Spedition Kaufmann gegen weitere 55 M in die Krypta der Abteikirche auf dem Michaelsberg transportiert, wo damals die für das spätere Museum gedachten heimatkundlichen Sammlungen des Altertumsvereins aufbewahrt wurden. Als später dann das Museum im Nordflügel der Abteigebäude wirklich eingerichtet wurde, war das Modell in den Ausstellungsräumen nicht aufgestellt.[23] Wenn es also damals schon magaziniert gewesen ist und es die seither mehrfachen Umzüge des Museums überstanden haben sollte, müsste das Modell eigentlich heute noch in den mehr als 12.000 Positionen des Depotfundus des Stadtmuseums enthalten sein. Trotz wiederholter Nachsuche und Durchforstung der nicht immer nachvollziehbar geführten Bestandsbücher fanden sich jedoch keine Hinweise auf den Verbleib der Figur, die somit leider als verschollen gelten muss.

Nachdem sich so nun auch noch der letzte Rest des Denkmals auf rätselhafte Weise verflüchtigt hat, war seinerzeit die Arbeit des Denkmalausschusses noch nicht ganz getan. Ende März 1920 wurde der Oberbuchhalter Brenner mit dem peniblen Kassensturz beauftragt. Danach waren in den Denkmalfonds zur Umsetzung des Projekts insgesamt über 36.000 M gelangt. Davon waren zuletzt auf drei Sparbüchern noch Beträge von insgesamt 20.962,10 M. vorhanden. Ein weiteres vom Kreiskriegerverband Sieg gespendetes Sparbuch mit 448,80 M wurde dem Spender zurückgegeben. Somit waren für denkmalbezogene Arbeiten ca. 16.000 M verbraucht worden, überwiegend für Künstler- und Preisrichterhonorare (Coubillier erhielt insgesamt 13.500 M), ansonsten für Verwaltungskosten pp. Der verbliebene Restbetrag von 20.962,10 M, der ungefähr dem entsprach, was die Stadt Siegburg und der Siegkreis beim Beginn des Projekts als Startkapital gegeben hatten, wurde vom Denkmalausschuss dem im Jahre 1913 vom Kreistag gegründeten **Fonds zur Volkswohlfahrtspflege im Siegkreis** überwiesen, vornehmlich zur Bekämpfung der Tuberkulose und der Säuglingssterblichkeit. Inwieweit das Geld diesen Zwecken wirklich gedient hat und nicht ganz oder teilweise in den bald danach einsetzenden Inflationsjahren untergegangen ist, muss offen bleiben.

Es mag erlaubt sein, sich vorzustellen, welches Schicksal das geplante Kaiser Wilhelm Denkmal gehabt hätte, wenn es damals wirklich erbaut worden wäre.

Den Bombenhagel des 2. Weltkrieges hätte es an der Stelle wahrscheinlich überstanden. Dem ideologischen Zeitgeist und der Abrisswut im Bereich des alten Landratsamtes wäre es später sicher zum Opfer gefallen und hätte dem vor 30 Jahren vor dem neuen Kreishaus als Kunstwerk aufgestellten Beton-Tetraeder Platz machen müssen, der seit langem ungepflegt mit begrenzt erscheinender Restlaufzeit vor sich hin rottet. Besonders problematisch wäre der Umgang mit dem Denkmal geworden, wenn es in der erweiterten Form als Kriegergedenkstätte errichtet worden wäre.

Zum Vergleich: Rechts der heute auf dem Kaiser Wilhelm Platz aufgestellte Tetraeder

22 Mit den Mehrarbeiten waren der Entwurf nebst Gipsmodell für die nachträgliche Erweiterung zum Kriegerdenkmal für die Gefallenen gemeint.

23 Das ergibt sich aus einer Beschreibung der Exponate in den einzelnen Räumen vom 26. Juli 1931.

Die Siegburger Denkmalgeschichte wäre nicht vollständig ohne zum Schluss noch etwas zur Person des mit dem Denkmal beauftragten heute so gut wie vergessenen Künstlers zu berichten.*

Friedrich (Fritz) Coubillier wurde am 31. Oktober 1869 als Frèderic Cuvilliés in Longeville-le-Metz im damals französischen Lothringen geboren. Den Namen Coubillier verpasste der Familie ein preußischer Feldwebel beim Ausstellen von Identitätspapieren als Elsass-Lothringen nach dem Krieg von 1870/71 an Deutschland gefallen war. Der junge Coubillier wuchs zusammen mit acht Geschwistern in einer künstlerisch tätigen Familie auf, der Vater war Bildhauer, der Großvater Keramiker. Im Alter von 10 Jahren übersiedelte er mit der Familie nach Trier, wo er im Atelier seines Vaters das Modellieren und Bildhauern erlernte und mit 15 Jahren schon einen Bildhauerwettbewerb der Stadt Trier gewann. Als 1888 beide Elternteile verstarben und die Kinder unversorgt zurückblieben, arbeitete der junge Künstler zunächst in Köln bei der Kunstanstalt Schlüter und im Atelier Wilhelm Albermann. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris übersiedelte er 1893 nach Düsseldorf, wo er von dem Leiter der Düsseldorfer Kunstakademie Karl Janssen entdeckt und als sein Meisterschüler übernommen wurde.

Friedrich Coubillier 1912 zur Zeit als er an dem Siegburger Denkmal arbeitete.

Foto: Archiv des Künstlervereins Malkasten in Düsseldorf, Ausschnitt aus einem Gruppenfoto der damaligen Vorstandsmitglieder auf der Terrasse des Malkastengebäudes

Von da ab blieb Coubillier dann bis auf einen 7-jährigen Studienaufenthalt in Rom endgültig in Düsseldorf wohnhaft. In dieser Zeit, hat er vornehmlich im Rheinland eine Vielzahl von größtenteils aufwändigen Kunstwerken im öffentlichen Raum geschaffen, deren Spektrum von historisch patriotischen Darstellungen über Sujets aus der Mythologie bis zu industrie-kulturellen Themen und zu kunstvollen privaten Grabmälern reichte. Eine Beurteilung dieser Werke nach heutigem Kunstgeschmack oder mit gängigen Kampfbegriffen („Wilhelminischer Barock") würde der hohen Kunstfertigkeit in Ausführung, und Formensprache des in der besten klassischen Bildhauertradition stehenden Künstlers nicht gerecht. Aus seiner Hauptschaffensperiode sind besonders zu erwähnen der dem griechischen Meeresgott gewidmete große **Tritonenbrunnen** an der Königsallee und der Düsseldorfer **Industriebrunnen** am Fürstenplatz mit dem antiken **Schmied „Vulkan"** und den beiden kolossalen Assistenzfiguren des **Hüttenmanns** und des **Bergmanns**. Auf Schloss Burg an der Wupper ist seine lebensgroße Statue des Grafen Adolf von Berg erwähnenswert.

Prof. Coubillier 1939 vor seinem antiken Schmied „Vulkan", der Zentralfigur des von ihm geschaffenen Düsseldorfer Industriebrunnens.

Foto: Stadtmuseum Düsseldorf

1913 wurde Coubillier zum Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie ernannt.

Nachdem schon nach dem 1. Weltkrieg für die Kunstauffassung eine andere Zeit angebrochen war, widmete sich Coubillier in seiner späteren Schaffensperiode besonders religiösen Kunstwerken.

1943 wurde sein Atelier bei einem Bombenangriff zerstört.

Am 17. März 1953 starb Fritz Coubillier in Düsseldorf; er war unverheiratet, offenbar kinderlos, über einen Nachlass, aus dem weitere Erkenntnisse über sein Siegburger Denkmal zu gewinnen wären, ist in Düsseldorf nichts bekannt. ▮

Wesentliche Quellen:

Akten der Archive des Rhein-Sieg-Kreises, der Stadt Siegburg und des Landesarchivs Duisburg

Bildnachweis:

Soweit nicht im Text besonders bezeichnet, Privatarchiv des Verfassers

* Die Angaben sind im wesentlichen zusammengestellt nach Auskünften des Düsseldorfer Stadtarchivs und der Künstlervereinigung Malkasten sowie aus den Publikationen: Wolfgang Funken, Ars Publica Düsseldorf, 3 Bände, Klartext Verlag Essen 2012 und Hubert Delvos, Die Geschichte der Düsseldorfer Denkmäler, Gedenktafeln und Brunnen, 1938

Einleitung von Peter Haas

Karl Dahm ist gebürtiger Troisdorfer vom Jahrgang 1938. In Troisdorf war er in seiner Jugend und im frühen Mannesalter ein herausragender Fußballer bei Troisdorf 05. Er absolvierte eine Lehre bei der Dynamit Nobel AG und arbeitete dort anschließend in der Anwendungstechnik für Kunststoffrohre. Werner Hawerkamp, der damals Vorsitzender von Troisdorf 05 war, holte Karl Dahm 1968 zu sich in die Firma Kunststofftechnik als inzwischen ausgewiesenen Ingenieur und Fachmann in Sachen Kunststoff und gleichzeitig als eine tragende Säule in der Fußballmannschaft. Karl Dahm schildert in seinem Artikel den Aufstieg der Firma Bauku als ein Beispiel für die innovative Kraft der damaligen Dynamit Nobel AG, die immer wieder zur Gründung neuer mittelständischer Unternehmen in Troisdorf führte.
Er war als fachlicher Berater im VDI Bildungswerk und Ausschuss Abfallwirtschaft im BDI tätig sowie Referent und Autor an verschiedenen Instituten von Universitäten.
Ab 1990 betrieb Karl Dahm ein selbstständiges Ingenieur Büro für Abwasser- und Deponietechnik mit Schwerpunkt Beratung Bauku Produkte.

Karl Dahm

Aus dem Patent wurde das Produkt

Vor 60 Jahren wurde die Troisdorfer Bau- und Kunststoff Gesellschaft – Bauku – in Troisdorf-Oberlar gegründet

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann die Suche nach neuen Werkstoffen, die im Bauwesen Verwendung finden könnten. Mit Hilfe des Chemiekonzerns Farbwerke Höchst gründete der Troisdorfer Bauunternehmer Eduard Blum am 21. Februar 1956 die Firma Bauku (Troisdorfer Bau- und Kunststoff Gesellschaft). Blum verband mit dem Namen Bauku den Begriff „Bauen mit Kunststoffen" auch als Leitmotiv. Er begann zunächst mit der Fertigung von klein dimensionierten Kunststoffrohren aus dem Werkstoff Polyäthylen (HDPE) für Wasserleitungen. Als Rohstoff diente dem kleinen Handwerksbetrieb Hostalen aus Hoechst. Zur Weiterverarbeitung standen ihm die Extruder des Troisdorfer Maschinenbauunternehmens Reifenhäuser zur Verfügung, das gerade zu einem wirtschaftlichen Höhenflug ansetzte und 1956 vom engen Troisdorf ins weite Sieglarer Feld zog. Somit auch in die Nähe der neu gegründeten Firma Bauku im Industriegebiet Oberlar.

Werk 1, Produktionsstätte Troisdorf-Oberlar 1965

Leider waren zu dieser Zeit die Zulassungsfragen für diese speziellen neuartigen Rohre nicht geklärt, sodass die Produktion trotz guter Erfolge in diesem noch kleinen Markt eingestellt werden musste. Ein kleiner Trost war, dass sich für den verbleibenden Rest der Kunststoffrohre eine Verwendung im Zusammenhang mit einem gerade in Mode gekommenen Spiel- und Sportgerät ergab: Alt und Jung begeisterte sich für den „Hula-Hoop-Reifen".

Es folgte dann die Herstellung von Profilleisten und Gardinenleisten mit dem Namen „Kölner Brett", die sich aber auch nicht als Verkaufserfolg erwiesen. Mit der rasant einsetzenden Entwicklung auf dem Gebiet der Extrusion von thermoplastischen Kunststoffen konnte nicht mitgehalten werden, sodass auch diese Fertigung bald zum Erliegen kam.

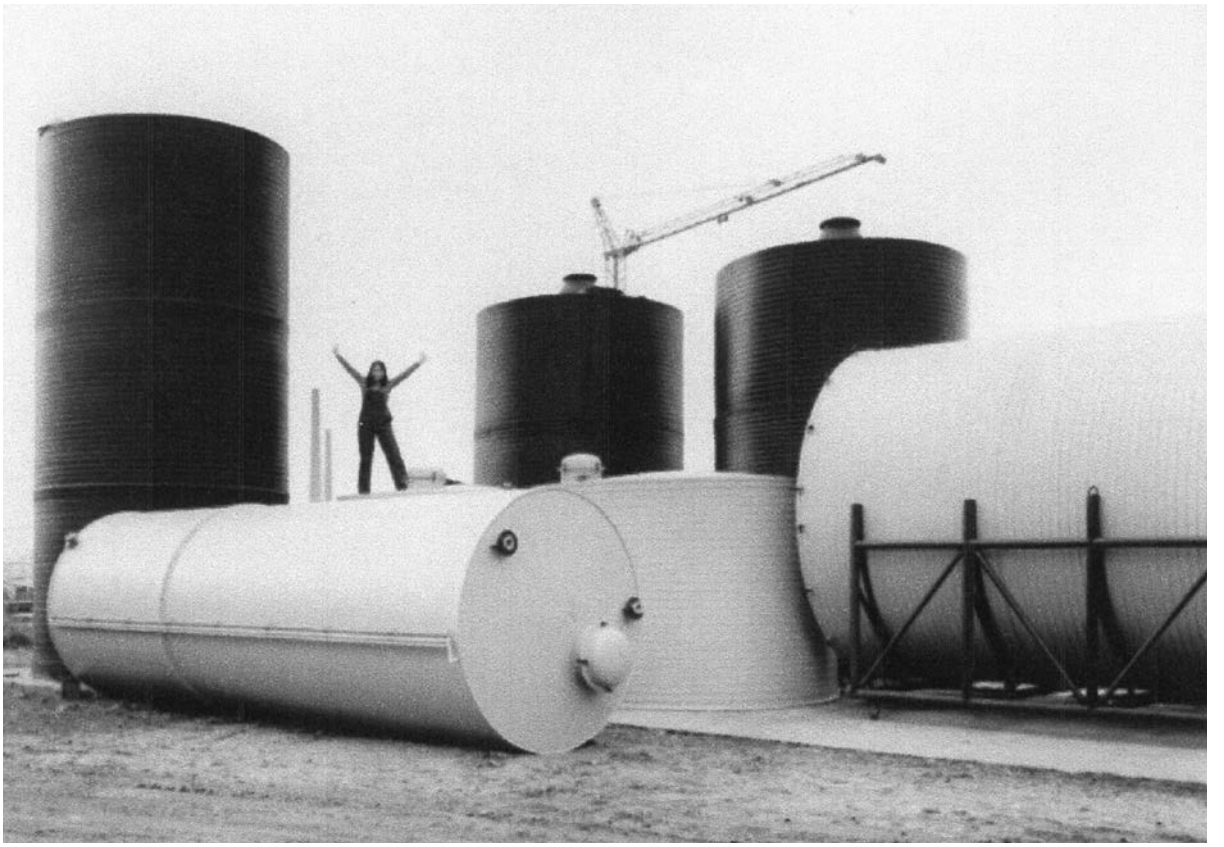
Der Gedanke von Eduard Blum 1956 war: Wie schafft auch ein kleines Unternehmen großen volkswirtschaftlichen Nutzen?

„Es braucht den dynamischen Unternehmer mit dem Glauben an seine Idee, mit dem Blick für das Durchführbare, mit der Bereitschaft zum Risiko, mit Übersicht und Vorausschau, mit sozialem Empfinden und eigener Einsatzbereitschaft, und nicht zuletzt einen Stamm guter und verlässlicher Mitarbeiter, die sich für die Qualität der Produkte verantwortlich fühlen." So lautete das Fazit des Firmengründers, wie man in der hauseigenen Zeitschrift „die Röhre", Jahrgang 10 / 1981, lesen kann.

Im Jahre 1959 begann das Wickeln von Großrohren aus den thermoplastischen Kunststoffen HDPE (High Density Polyethylene = Hartpolyäthylen) und PP (Polypropylen) sowie auch von PVC und glasfaserverstärkten Kunststoffen und Verbundsystemen. Das Verfahren wurde damals als Know-how mit dem Rohstoff „Hostalen" von den Farbwerken Hoechst angeboten. Das noch junge Unternehmen Bauku stellte zu Anfang Rohrstöße für Futtersilos in der Landwirtschaft und für Behälter des Weinbaus her. Behälter für die chemische Industrie erweiterten das Herstellungsprogramm durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter der Farbwerke Hoechst als Rohstofflieferant.

Diese Entwicklung war eine aussichtsreiche Erweiterung des Kunststoff-Apparatebaus mit künftigen Geschäften in der Industrie, wo mit Chemikalien gearbeitet wurde. Auf diesem Gebiet arbeitete bereits das Troisdorfer Unternehmen Kunststofftechnik mit ansehnlichem Erfolg.

Anfang der sechziger Jahre wurde auch auf diesem Gebiet der Konkurrenzdruck größer und verlangte für ein noch junges Unternehmen hohe Anforderungen an eine intensive Weiterentwicklung und Vermarktung dieser innovativen Idee. Der Bau-



Behälterbau in den 60er Jahren für Landwirtschaft / Weinbau / chemische Industrie

Abluftleitungen aus PEHD-Wickelrohren in der Großindustrie

unternehmer Blum erkannte schnell, dass künftig die Zusammenarbeit mit einer im Kunststoff-Apparatebau tätigen Fachfirma unerlässlich ist. Diese wurde im Jahr 1963 mit der Firma Kunststofftechnik GmbH in Troisdorf gefunden. Vertrieb und Marketing sollten von nun an hier angesiedelt werden.

Durch die Nähe zum Unternehmen Dynamit Nobel und deren Tochter Dynarohr an der Mühlheimer Straße konnten Fachkräfte für das künftige Projektgeschäft angeworben werden. Zu dieser Zeit war es üblich, dass sich die kleinen Kunststoff verarbeitenden Firmen in der Stadt mit der großen Dynamit Nobel fachlich und sachlich austauschten. Halbzeuge wurden ohnehin von dort bezogen.

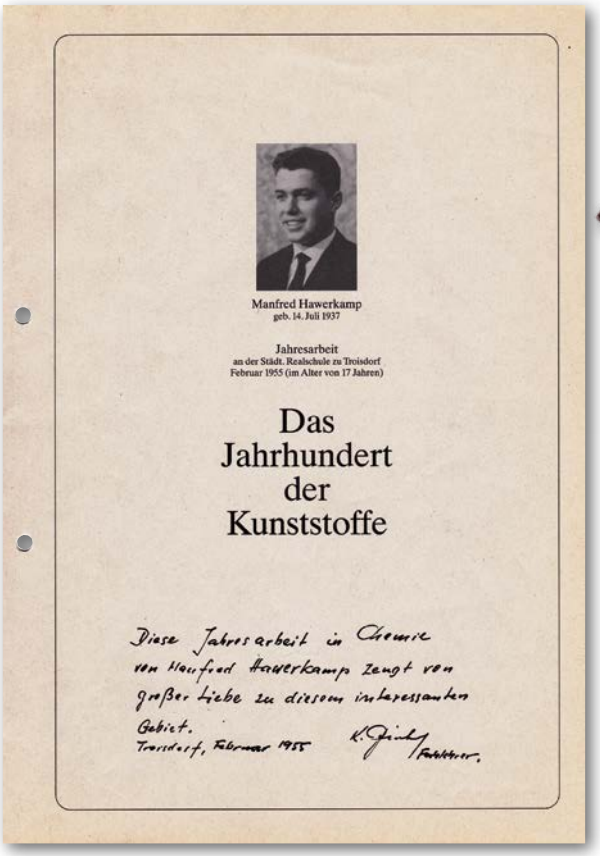
Die „Industriestadt im Grünen" fing an, sich den Namen „Kunststoffstadt Troisdorf" zu verdienen. Wie die Kunststoffmesse Düsseldorf für sich ein Logo fand, bei dem sich ein „K" aus Molekülen zusammensetzte, so erhielt Troisdorf 1971 in seinem neuen Wappen ein „T" aus Molekülen in Anlehnung an die Kunststoffindustrie der Stadt.

Der eigentliche Erfolg begann mit der Idee, ein Kunststoffwickelrohr mit umlaufenden Profilverstärkungen aus bestem Rohstoff mit einem Optimum an Steifigkeit bei geringem Werkstoffeinsatz wirtschaftlich herzustellen. Die thermoplastischen Kunststoffe Polyäthylen (PEHD) und Polypropylen (PP) waren erprobt und ausreichend vorhanden, und die Entstehung und Herstellung eines profilverstärkten Kunststoffrohres war geboren.

Spiral Bauku Kanalrohre aus dem Werkstoff Polyäthylen in schwarz

Der junge Ingenieur Manfred Hawerkamp, Sohn des Mitgesellschafters der Kunststofftechnik, hatte die Idee, dieses Kunststoffrohr – zunächst mit nur geringen Mitteln an Kapital und Ausrüstung – zu produzieren. In seinem Schwiegervater Fritz Reifenhäuser fand er schnell einen interessierten Befürworter, der ihn bei der Entwicklung einer neuen Wickelrohranlage unterstützte. Hawerkamp war schon durch die Familie das Wort „Kunststoff" mit in die Wiege gelegt worden.

Ein Auszug aus seiner Jahresarbeit an der städt. Realschule zu Troisdorf im Januar 1955 verrät, dass seine Arbeit in Chemie über das Thema „Das Jahrhundert der Kunststoffe" – wie der Fachlehrer Ginther ihm attestierte – von großer Liebe zu diesem Gebiet zeugt. Seine dargelegten Gedanken gipfelten in der Formulierung: „DIE ZUKUNFT gehört den KUNSTSTOFFEN."



Manfred Hawerkamp
geb. 14. Juli 1937

Jahresarbeit
an der Städt. Realschule zu Troisdorf
Februar 1955 (im Alter von 17 Jahren)

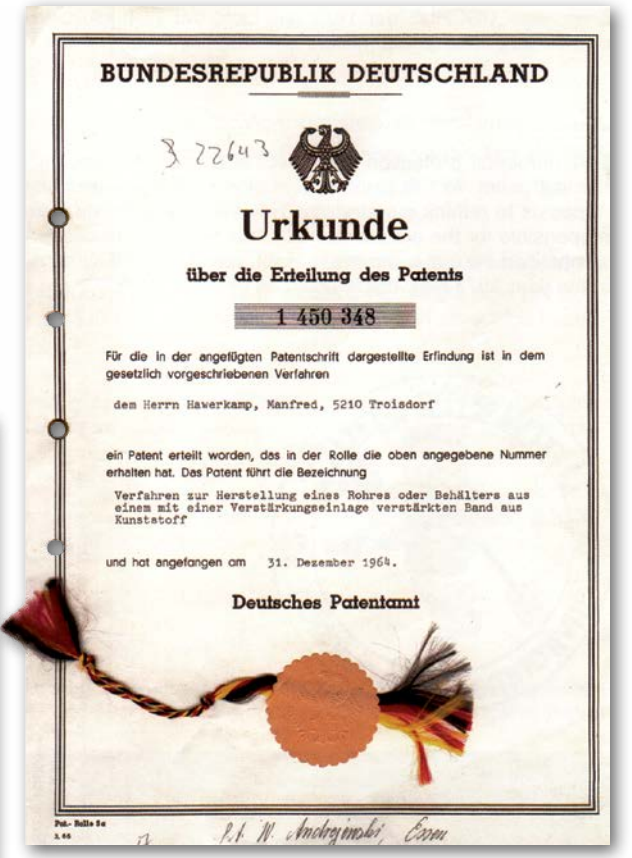
Das Jahrhundert der Kunststoffe

Diese Jahresarbeit in Chemie von Manfred Hawerkamp zeugt von großer Liebe zu diesem interessanten Gebiet.
Troisdorf, Februar 1955 K. Ginther

Jahresarbeit von Manfred Hawerkamp,
Städtische Realschule Troisdorf, 1955

10 Jahre später war es geschafft. Aus dem Patent wurde das „Spiral Bauku Rohr", um unter dieser Produktbezeichnung in den hart umkämpften Markt der Abwassertechnik einzusteigen. Die Probleme der Etablierten wurden zur Chance der Neuen. Ein neues, zeitgemäßes Produkt stand nunmehr den damals üblichen Steinzeug- und Betonrohren als Alternative aus der „Kunststoff Stadt" Troisdorf gegenüber.

Referenzen waren vorerst Installationen von Kunststoffrohren aller Art in Chemieanlagen und erste Kanalrohrverlegungen in der chemischen Industrie.



BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

B 22643

Urkunde

über die Erteilung des Patents

1 450 348

Für die in der angefügten Patentschrift dargestellte Erfindung ist in dem gesetzlich vorgeschriebenen Verfahren

dem Herrn Hawerkamp, Manfred, 5210 Troisdorf

ein Patent erteilt worden, das in der Rolle die oben angegebene Nummer erhalten hat. Das Patent führt die Bezeichnung

Verfahren zur Herstellung eines Rohres oder Behälters aus einem mit einer Verstärkungseinlage verstärkten Band aus Kunststoff

und hat angefangen am 31. Dezember 1964.

Deutsches Patentamt

Patentschrift der Erfindung aus dem Jahre 1964

Der Kunststoffindustrie half das schon damals erwachende Umweltbewusstsein, dass man die Natur auch unterhalb der Oberfläche schützen muss. Die Kanalisationsanlagen müssen den großen chemischen Belastungen der Neuzeit standhalten. In Deutschland stand man aber zu dieser Zeit dem „Neuen" vor allem bei den großen Abwasserbehörden, wo das Produkt schon dringend gebraucht wurde, aus vielerlei Gründen erst einmal skeptisch gegenüber. Normen und Richtlinien mussten entstehen, um überhaupt Akzeptanz zu finden.

Nach guten Erfahrungen aus ersten Kanalrohr-Verlegungen bei den großen Chemie Unternehmen Hoechst AG / Chemische Werke Hüls / BASF und weiteren, die natürlich als Rohstoffproduzenten gleichzeitig auch Interesse am Endprodukt hatten, wurde erstmals ein größeres Abwasserprojekt 1969 in Neustadt bei Coburg zur Verlegung von Bauku Spiral Rohren freigegeben. Mit dieser Unterstützung folgten weitere interessante Großprojekte in Schles-

Kläranlagenauslauf DN 1,50 m, Kiel/Ostsee

wig Holstein. Beim Einziehen einer 4-fach Auslaufleitung von der Kläranlage Hetlingen in die Elbe mit Rohren von 1,50 m Durchmesser war für viele Fachleute der Abwassertechnik der Startschuss gegeben, sich künftig mit diesem Produkt zu befassen.

Damit war erst einmal der Anfang in Deutschland mit dem Einstieg in das Geschäft mit den Abwasserrohren gemacht. 1970 verlegte das Unternehmen Bauku, weiterhin unter dem Namen „Troisdorfer Bau – und Kunststoffgesellschaft", seinen Sitz und die Produktion nach Wiehl-Drabenderhöhe. 1971 schied der Senior und Mitgesellschafter der Kunststofftechnik, Obering. Werner Hawerkamp, aus dem Unternehmen in Troisdorf aus, und Bauku ging in den Familienbesitz Hawerkamp über. Fortan wurden im Werk Troisdorf weiter Apparate- und Behälterbau betrieben und im neuen Werk Drabenderhöhe die neuen Profil-Wickelrohre für die verschiedenen Anwendungsbereiche hergestellt.

Mit der Übernahme von Bauku ins Familienunternehmen Hawerkamp wurden fortan unter dem geschützten Produktnamen „Profileen" profilverstärkte Großrohre der Troisdorfer Bau- und Kunststoff GmbH nicht nur in Deutschland sondern auch durch eigene Lizenzvergaben in vielen Ländern der Welt mit deutschem Know-how produziert. Die Profileen-Rohre fanden von nun an nicht nur in unserem Land ihre Einsatzgebiete, sondern wurden auch in den Ländern der Lizenznehmer mit großem Interesse verfolgt. Da der Export der Fertigprodukte bei Rohrquerschnitten bis 3,50 m Durchmesser nur schwer durchführbar ist, macht nur der Export von Know-how Sinn. Von dieser Zeit an wuchs der Handwerksbetrieb Bauku zum mittelständischen Industrieunternehmen.

Bauku entwickelte sich mit den großdimensionierten Profilrohren in den späten 70er Jahren zu einem anerkannten Markenprodukt in fast allen Bereichen der Abwassertechnik, der Deponie-Entwässerung und Entgasung sowie in Anlagen der chemischen Industrie. Auch die Konkurrenz hatte die Entwicklung beobachtet.

Werk und Produktion Wiehl-Drabenderhöhe 1995

Profilrohr-Fertigung DN 3,50 m – 6,00 m Länge

Das Troisdorfer Unternehmen Henze arbeitete zu dieser Zeit im Wettbewerb mit Bauku daran, dass die DIN 16961 eine für das Rohrgeschäft äußerst wichtige Norm für außen profilierte und innen glatte Rohre verabschiedet wurde. Das neue Profilrohr war inzwischen in einem Markt, der von der Lobby für Steinzeug und Beton beherrscht wurde, angekommen.

Und so reagierte damals die Fachpresse bei einem Kongress an der Universität Berlin mit einer Frage der Reporterin auf das neuartige Rohr bezogen:

Welche Bedeutung hat eigentlich ein solches Rohr mit diesen außen umlaufenden „Wülsten" – damit waren die Profile gemeint – für die Abwassertechnik?

Meine Antwort als Bauku Referent war ebenso kurz wie prägnant:

„Zunächst braucht die Abwassertechnik durch veränderte Lebensgewohnheiten und damit durch die im Laufe der Jahre aggressiver gewordenen Abwässer beständigere Rohrwerkstoffe, weil die althergebrachten Kanalrohre diese Anforderungen nicht mehr in vollem Umfang erfüllen. Polyäthylen ist zwar ein teurer aber auch ein beständiger Werkstoff, der unter den neuen Bedingungen besser geeignet ist. Wenn man den richtigen Werkstoff hat, braucht man nur noch das geeignete Rohr. Die besondere Idee dieser profilverstärkten Großrohre ist die Profilgestalt der Rohrwand, wodurch sehr stabile und dennoch flexible Kunststoffrohre hergestellt werden können. Und genau diese Eigenschaften machen dieses spezielle Profilrohr für bestimmte Einsatzgebiete unentbehrlich".

Anfangs war es nicht einfach, sowohl die Reporterin der Fachzeitschrift wie auch einen Bauingenieur, der nur Beton- und Steinzeugrohre kannte, von den guten Eigenschaften eines neuen Produktes für die Abwassertechnik zu überzeugen.

Im Jahre 1974 übernahm die Familie Fritz Reifenhäuser die Geschäftsanteile von Eduard Blum und trat damit als neuer Gesellschafter in die Fa. Bauku ein. Die alleinige Geschäftsführung blieb in den Händen von Manfred Hawerkamp, also im Troisdorfer Familienunternehmen. Die neue Unternehmensstruktur Anfang der 70er Jahre und die Umsatzkurven bis 1980 lassen erkennen, dass die Aufklärungsarbeit nicht zuletzt durch die Erfolge in

der praktischen Anwendung bei Industrie und Behörden zu stetiger Aufwärtsentwicklung des Unternehmens führte.

Im Zuge der Umstrukturierung Anfang der 70er Jahre hatte ich als Rohrfachmann Gelegenheit das Geschäft in Deutschland auszubauen und Produktentwicklung zu betreiben. Zu dieser Zeit wurde Innovation als Teil des Marketings als „überlebensnotwendig" angesehen und hatte fortan Priorität im Unternehmen. In Zusammenarbeit mit der Großindustrie und der Wissenschaft wurden aus den profilverstärkten Großrohren für die verschiedenen Anwendungsbereiche neue Systeme entwickelt.

Im April 1972 gab es den ersten Blick in die Röhre: „die röhre" wurde ein firmeneigenes Mitteilungsblatt mit dem Ziel, in vierteljährlichen Abständen Entwicklungen bestimmter Fertigungsprodukte aufzuzeigen und über Erfahrungen mit diesen Produkten zu berichten. So beschrieb es der Senior Werner Hawerkamp in der ersten Ausgabe 1972. In der Folge erschien „die Röhre" in regelmäßigen Abständen über 40 Jahre lang. Sie war für das Unternehmen gleichermaßen Werbung in eigener Sache und Mitteilungsblatt über Veränderungen in der Firmenstruktur.

Was in anderen Kommunen zu dieser Zeit bereits erprobt war, sollte für ein Großprojekt des Wasser- und Bodenverbandes Porz-Wahn mit Zustimmung der Aufsichtsbehörden im Industriegebiet Spich zur Ausführung kommen: Ein tiefbautechnisch schwieriges Bauprojekt mit der Verlegung von Rohren

Herr Werner Hawerkamp
Mr. Werner Hawerkamp

Spiral

die röhre

Nummer 1 Jahrgang 1972 Troisdorf April 197

Der erste Blick in die Röhre

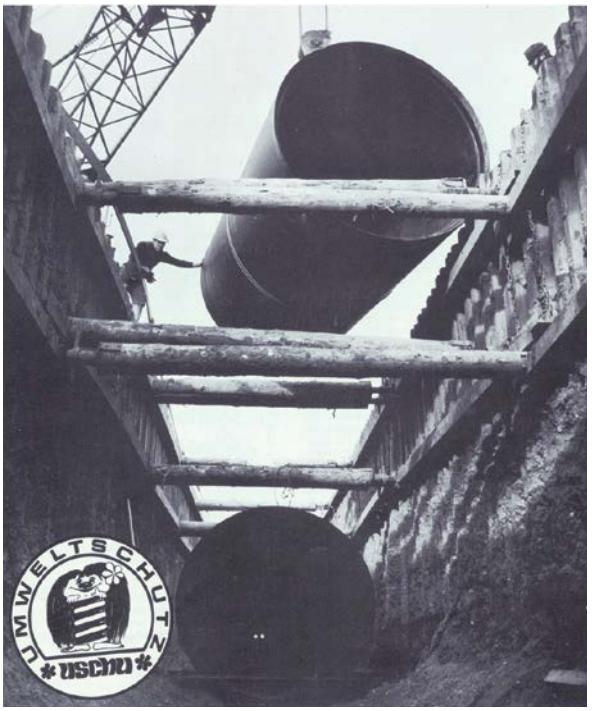
Wir nehmen di Gewährleistun ernst

Abwasseranlagen aus Spiral-Kanalrohren

Die Firma besitzt zwei Fertigungsbetriebe

Nach 30 Jahren ist der Kanal kaputt

Erste Ausgabe der Hauszeitschrift „die röhre" von April 1972. In der Hauszeitschrift wird maßgeblich die Geschichte des Unternehmens dokumentiert



Mischwasserhauptsammler DN 2,60 m im Industriegebiet Spich 1973

mit 2,60 m Durchmesser in Stollenbauweise. Das planende Ing. Büro Fischer nannte das Kanalisationsprojekt eine Verlegung von PE-Großrohren im Großversuch.

Das Ingenieurbüro bescheinigte dem Hersteller, dass die Verwendung der profilverstärkten Spiralrohre in der Handhabung auf den Baustellen eine wesentliche Erleichterung darstellt. Das Tiefbauamt der Stadt Troisdorf begann nun, künftige Abwasserprojekte mit diesem Produkt zu planen.

Mit den Erfolgen in den 70er Jahren feierte Bauku 1981 mit 150 Gästen das Geburtstagsfest.

25 Jahre Bauku: Geschäftsführer Manfred Hawerkamp, der Erfinder, am Pult aus Profilrohr

In den 80er Jahren erforschte Bauku neue Märkte und erarbeitete intensiv Innovationen mit mehr als 30 Patenten und Gebrauchsmustern auf Maschinen, Verfahren und Produktanwendung. Neuentwicklungen für die Profilrohre waren die Produktlinien:

- Kanalrohrsysteme für die Abwassertechnik
- Stauraumkanal, die langgestreckte Form des Regenüberlaufbeckens
- Doppelwandsystem zur Lecküberwachung von Abwasserkanälen
- Deponie Entwässerungs- und Entgasungssysteme
- Großprojekte als Entlüftungsleitungen in der Industrie
- Spezielle Verlegungen in Seen und Flüssen

Damit war nach 30 Jahren auch die Idee „Bauen mit Kunststoffen" des Firmengründers Blum verwirklicht und das profilverstärkte Polyäthylen Großrohr, inzwischen unter der Produktbezeichnung „Profileen" bekannt, zu einem anerkannten Markenprodukt in der Abwassertechnik gereift. Man konnte jetzt über Normen, Richtlinien und die notwendigen Zulassungen verfügen die auch in anderen Ländern anerkannt wurden. Bauku hatte zu dieser Zeit Lizenznehmer in 12 Ländern, die mit Wickelrohranlagen aus Deutschland erfolgreich Profilrohre produzierten. Das war für das Unternehmen ein wichtiger Faktor, intensiv Weiterentwicklung zu betreiben. Die Lizenzen des unter Patentschutz stehenden Bauku-Herstellungsverfahren wurden damals noch von der Firma Tootal Licensing, Manchester / England vergeben.

Gleichzeitig wurde die Kooperation im eigenen Land als Chance gesehen, die Zukunft mit guten Partnern gemeinsam zu meistern. So entstand mit der Produktlinie Deponietechnik für Kunststoff-Abdichtung, Entwässerungs- und Entgasungssys-

Sonderdruck zum internationalen Lizenznehmer-Symposium 1983

Die Teilnehmer des internationalen Lizenznehmer-Symposiums 1983 im Werk Wiehl-Drabenderhöhe

teme eine starke Partnerschaft in einem aufstrebenden Marktsegment. Bauku sah das Geschäft mit Partnerfirmen im wahrsten Sinne des Wortes partnerschaftlich. So ließ Hawerkamp bei den jährlich stattfindenden Symposien mit den internationalen Partnern wissen, dass sich wieder die „Bauku Familie“ zum Erfahrungsaustausch trifft. Bauku war der Leader und packte mit Risikobereitschaft Spezialaufgaben an, die das Produkt nach vorne brachten.

Und so entstand das Patent mit der Entwicklung eines Stauraumkanals aus PEHD, der große und aufwendige Regenrückhaltebecken aus Beton ersetzen kann. Der Gesetzgeber verlangte, dass Niederschlagswasser, das in die Kanalisation gelangt, aufgrund seiner vielfältigen Verunreinigungen behandelt wird. Regenwasser wurde klärpflichtiges Abwasser und war demzufolge einer Abwasserreinigungsanlage zuzuführen.

Man erkannte im Unternehmen sofort, dass bei den großen Rückstauvolumen jetzt Hochlastrohre mit großen Querschnitten und Spezialbauwerken zum Einsatz kommen mussten. Eine bemerkenswerte Entwicklung und ein weiteres Beispiel dafür, dass Innovation für kleinere Unternehmen der Schlüssel zum Erfolg ist. Die Produktlinie Stauraumkanal war somit der Erfolgsgarant Ende der 80er Jahre, also auch rechzeitig mit Beginn der Infrastruktur-Maßnahmen in der Industrie und den Kommunen im Osten Deutschlands nach der Wende.

Damit war die Entwicklung des Rohrwickelverfahrens noch nicht abgeschlossen. Aus schwarzen PEHD Rohren wurden zunächst graue, und mit einigen Jahren Abstand kam das neue Hochlastrohr mit dem technisch verbesserten Rohstoff PP (Polypropylen). Die Fachwelt kam auf den einfachen

Regenrückhaltesystem DN 2,50 m / 2,00 m,
Verbandsgemeinde Daun / Eifel

Sonderbauwerk Stauraumkanal DN 3,50 m,
Stadtwerke Velbert

Profilverstärktes Hochlastrohr DN 1400 aus dem Werkstoff Polypropylen (grau)

Nenner und nannte es „Polypropylen, das bessere Polyäthylen“. Außerdem sollten die Rohre innen für einen begehbaren Kanal hell sein. In Norddeutschland wurde schon die Vermutung geäußert, dass die Rohre deshalb schwarz sein mussten, weil das Rheinland, wo die Rohre hergestellt wurden, hauptsächlich katholisch ist. Diesen Verdacht konnte man ausräumen und auf das statisch wesentlich bessere, neue Polypropylen verweisen.

Zu dieser Zeit hatte das Unternehmen Bauku die Vision des Erfinders Blum noch übertroffen, und seine Nachfolger konnten in den 90er Jahren mit Optimismus und Zuversicht in die Zukunft schauen. Man hatte zum Zeitpunkt der Wende ca. 85 Mitarbeiter in Deutschland und war weiter Know-how-Geber für die Lizenzpartner in großen Konzernen weltweit.

Im Jahre 2002 übergab der Geschäftsführer Manfred Hawerkamp an seinem 65. Geburtstag seinem Sohn die Geschäftsführung und verblieb im Unternehmen als Leiter der Produktion und Technik. Der Junior Marcus Hawerkamp übernahm ein Rohrwerk mit erprobten und eingeführten Produkten und konnte in den Folgejahren äußerst interessante und große Bauprojekte übernehmen und abwickeln.

Der Ausbau des Chemieparks Bitterfeld-Wolfen stellte in den 90er Jahren Planer und Firmen vor besondere Herausforderungen. Aufgrund der industriellen Nutzung des Geländes zu Zeiten der DDR waren die Böden erheblich kontaminiert. Bauku kannte die Probleme und war schon in den 80er Jahren an Sanierungsmaßnahmen beteiligt. So hatte der Großinvestor Preiss-Daimler bei der gesamten Durchführung der Infrastruktur Vertrauen in das bewährte Profileen-Kanalrohrsystem. Bauku konnte sich über 10 Jahre zwischen 1995 und 2005 an großen Baumaßnahmen beteiligen und entsprechende Aufträge verbuchen. Auch in Troisdorf begann man, die bestehende Kanalisation im Trennsystem allmählich in Mischwasserkanäle mit Rückstauraum umzuplanen und das Kanalnetz gründlich zu sanieren. In diese Zeit fallen auch die Infrastrukturmaßnahmen im Camp Spich.

Die Entwicklung des Profileen-Hochlastrohres aus dem neuen PP (Polypropylen) mit wesentlich verbesserten Festigkeitseigenschaften und Querschnitten bis 3,50 Durchmesser brachte Bauku durch Projekte der Kommunen, der Industrie und der Betreiberfirmen von Mülldeponien stets eine gute Produktionsauslastung. Das größte und interessanteste Bauprojekt in der Geschichte des Un-

Auch im Camp Spich wurde mit Bauku-Rohren das Kanalsystem saniert

Jahrhundertprojekt: Kühlwasser- Ansaug- und Auslaufleitungen DN 3,40 m, Jadebusen, Wilhelmshaven

ternehmens waren vier Kühlwasser-Ansaug- und Auslaufleitungen für das Kraftwerk Wilhelmshaven mit außergewöhnlichen Querschnitten von jeweils 3,40 m Durchmesser. Mit dem Auftrag am „Jadebusen" 2010 durch eine ARGE mit drei großen, bekannten Wasserbaufirmen wurde alle Konzentration auf dieses Großprojekt verlagert.

Kleine Projekte und Aufträge konnten wegen fehlender kurzfristiger Termine zu dieser Zeit nicht angenommen werden. 2011 musste die Geschäftsleitung in Ermangelung von Folgeaufträgen Kurzarbeit anmelden. Der Einbruch beim Auftragseingang im Folgejahr verlangte weitere unvorhergesehene Maßnahmen. Das Großprojekt Wilhelmshaven brachte Bauku zusätzlich in Schwierigkeiten, weil Zahlungen der ARGE nicht fristgemäß erfolgten. Das Geschäft brach ein. Nach Kurzarbeit und Entlassungen wurde am 13. 11. 2014 das Insolvenzverfahren eröffnet.

2015 wurde das Unternehmen Bauku durch die Hawle Gruppe, Freilassing, übernommen, einem Unternehmen das in erster Linie Armaturen und Behälter für Trinkwasser herstellt. Unter dem neuen Firmennamen „hawle kunststoffe GmbH" werden weiterhin, unter der bestehenden Produktbezeichnung „Pofileen" Rohre im Werk Wiehl-Drabenderhöhe hergestellt.

Nach 60 Jahren Bauku „Troisdorfer Bau- und Kunststoff-Gesellschaft" wurde zwar der Name gelöscht, doch die Idee des Gründers Eduard Blum und des Erfinders des Profilrohres Manfred Hawerkamp lebt weiter und wird von den Nachfolgern fortgeführt. ▮

Benutzte Literatur / Quellen:

Hauszeitschrift „die röhre" 1. Ausgabe 1972 und Folgeschriften; Fotos und Beiträge von Werner Hawerkamp und Karl Dahm

Franz Fischer, PE-Rohre beim Groß-Kanalisationsprojekt Porz-Wahn, Sonderdruck aus Korrespondenz Abwasser 12/75

Karl Dahm, Technische Schriften und Beiträge zu besonderen Bauprojekten

- Zeitschrift „Kunststoffe" Carl Hanser Verlag, München
- DVS Berichte Band 111, DVS-Verlag, Düsseldorf
- Das Kunststoffrohr im Kanalrohrsektor, Expert Verlag

Karl Reither, Die Geschichte der Kunststofftechnik, Troisdorfer Jahresheft 2015, S. 46ff

Hanns G. Noppeney

Generaldirektor Dr. Paul Müller – ein Mann zum Verschweigen?!

I.

1. „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold" – Der Volksmund hat mit dieser Weisheit oftmals recht, jedenfalls kann man mit „Nichtreden" mancher Aufgeregtheit entkommen. Dabei besteht die Gefahr, dass sich auf einem Nebenpfad „Verschweigen" einstellt, das sich womöglich bis zur „Unwahrheit" fortzuentwickeln vermag. Friedrich Nietzsche spricht vom „feinen Schweigen" das in seiner perfektesten Ausformung zum „feigen Schweigen" mutiert. Der Historiker Fritz Stern verdeutlicht in Orientierung an seine Erlebnisse in der NS-Zeit seine Beobachtungen mittels zweier tragender Säulen, wobei die eine für „das Brüllen der Begeisterten" und die andere für „das Schweigen der Anständigen" steht.

Arrondierend sei noch auf Reflexionen Martin Niemöllers zum Schweigen im NS-System verwiesen:

- Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist.
- Als sie die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen, ich war kein Sozialdemokrat.
- Als sie die Gewerkschaften holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Gewerkschafter.
- Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.

2. Unmittelbar nach dem Ende des 2. Weltkrieges hätte so manches „Schweigen von NS-Involvierten" gebrochen werden müssen. Dies haben vereinzelt auch Persönlichkeiten wie Karl Jaspers mit seinem Werk „Die Schuldfrage" oder Eugen Kogon mit seinem Opus „Der SS-Staat" versucht. Allerdings: Die Gedanken vieler ihrer Zeitgenossen zentrierten sich auf den materiellen Wiederaufbau Deutschlands; Fragen zu seinem geistigen Wiederaufbau hingegen überließ man oftmals wissenschaftlich ausgerichteten Zirkeln. Die somit wenig systematische Aufarbeitung der NS-Zeit kann man aus heutiger Sicht in etwa vier Entwicklungsphasen aufteilen:

- Die erste ist geprägt von politischen Säuberungsaktionen.
- Ihr schließt sich an die Vergangenheitspolitik in den 50er Jahren.
- Ihr wiederum folgt die Phase der eigentlichen Vergangenheitsbewältigung bis in die die 70er Jahre.
- Erst die jüngste Phase rechtfertigt es, sie mit Vergangenheitsbewahrung zu überschreiben.

Es wuchs eine kritisch denkende Generation heran, die sich gegen das vordem praktizierte Verschweigen und Vergessen aufbäumte: Man forderte die Wahrheit. Mit eindringlichen Fragen wollte man in Erfahrung bringen, was Menschen, selbst solche mit bürgerlicher Herkunft oder mit gehobenem Schul- und Hochschulabschlüssen, bewegt hatte, leeren Versprechungen zu glauben, die Wahrheit zu verdrängen, letztlich eine Katastrophe hinzunehmen.

Es zählt zu den Verdiensten der „68er", sich der damals dominierenden „Schweigekultur" versagt und hiermit größere Bevölkerungskreise für die Geschehnisse in den Jahren 1933 ff. sensibilisiert zu haben. Umso erstaunter dürfte für Menschen der Gegenwart sein, dass man in der Bundesrepublik Deutschland – bis hin zu den obersten Ebenen – weiterhin abstritt, beispielsweise an der Verfolgung und Ermordung von Millionen Menschen beteiligt gewesen zu sein. Über viele Jahre hinweg wurde u. a. die Vorstellung vermittelt, dass die Diplomaten des Dritten Reiches dem Nazi-Regime eher distanziert gegenübergestanden hätten. Über dieses Verschweigen schuf man zugleich die Basis, um sich mit Lügen einer direkten Konfrontation mit „Wahrheitssuchern" zu entziehen. Erst eine Historiker-Kommission stellte im Jahre 2005 (!) fest, dass ausgerechnet das Auswärtige Amt von Anfang an unmittelbar in der Gewaltpolitik Hitlers eingebunden war. Die Überschrift zu einem hierzu veröffentlichten FAZ-Artikel „Endlich sprechen die Akten!" trifft diese Situation vortrefflich.

Nicht zuletzt unter dem Druck der Öffentlichkeit stellte sich die Erkenntnis ein, dass weiteres Sperren gegen eine schonungslose Aufarbeitung der NS-Zeit kontraproduktiv sei. Bis hin zum Bundesamt für Verfassungsschutz und Bundesnachrichtendienst zeichnete sich allmählich größere Geneigtheit ab, bei der Aufklärung der NS-Geschehnisse mitzuwirken. Die Zahl der zwischenzeitlich eingesetzten staatlichen Un-

tersuchungsausschüsse dürfte über 10 liegen, vgl. FAZ vom 18. Mai 2013, S. 10.

3. Auch die Rechtsprechung musste sich neu positionieren, nachdem über Jahr hinweg bei ihr die Tendenz bestand, nationalsozialistische Untaten fast schon zu bagatellisieren. Diese „Vorsicht" mag bei wohlwollender Betrachtung zusammenhängen mit den beiden Amnestien in den Jahren 1949 und 1954. Die mit ihnen einhergehende begünstigende Wirkung für NS-Täter wurde erstaunlicherweise zudem wenig thematisiert. So verwundert es nicht, dass nur ca. 6.000 Nazis als Gehilfen zu einer Zeitstrafe und 167 zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt wurden, vgl. Die Zeit vom 24. Januar 2013.

4. Der Justiz bot sich vor wenigen Jahren nochmals eine Gelegenheit, ihre rechtliche Bewertung von NS-Taten zu überdenken. Es stellte sich ihr die Frage, ob es rechtens sei, dass SS-Männer strafrechtlich unbehelligt blieben, wenn sie sich als einfache Helfershelfer in Auschwitz betätigt hätten. Das angerufene LG Lüneburg entschied zum Erstaunen vieler, dass selbst nachrangig funktionierende Männer in einem Konzentrationslager als Verbrecher anzusehen seien – mit der sich hieraus wieder ergebenden Konsequenz, dass auch der 80-jährige Angeklagte zu 4 Jahren Freiheitsstrafe wegen Beihilfe zum Mord in mindestens 300.000 Fällen verurteilt wurde. Zum Verständnis seiner Entscheidung führte das Gericht unter anderem aus, dass der Anklagte zu einem reibungslosen Ablauf der Selektionen für die Gaskammern beigetragen und wissentlich das „insgesamt auf Tötung von Menschen ausgerichtete System des Konzentrationslagers fortlaufend unterstützt und dadurch zum hunderttausendfachen Mord Hilfe geleistet habe". Die eingelegte Revision wurde am 28. November 2016 verworfen. Damit wurde zugleich höchstrichterlich gegen schon früher tätig gewordene Richter entschieden, die den weitaus größeren Teil der SS-Angehörigen unbehelligt gelassen hatten.

Mehr als 70 Jahre nach Kriegsende ist nun rechtskräftig festgestellt und damit auch richtungweisend, dass selbst „kleine Rädchen" im Getriebe einer Vernichtungsmaschinerie dem Kreis der Verbrecher zuzurechnen sind. Es ist also nicht mehr erforderlich, wie noch im „Frankfurter Auschwitz-Prozess 1965" gefordert wurde, jedem einzelnen Angeklagten seinen konkreten Tatbeitrag nachzuweisen.

5. Diese Entwicklungen haben in den letzten Jahren auch in privatwirtschaftlich geführten Unternehmen dazu geführt, dass diese sich mit ihrem Tun und Lassen in der NS-Zeit kritisch auseinandergesetzt haben. Um keine Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit aufkommen zu lassen, hat man mit den notwendigen Recherchen und insbesondere mit der Bewertung der Ergebnisse zumeist renommierte Geschichtsforscher beauftragt.

Dass man sich zu den erarbeiteten Ergebnissen bekannte, sei mit zwei Reaktionen von Mitgliedern aus der Familie Quandt belegt:

- Wir haben erkannt, dass es falsch war, nicht ganz genau wissen zu wollen, was geschehen ist. Von dieser Haltung müssen wir uns verabschieden – und zwar endgültig.
- Es wird keinen Zeitpunkt mehr geben, wo wir sagen werden: Wir sollten über die NS –Zeit nicht mehr nachdenken.

II.

1. So ist es denn auch an der Zeit, den Mann in den Mittelpunkt kritischer Reflexionen zu rücken, in dessen Händen über 4 Jahrzehnte hinweg die Leitung der vormaligen Dynamit Actiengesellschaft, der späteren Dynamit Nobel AG lag: Generaldirektor Dr. Paul Müller.

- (Die bis heute bei Müller benutzte Anrede „Professor" wird in diesem Beitrag bewusst nicht verwandt. Hitler hatte diesen Titel – auf Empfehlung seines damaligen Rüstungsministers Albert Speer – Müller am Tage seines 40-jährigen Dienstjubiläums, also am 1. Juli 1944 verliehen. Die Legitimation zur Verleihung des Professoren-Titels hatte Hitler sich 1937 zugesprochen – primär um nationalsozialistische Kulturschaffende zu ehren. Müllers Professor-Titel ist nach heutigem Rechtsverständnis nicht rechtens.)
- Paul Müller wurde geboren am 22. 7. 1876 in Bürrig bei Opladen; gestorben ist er am 4. 4. 1945 in Würgendorf.
- Seine berufliche Tätigkeit entstand mit seinem Eintritt in die Rheinisch Westfälischen Sprengstoff Actiengesellschaft (= RWS) am 1. 4. 1904; diese fusionierte 1931 mit der Dynamit-Actien-Gesellschaft, vormals Alfred Nobel und Co.
- In der NS-Zeit zählte Müller zu den ranghöchsten Vertretern der deutschen Rüstungsindustrie – also zu denjenigen, die im Zweifel auf kriegsrelevanten Sektoren "ein großes Rad drehten".
- Er wirkte von Troisdorf aus, dem Verwaltungssitz der Dynamit-Actien-Gesellschaft und einem ihrer größeren Produktionsstandorte – neben zahlreichen weiteren im In- und Ausland sowie etlichen mit ihr verbundenen Gesellschaften.
- Hervorzuheben ist bei letztgenannter Gruppierung die rüstungsrelevante „Gesellschaft zur Verwer-

tung chemischer Erzeugnisse“ (wegen Einzelheiten vgl. „Quellen zur Geschichte Troisdorfs im ‚Dritten Reich‘“, Nr. 25 der Schriftenreihe des Archivs der Stadt Troisdorf, Seite 380 ff.).

2. In Vergessenheit geraten ist Müllers Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat der „Interessengemeinschaft Farbenindustrie Aktiengesellschaft“ – kurz „IG-Farben“. Bei diesem zeitweilig größten privatwirtschaftlich geführten Chemie-Unternehmen in der Welt handelte es sich um einen Zusammenschluss von führenden Unternehmen der deutschen chemischen Industrie, darunter auch Bayer, Agfa, BASF und Hoechst. Sowohl in wirtschaftlichen als auch in politischen Kreisen verband man mit diesem Firmenkonglomerat ausgeprägtes ökonomisches Feeling. So bemühte man sich schon früh um förderliche Kontakte bei der Entwicklung und Umsetzung von NS-Vorhaben:

- Um die NS-Entscheider wohlgesonnen zu stimmen, zeigte die IG-Farben insbesondere gegenüber Hitlers Partei, der NSDAP, finanzielle Aufgeschlossenheit. Konkret: Die IG-Farben gehörten zu denjenigen Unternehmen, die Hitler finanziell großzügig unterstützten.
- In den Kontext hierzu gehört auch der Einsatz von Zwangsarbeitern im großen Stil. Es ist heute unstreitig, dass die IG-Farben an den Gräueln in Auschwitz beteiligt und damit eins der finstersten Kapitel in der deutschen Geschichte „mitgeschrieben“ haben.

3. Der Autor dieses Beitrages stieß im Rahmen seiner Recherchen – im Archiv der BASF – auf einen 3-seitigen Fragenbogen, der maschinenschriftlich erstellt und handschriftlich von Müller vervollständigt wurde. Adressiert war er an die Mitglieder des IG-Aufsichtsrates. Worin liegt der Wert dieses „Fundes“? Es gibt derzeit keine weitere Informationsquelle, die vergleichbar umfänglich und übersichtlich sowohl den schulischen als auch beruflichen Lebensweg Müllers zeichnet. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf Müllers Akkurates, dass er darüber hinaus noch zwei DIN A4-Blätter erwähntem Fragebogen hinzugefügt hat, die Auskünfte geben

- zum einen über seine Mitgliedschaften bzw. Ämter bei wissenschaftlichen Gesellschaften, Vereinen und Institutionen,
- zum anderen über „Wirtschaftliche Vereine“, denen er angehörte bzw. in dessen Organen oder Ausschüssen er mitwirkte.

Der hiermit weitgehend rekonstruierbare umfängliche Aktionsradius Müllers öffnet der Geschichtsforschung womöglich bislang unbekannte Perspektiven und damit auch für die Beantwortung der Frage, ob er ein Mann zum Vergessen ist.

4. 72 Jahre nach seinem Tod bewegt die Frage, weshalb man ihn „nur irgendwie“ in Erinnerung zu halten versucht hat – beispielsweise durch eine nach ihm benannte Unterstützungseinrichtung, die übrigens noch vor wenigen Jahren bestand und aus der jährlich Zuwendungen an Mitarbeiter der DN bzw. ihre Nachfolgeunternehmen in 5-stelliger Höhe geflossen sind. Es darf davon ausgegangen werden, dass man schon gleich nach Müllers Tod bemüht war, das Positive seiner unternehmerischen Tätigkeiten – bei gleichzeitigem Zurückdrängen bzw. Verdrängen seiner NS-Engagements – nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Unter „seinen anhaltenden Anhängern“ dürften sich auch solche befunden haben, die ihn mittels eines ihn zeigenden Portraits präsent halten wollten: Bis in die 90er Jahre hing das ihn darstellende „Ölgemälde“ im sog. kleinen Besprechungszimmer auf der sog. Vorstandsetage der DN. Man konnte den Eindruck gewinnen, dass er – Paul Müller – über seinen Tod hinaus bei unternehmenswichtigen Gesprächsrunden „weiter hinzugegen sein“ sollte. Übrigens befand sich in seiner Nähe ein weiteres und künstlerisch angelehntes Portrait, nämlich das seinen Vaters Dr. Emil Müller zeigte. Unter dessen Ägide wurde die RWS am 1. November 1886 in Köln gegründet; sie nahm in 1887/88 mit der sog. Zündhütchenfabrik ihre Tätigkeit in Troisdorf auf.

Mittels „dieser Ahnengalerie“ wollte man im Zweifel an eine vielerorts anzutreffende Unternehmenstradition anknüpfen. Es mag allerdings auch so gewesen sein, dass man die Erinnerungen an die Kriegsjahre irgendwie überspringen / vergessen wollte, um wieder an die auch in Erinnerung gebliebenen Friedenszeiten anknüpfen zu können. Es sollte wohl tendenziell demonstriert werden, dass man sich zu einer hausspezifischen Unternehmenskultur bekennen wollte.

III.

1. Als sich 1944 das Kriegsende abzeichnete und die Luftangriffe sich auf die deutsche Zivilbevölkerung massiv ausweiteten, hatte dies auch Auswirkungen auf Müllers Leben. Wie sich seine Situation konkret darstellte, hat sein Vorstandskollege Dr. jur. Rudolf Schmidt in seiner Ansprache bei der Beisetzung Müllers am 7. April 1945 festgehalten, vgl. Grabansprache, die dem noch näher vorzustellenden „Bericht über die Ereignisse, die zum Tode von Herrn Generaldirektor Dr. Paul Müller bei Kriegsende in Würgendorf führten“ (nachfolgend „Würgendorfer Bericht“ bzw. „WB“), beigefügt ist:

„Kameraden!

Tieferschüttert stehen wir an diesem offenen Grabe, in dem eben die sterblichen Überreste von unserem Generaldirektor Dr. Paul Müller versenkt worden sind. Vor knappen 5 Wochen kam er, da er schwer erkrankt war, auf dringendes Anraten seines Arztes hierher. Nur wenige Tage wollte er sich erholen und wieder nach Troisdorf zurückkehren, um der Gefolgschaft in den schweren Tagen, die ihr bevorstanden, beizustehen. Es kam anders. Er hat Troisdorf nicht wiedergesehen. Ehe er zurückkehren konnte, sank am 8. März infolge eines Bombenteppichs unser Verwaltungsgebäude in Trümmer. Artilleriebeschuss setzte gleichzeitig ein. Ein weiteres Arbeiten in Troisdorf war unmöglich geworden. Es konnte niemand mehr zur Arbeitsstätte kommen. So verließen alle, die nicht unmittelbar ans Werk gebunden waren, Troisdorf, um hier und in anderen Werken Zuflucht zu suchen. Herr Dr. Müller war und blieb hier. Aber noch ehe er sich einigermaßen erholt hatte, wurde Würgendorf und unsere Fabrik hier besetzt. Mit der ihm eigenen Tatkraft setzte er sich sofort ein, um möglichst vielen zu helfen. Er schonte seine Person nicht und nahm Belastungen auf sich, denen sein geschwächter Gesundheitszustand nicht mehr gewachsen war…“

Quelle: Privatbesitz Hansjörg Klein, Lohmar

Dr. Schmidt, Dr. Müller und Dr. Pungs

2. Aus dieser Ansprache geht zwar nicht hervor, an welcher „schweren Erkrankung“ Müller litt. Beachtenswert ist gleichwohl, dass er auf Anraten seines Arztes Erholung suchte in dem abgelegenen und daher von Ruhe geprägten Würgendorf im Siegerland. Sein Erholungsbedürfnis könnte auf dem Hintergrund folgender Überlegungen erklärbar sein:

Bei seinem 40-jährigen Dienstjubiläum am 1. Juni 1944 hat er vor einem etwa 40 Personen umfassenden Gratulanten-Kreis, zu dem in erster Linie seine engeren Mitarbeiter, aber dann auch in der NS-Hierarchie hoch angesiedelte Personen gehörten, so z. B. Geheimrat Dr. Schmitz (Vorstandsvorsitzender der IG-Farben), Freiherr von Schröder („Mitinitiator“ der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch Hindenburg) unter anderem von sich gegeben:

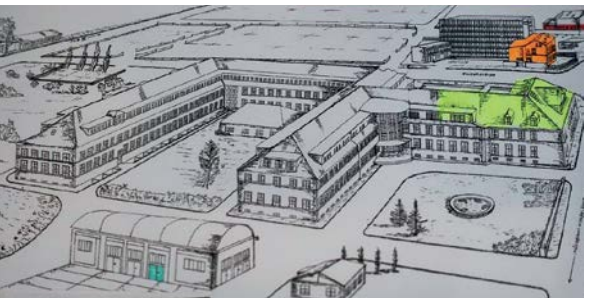
„… Wir müssen nüchtern in Realitäten denken… wir müssen deshalb doppeltfest zusammen stehen und beizeiten und erschöpfend bis zum Letzten alle die Maßnahmen ergreifen, die nur irgendwie ergriffen werden können, um durchzustehen, wo nur irgendwie möglich… Wenn ich eine Forderung an mein Schicksal stellen dürfte, so wäre es die, dass es mir vergönnt wäre, mit den Erfahrungen von 1918 bis 1933 und den Erfahrungen von 1933 bis zum Kriegsende noch einmal die Umstellung unseres Unternehmens durchführen zu dürfen. Die Entscheidung hierüber liegt in höherer Hand. Sie, meine Herren Mitarbeiter, müssen sich aber der Größe und des heiligen Ernstes der Aufgabe hellauf bewusst sein…“ (vgl. „Zum Vierzigsten Dienstjubiläum von Generaldirektor Prof. Dr. h. c., Dr.-Ing. h. c. Paul Müller, Bonner Universitätsdruckerei, Bonn 1944, S. 20).

Noch nicht 1 Jahr danach erließ Hitler am 19. März 1945 den sogenannten „Nero-Befehl“:

„… Es ist ein Irrtum zu glauben, nicht zerstörte oder nur kurzfristig gelähmte Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen bei der Rückgewinnung verlorener Gebiete für eigene Zwecke wieder in Betrieb nehmen zu können… Ich befehle daher: Alle militärischen-, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind für die Fortsetzung seines Kampfes irgendwie sofort oder in absehbarer Zeit nutzbar machen kann, sind zu zerstören…“

Mit diesem höchst absurden Verlangen rief Hitler nicht nur Speer auf den Plan, der sich entschieden gegen die Durchführung solcher Ideen aussprach, auch für Müller dürfte hiermit der Punkt erreicht gewesen sein, wo er erkennen musste, sich nicht nur in den Dienst eines Wahnsinnigen gestellt zu haben, sondern nun auch der Chance beraubt zu sein, das zu bewirken, was er von seinem Schicksal gewünscht hatte, nämlich noch einmal die Umstellung seines Unternehmens durchführen zu dürfen.

3. Bereits die Alliierten hatten das Zerstören seines Werkes auf den Weg gebracht, als sie am 20. Dezember 1944 einen Luftangriff auf Troisdorf geflogen

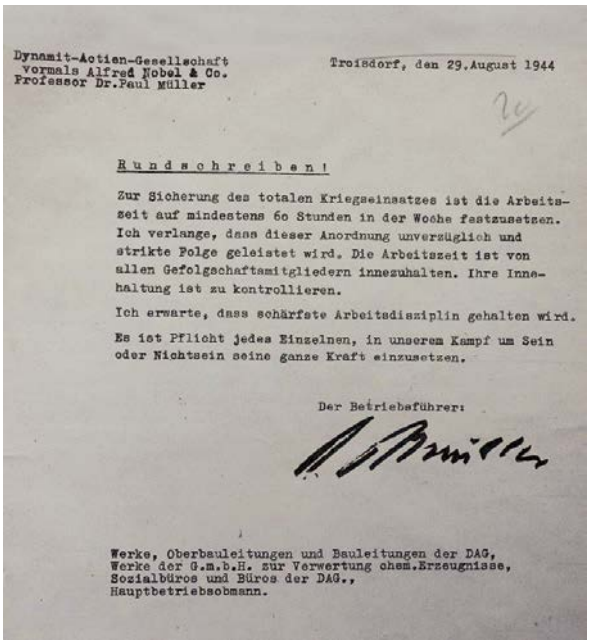


Quelle: Privatbesitz Hansjörg Vogels, Lohmar

Das alte DAG-Verwaltungsgebäude wurde am 8. März 1945 von den Alliierten vollständig zerstört

hatten, bei dem 336 Menschen zu Tode kamen und viele Verletzte zu beklagen waren. Das bereits hierdurch in Mitleidenschaft gezogene DAG-Verwaltungsgebäude wurde dann vollends am 8. März 1945 mittels eines Bombenteppichs und anschließendem Artilleriebeschuss zerstört.

4. Weitere Bestürzung könnte bei Müller die ablehnende Haltung Hitlers auf ein Memorandum Speers ausgelöst haben, zu dem er – Müller – enge Kontakte unterhielt. Was besagte dieses? Speer hatte die Rüstungssituation für die Monate Februar und März 1945 beschrieben und von einem dramatischen Rückgang der Munitionsproduktion gesprochen. Kommentierend hatte er noch angemerkt, dass das materielle Übergewicht der Gegner nicht mehr durch die Tapferkeit der deutschen Soldaten auszugleichen sei. Obwohl diese Situationsbeschreibung im wesentlich zutraf, untersagte Hitler seinem Rüstungsminister, dass Memorandum Dritten zu zeigen und gab zudem deutlich zu erkennen, dass es seine Sache sei, Schlussfolgerungen aus der Rüstungssituation zu ziehen (vgl. Ian Kershaw, „Das Ende – Kampf bis in den Untergang NS-Deutschland 1944/45", München 2011, S. 3, 4, 6).



Dynamit-Actien-Gesellschaft
vormals Alfred Nobel & Co.
Professor Dr.Paul Müller

Troisdorf, den 29.August 1944

Rundschreiben!

Zur Sicherung des totalen Kriegseinsatzes ist die Arbeitszeit auf mindestens 60 Stunden in der Woche festzusetzen. Ich verlange, dass dieser Anordnung unverzüglich und strikte Folge geleistet wird. Die Arbeitszeit ist von allen Gefolgschaftsmitgliedern innezuhalten. Ihre Innehaltung ist zu kontrollieren.

Ich erwarte, dass schärfste Arbeitsdisziplin gehalten wird.

Es ist Pflicht jedes Einzelnen, in unserem Kampf um Sein oder Nichtsein seine ganze Kraft einzusetzen.

Der Betriebsführer:

Werke, Oberbauleitungen und Bauleitungen der DAG,
Werke der G.m.b.H. zur Verwertung chem.Erzeugnisse,
Sozialbüros und Büros der DAG.,
Hauptbetriebsobmann.

Betrieblicher Aushang zur 60-Stunden-Woche, eine Arbeitszeitregelung, die von Dr. Müller persönlich angeordnet wurde

Die etwa zeitgleiche Verkennung der Tatsache, dass sich immer häufiger Disziplinlosigkeit bei den Soldaten einstellte, der man mit motorisierten und zum Erschießen legitimierten Sonderkommandos beizukommen versuchte, dürfte sich Müller das totale Chaos offenbart haben: Es verbreitete sich jedenfalls Angst und Schrecken vor den eigenen Leuten.

5. Arrondierend hierzu dürfte Müller auch nachdenklich gestimmt haben, dass viele seiner mit ihm kollegial verbundenen Personen bei den IG-Farben sich unter fragwürdigem Vorwand an sicher gewähnte Orte begeben hatten. Diarmuid Jeffreys berichtet darüber, dass es beispielsweise das IG Farben-Vorstandsmitglied Ilgner mit zwei Zugladungen heikler Dokumente nach Frankfurt gezogen und Kollege Amboss sich in seine bayrische Heimat abgesetzt habe (vgl. „Weltkonzern und Kriegskartell – Das zerstörerische Werk der IG-Farben", München 2008, Seite 515 ff.).

Keiner der IG-Führer konnte sich also entscheiden, bei Hitler in der Hauptstadt zu bleiben. Am Ende hatte wohl jeder aus der „NS-Riege" ein Refugium gefunden – in der Hoffnung, hier mit den heranrückenden Amerikanern irgendwie zu einem Agreement zu kommen.

IV.

Am 3. April 1945 war es soweit: Müller hatte „erste Feindberührung". Hierüber ist ausführlich berichtet in bereits erwähntem 4-seitigem „Würgendorfer Bericht".

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat dieses Dokument im Jahre 1986 erhalten – von dem damaligen Leiter des Werkes Würgendorf, Herrn Dipl. Chemiker Hans-Wilhelm Domgoergen über dessen Verwaltungsleiter A. Türk.

Dieser WB wurde vermutlich von dem mit Müller zeitgleich in Würgendorf weilenden Prokuristen Theodor Schmidt, dem damaligen Leiter der Abteilung Einkauf, verfasst.

Auch wenn dieser „nur" als Abschrift vorliegt, so ist an dessen Authentizität nicht zu zweifeln. Die Herren Domgoergen und Türk haben nämlich auch berichtet, dass dieser WP anfangs nur in wenigen Exemplaren vorhanden gewesen wäre, was bei den damals begrenzten Vervielfältigungsmöglichkeiten nachvollziehbar ist. Zudem sei entschieden worden, ihn „unter Verschluss" zu halten. Allerdings: Steigern „solche Befehle" nicht geradezu den Wunsch nach deren Besitz – mit der Folge, dass peu à peu womöglich mehrere Maschinen-Abschriften zirkulierten?!

Der Wert dieses „Würgendorfer Berichts" ist primär darin zu sehen, dass dort über eine Reihe von Details berichtet wird, die wiederum wegen der Einfachheit der Sprache und der hiermit einhergehenden Nachvollziehbarkeit Realitätsnähe belegen.

Und so stellt sich auch hier konkretisierend die Frage, was dafür bzw. dagegenspricht, Müller mit gesteigertem Erinnerungswert zu sehen oder ihn dem Kreis derjenigen zuzuordnen, die man „vergessen" sollte.

V.

1. Müller hatte sich – wie bereits ausgeführt – zu Erholungszwecken nach Würgendorf zurückgezogen, wo er in dem zum DAG-Werk gehörenden „Direktorenhaus" wohnte. Dem WB ist weiter zu entnehmen, dass ihm dorthin eine größere Zahl von DAG-Mitarbeitern gefolgt war, die wiederum in mehreren Häusern in der näheren Umgebung wohnten. Die zunehmenden Kriegsgefahren in Troisdorf hatten sie zu diesem Ortswechsel veranlasst, vgl. auch obige Grabansprache.

2. Was wiederum ist korrespondierend hierzu über die zeitgleich einrückenden amerikanischen Truppen im März 1945 in Erinnerung zu rufen? Sie hatten es geschafft, den Rhein bei Remagen zu überqueren und sogleich in Richtung Ruhrgebiet vorzustoßen. Auf schnellem Wege erreichten sie das Siegerland – und hier wiederum Würgendorf in den ersten Märztagen 1945. Sogleich interessierten sie sich für das dortige DAG-Werk. Ihre Aufmerksamkeit zentrierte sich dort zunächst auf eine größere Geldsumme. Fragen hierzu wollten Müller und Herren aus seiner Umgebung beantworten. Die hiermit angestrebte Aufklärung dürfte allerdings nicht zur Zufriedenheit der Amerikaner gelungen sein. Dies hatte denn auch zur Folge, dass man mit Müller und einigen weitere Herren „in die Kommandantur in Haiger gefahren ist". Dort wurden sie einzeln vernommen.

3. Speziell mit Blick auf Müller ist zu dessen Vernehmung folgendes in dem WP festgehalten:

„… So wurde er aufgefordert, die chemischen Formeln aller von der DAG und G. m. b. hergestellten Sprengstoffe aufzuschreiben, was er natürlich nicht konnte. Die Vernehmung scheint im Gegensatz zu den Vernehmungen der anderen in sehr brüskem Ton geführt worden zu sein, dass Herr Müller nicht alles sage, was er wisse. So sei er nach seiner Parteinummer gefragt worden und auf seine Antwort, dass er nicht Mitglied der Partei gewesen sei, sei er angeschrien worden: … ‚Sie lügen. Es ist nicht wahr, dass jemand in Ihrer Stellung nicht Parteimitglied war.' Es sei nach dem Namen des Chefs der Gestapo in Köln gefragt worden und auf seine Antwort, dass er den nicht kenne, wieder angeschrien worden … ‚Sie lügen …'."

4. Wertend hält der Autor des WB zu dieser „deutsch-amerikanischen Begegnung Müllers" fest: *„… Herr Dr. Müller ist von dieser Begegnung sehr deprimiert und erschüttert zurückgekommen, zumal in Haiger gesagt worden war, dass er am nächsten Tag nochmal vernommen werden würde …"*

Offenbar ist man Müller respektlos begegnet. Diese Begegnungsform dürfte ihm bisher wohl noch nie zugemutet worden sein. Gewiss, er hätte sich verbal wehren oder behaupten können. Dass er dies nicht getan hat, ist als Indiz für seine Fähigkeit zum „situationsangepassten Klugsein" zu deuten. Die Gesamtumstände sprechen jedoch eher dafür, dass ihm schlichtweg Angst vor einer weiteren Eskalation im Nacken saß.

Die Ankündigung, die Vernehmung am nächsten Tage fortzusetzen, war für die Amerikaner ein Teil ihrer „Vernehmungs-Dramaturgie", denn so sollten verstärkt Ängste bei ihrem Gegenüber ausgelöst werden, was ihnen denn auch bei Müller – insbesondere auf dem Hintergrund seiner angeschlagenen Gesundheit – voll gelungen sein dürfte. Wie lässt sich dies belegen?

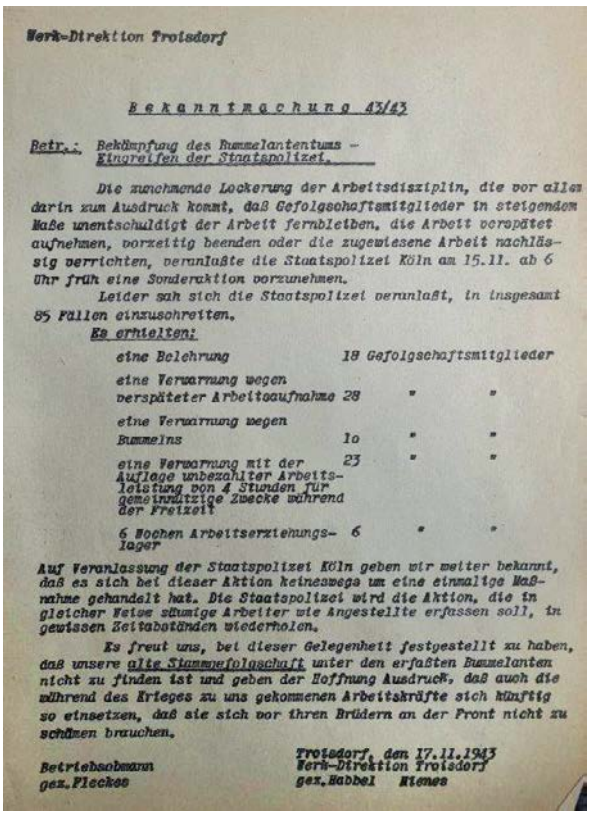
5. Speziell den in Deutschland einrückenden amerikanischen Kampftruppen folgte eine Spezialeinheit, deren Aufgabe es unter anderem war, ranghoher Nazis, darunter oftmals auch Wissenschaftler (vgl. Wernher von Braun) und Industrielle (vgl. Alfried Krupp) habhaft zu werden. Diese Aktion lief unter dem Namen „Projekt Paperclip". Mit ihr wollte man insbesondere deren „Spezial-Wissen" sicherstellen bzw. dieses dem Zugriff der von Osten anrückenden Russen entziehen. Die dabei zur Anwendung gelangenden „Verhörmethoden" waren dafür bekannt, dass es dabei nicht selten zu Körperverletzungen kam, zuweilen auch solchen mit Todesfolge. Auch die Offiziere, die die oben wiedergegebenen Fragen gestellt hatten und erst recht die, die Müller weiter verhören sollten, dürften dem Truppenteil „Projekt Paperclip" angehört haben. Sie waren auf ihre Spezialaufgaben vorbereitet und dürften dementsprechend über die ihnen zumeist auch namentlich bekannten „Gegenüber", insbesondere über deren Aktivitäten, detaillierte Kenntnisse gehabt haben. Dies ist denn auch schon bei der ersten Begegnung mit Müller deutlich geworden, wenngleich es wiederum ein wenig für Naivität spricht, Müller nach mehr als 40 Manager-Jahren auf Top-Ebene Kenntnis der chemischen Formeln aller unter seiner Ägide hergestellten Sprengstoffe abzuverlangen. Jeder Laborant hätte eingewandt, dass eine entsprechende Befragung seiner Person vielversprechender wäre.

6. Das Gesamtgeschehen am 3. und 4. April 1945 hat bei Müller auch die Befürchtung ausgelöst, nun „en détail" nach seinem konkreten Mitwirken im NS-System befragt zu werden. Hiervor dürfte er sogar massive Angst gehabt haben. Diese lässt sich ablesen an den Aussagen, die er, nachdem er am 4. April zum

„Mitkommen nach Haiger" aufgefordert war, gegenüber seiner Hausdame gemacht hat: *„…Ich bin verhaftet… Was ist zu machen? Was soll ich tun? Dr. Meier sieht auch so furchtbar schwarz."*

Es ist wenig wahrscheinlich, dass Müller befürchtete, in Haiger die eine oder andere seiner drei Antworten, die er bei der ersten Begegnung mit amerikanischen Militärs gegeben hatte, mit Fakten widerlegt zu bekommen; beispielsweise hätte man ihm eine Reihe von Briefen vorlegen können, in denen man ihn als „Parteigenosse" angesprochen hatte, was also die Formulierung „Lügner" hätte begründen können. – Und dass es „dienstliche Kontakte zur Staatspolizei Köln" gegeben hat, hätte sich leicht nachweisen lassen anhand eines dienstlichen Aushanges vom 17. 11. 1943, in dem von einer „Sonderaktion" dieser Behörde in dem DAG-Werk Troisdorf die Rede ist, die konkret u. a. dazu geführt hat, dass 6 sog. Bummelanten 6 Wochen Erziehungsurlaub erhielten. Um Müllers zuweilen schon an Panik heranreichende Angst zu verdeutlichen, muss in die weiteren Überlegungen einbezogen werden, dass „auch er" zu denjenigen gehört, die sich vorsorglich ein Giftpräparat besorgt hatten.

7. Mit Blick auf die hiermit zusammenhängenden psychologischen Aspekte sei folgender Exkurs gestattet:



Werk-Direktion Troisdorf

Bekanntmachung 43/43

Betr.: Bekämpfung des Bummelantentums – Eingreifen der Staatspolizei.

Die zunehmende Lockerung der Arbeitsdisziplin, die vor allem darin zum Ausdruck kommt, daß Gefolgschaftsmitglieder in steigendem Maße unentschuldigt der Arbeit fernbleiben, die Arbeit verspätet aufnehmen, vorzeitig beenden oder die zugewiesene Arbeit nachlässig verrichten, veranlaßte die Staatspolizei Köln am 15.11. ab 6 Uhr früh eine Sonderaktion vorzunehmen.

Leider sah sich die Staatspolizei veranlaßt, in insgesamt 85 Fällen einzuschreiten.

Es erhielten:

eine Belehrung	18	Gefolgschaftsmitglieder
eine Verwarnung wegen verspäteter Arbeitsaufnahme	28	" "
eine Verwarnung wegen Bummelns	1o	" "
eine Verwarnung mit der Auflage unbezahlter Arbeitsleistung von 4 Stunden für gemeinnützige Zwecke während der Freizeit	23	" "
6 Wochen Arbeitserziehungslager	6	" "

Auf Veranlassung der Staatspolizei Köln geben wir weiter bekannt, daß es sich bei dieser Aktion keineswegs um eine einmalige Maßnahme gehandelt hat. Die Staatspolizei wird die Aktion, die in gleicher Weise säumige Arbeiter wie Angestellte erfassen soll, in gewissen Zeitabständen wiederholen.

Es freut uns, bei dieser Gelegenheit festgestellt zu haben, daß unsere alte Stammgefolgschaft unter den erfaßten Bummelanten nicht zu finden ist und geben der Hoffnung Ausdruck, daß auch die während des Krieges zu uns gekommenen Arbeitskräfte sich künftig so einsetzen, daß sie sich vor ihren Brüdern an der Front nicht zu schämen brauchen.

Troisdorf, den 17.11.1943
Werk-Direktion Troisdorf
gez. Babbel Kienes

Betriebsobmann
gez. Flecken

Die Bekanntmachung 43/43 vom 17. November 1943 betreffend „Sonderaktion im DAG-Werk Troisdorf"

In der Psychiatrie geht man davon aus, dass bis zu 90 % der Suizide im Verlauf einer psychischen Erkrankung erfolgen – also auch einer Depression. Die zitierten Ausführungen Dr. Schmidts (s. Grabansprache) lassen ein solches Krankheitsbild bei Müller vermuten, zumal es sich gerne bei älteren Männern einstellt, wenn diese sich nicht mehr wie vordem in der Lage sehen, Probleme zutreffend zu erkennen und konsequent zu lösen. Treten noch Kränkungen oder Niederlagen hinzu, sehen sie in der suizidalen Flucht ihre Rettung. Christian Goeschl schätzt, dass sich zwischen 1939 und 1945 nahezu 20.000 Selbstmorde in Deutschland zugetragen haben; in Berlin hat man allein im April 1945 nahezu 3.900 Selbstmorde registriert (vgl. „Suicide in Nazi-Germany", Oxford 2009).

8. Die letzten Stunden im Leben Müllers werden in dem WB relativ ausführlich beschrieben; sie bedürfen daher nachfolgend keiner Kommentierung: *„… Am Mittwoch, den 4. April 1945, sah ich vormittags ab 9 Uhr… Herrn Dr. Müller vor seinem Haus und auf der Landstraße… auf- und abgehen…*

Herr Dr. Müller wartete offenbar, dass er wieder nach Haiger abgeholt werden würde…

Gegen 3/4 11 Uhr… trat ein Amerikaner (hinzu), der aus dem gegenüber liegenden Lazarett entsandt war: ‚Sind Sie Dr. Müller?' ‚Ja.' ‚Please, Sie müssen mitkommen nach Haiger und bereiten Sie sich auf einen Aufenthalt von 3 – 4 Tagen vor. Es ist viel mit Ihnen zu besprechen.' ‚Oh weh, oh weh.' Damit wandte sich Herr Dr. Müller zum Hause…

Im Treppenhaus kam ihm Fräulein Kratz entgegen. ‚Ich bin verhaftet. Ich muss für 3 – 4 Tage fort. Was ist da zu machen?' Zusammen gingen sie die Treppe zum 1. Stock hinauf. Frl. Kratz: ‚Was wollen Sie mitnehmen? Oben steht ein gepackter Koffer.'

Dr. Müller: ‚Nein, ich nehme meinen Rucksack mit.'

In seinem Schlafzimmer haben sie gemeinsam Sachen zusammengesucht…

Währenddessen ging Dr. Müller hin und her: ‚Was ist da zu machen? Was soll ich tun?' Frl. Kratz: ‚Herr Doktor, Sie müssen doch wissen, was Sie tun.' Dann ging Frl. Kratz in ihr Zimmer, um noch Handtücher zu holen. Während dieses kurzen Alleinseins hat Herr Dr. Müller Gift genommen. Frl. Kratz übersah, als sie zurückkam, sofort, was sich ereignet hatte. Herr Dr. Müller stand vor seinem Nachttisch, vor ihm ein kleines Glas. Er ging zu seinem Bett: ‚Ich danke Ihnen nochmals für alles.' Frl. Kratz stürzte herunter, um heiße Milch zu holen, nach dem Diener Eugen rufend. Als sie wieder rauf kam, war Eugen bei ihm. Er hatte zu ihm gesagt: ‚Eugen, ich habe Gift genommen.' Sehr schnell kam noch ein amerikanischer Arzt aus dem Lazarett…

Herr Dr. Müller war nicht mehr zu retten. Kurz nach 12 Uhr verschied er im Lazarett. Der amerikanische Arzt gab seine Leiche sofort frei …"

VI.

1. Wird über Müller berichtet, wie bspw. im Rahmen obiger Grabansprache, aber auch noch in jüngeren Unternehmenspublikationen oder auch in der jüngeren Literatur, so ist in aller Regel die Rede von seinen äußerst erfolgreichen unternehmerischen Aktivitäten. Allerdings: Seine Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat der IG Farben wird erstaunlicherweise nicht erwähnt. Es stellt sich daher die Frage, ob dieses letztgenannte berufliche Engagement bewusst verschwiegen wird?

Insoweit soll nachfolgend der 4. Mai 1947 in Erinnerung gerufen werden – also der Tag, an dem im Namen der Vereinigten Staaten von Amerika 24 Spitzenmanager der IG-Farben wegen diverser Handlungen bzw. Unterlassungen in der NS-Zeit angeklagt wurden (genannt IG.-Farben-Prozess). Unter diesen befanden sich auch solche, mit denen Müller kooperiert hatte, z. B. Carl Krauch, der als eine der Schlüsselfiguren galt im Geflecht von NS-Staat und IG Farben, und Otto Ambros. Beide wurden am Ende zu 6 bzw. 8 Jahren Haft wegen Versklavung und Massenmordes verurteilt. – Geheimrat Schmitz erhielt 4 Jahre Haft wegen Plünderung und Raubs. – Straffrei blieb der ebenfalls angeklagte Dr. Fritz Gajewski, der alsbald nach dem Krieg zum technischen Direktor und ein Jahr später (1952) zum Vorstandsvorsitzenden der DAG bestellt wurde; 1953 erhielt er das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

2. Dieses Verfahren wurde insbesondere wegen der öheHöhe der verhängten Strafen weltweit kritisiert. So erklärte sich denn auch, dass der zum Richterkollegium gehörende Hebert u. a. kritisch anmerkte: *„…bei den Unterlagen spricht nichts dafür, dass sich die IG-Farben in irgendeiner Weise zurückhielt, als es darum ging, Hitler bei seinen Plänen zur Aufrüstung Deutschlands zu helfen, das militärisch stark sein würde, um die Welt zu beherrschen"* (vgl. Jeffreys, a. a. O., S. 596 f.).

3. Auf dem Hintergrund dieses Verfahrens kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch Müller, wenn er 1947 zum Kreis der Angeklagten gehört hätte, mit einer milden Strafe davongekommen wäre.

Hingegen nach der oben skizzierten jüngeren BGH-Rechtsprechung ist davon auszugehen, dass Müller zunächst als „großes Rad im NS-System" definiert worden wäre – und „nun auch" wegen nachfolgender Vorgänge mit einer mehrjährigen Freiheitsstrafe hätte rechnen müssen.

1. Vorgang:

a. Am 30.Januar 1941 wurde ein größerer Personenkreis von Hitler ausgezeichnet. Der Presse-Text hierzu lautete:

„… Der Führer verlieh am Donnerstag, dem Jahrestag der Machtergreifung, dem Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley… ferner dem Gauleiter Josef Grohe sowie dem Betriebsführer Dr. h. c. Friedrich Flick, Prof. Dr. Krauch, Dr. Maybach, Prof. Messerschmidt, Prof. Heinkel, Dr. Dornier… Dr. Paul Müller (Troisdorf)… in Anerkennung ihrer besonderen Verdienste bei der Durchführung der Kriegsaufgaben das Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse."

Hiermit wurde aller Welt kundgetan, dass Hitler auch Müller zur 1. Garnitur seiner Männer in der Rüstungsindustrie zählte – und zwar wegen *„besonderer Verdienste bei der Durchführung der Kriegsaufgaben"*.

b. Hierauf wurde Müller umfänglich gefeiert. Dem Autor dieses Beitrags liegen ca. 150 Gratulationen vor – von exponierten Nazis, aber auch von Verantwortungsträgern in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Für Müller dürfte dabei der Glückwunsch von einem Mann namens Dr. M. Zeidelhack von besonderer Bedeutung gewesen sein, (was auch die Geschichtsforschung näher interessieren sollte). Zeidelhack war als Ministerialdirigent und Abteilungschef im Oberkommando des Heereswaffenamtes angesiedelt. Am 2. Februar 1941 schrieb er an Müller u. a.: *„… als mich mein Amtschef, kurz nach der Ordensverleihung im Amt fragte, ob ich die Auszeichnungen, die unter seiner Mitwirkung beantragt worden sind, gelesen hätte, konnte ich ihm mit Freude unter den vier Namen auch den Ihrigen nennen. Wir selbst haben uns über diese Auszeichnung ehrlich gefreut, weil es auch für die Leute im Amt, die sich seit 7 Jahren ebenfalls einsetzen, etwas bedeutet, was einer sich allmählich trotz allem steigenden Wertschätzung der Arbeiten des Amtes zusammen mit den führenden Männern der Rüstungsindustrie gleichkommt…"*

Zum näheren Verständnis dieser Zeilen ist auf eine weitere Äußerungen Zeidelhacks einzugehen, die abgedruckt ist in „Quellen zur Geschichte Troisdorfs im „Dritten Reich", Nr. 25 der Schriftenreihe des Archivs Stadt Troisdorf, S. 390 ff.: Er stellt sich dort vor als der Geschäftsführer der „Verwertungsgesellschaft für Montan-Industrie m. b. H., deren Anteile in Händen des oberen Kommandos des Heeres waren. Dann gibt er weiter zu Protokoll: *„… zur Durchführung der Bauvorhaben des OKH wurden der IG-Farben und den ihr angeschlossenen Gesellschaften Milliarden (Reichsmark) vom Reich zur Verfügung gestellt…"*

Die Montan verwaltete insgesamt Ende 1942 108 Anlagen auf dem metallverarbeitenden und chemischen Sektor. – 75 dieser chemischen Anlagen wurden von der IG-Farben und ihren Tochterunternehmen betrieben.

Die Einbeziehung der IG-Farben und die ihr angeschlossenen Gesellschaften bildete die Brücke des OKH zur damaligen DAG mit ihrem Vorstandsvorsitzenden Dr. P. Müller. Sie indiziert, dass über sie umfängliche Geschäfte angestoßen bzw. abgewickelt wurden.

Speziell für Müller und seine Unternehmensgruppe dürften die sich hieraus ergebenden geschäftlichen Möglichkeiten recht profitabel gewesen sein, denn sonst ließe sich sein nachfolgender Dankesbrief vom 1. Februar 1941 nicht nachvollziehen:

„… ich kann Ihnen nur das eine sagen, dass Ihre Ausführungen mich besonders erfreut haben. Sie betonen darin vor allem das glückliche Zusammenarbeiten zwischen Ihnen und Ihrem Amt und mir und meiner Firma. Sie wissen, wie sehr ich gerade die vertrauensvolle und freundschaftliche Zusammenarbeit schätze und wie dankbar ich es immer empfinde, dass gerade das persönliche Verhältnis zwischen Ihnen, Herrn Dr. Schmidt und mir ein so besonders herzliches ist. Ich bin glücklich, mir bewusst sein zu dürfen, dass die gemeinsamen Arbeiten, die wir zu bewältigen haben, allzeit getragen sind vom Geiste einer rückhaltlosen Offenheit. Auf dieser Grundlage ist vieles geleistet und wird noch geleistet werden …“

Als Zwischenfazit darf festgehalten werden: Bei der Suche nach den Wurzeln für „die besonderen Verdienste Müllers bei der Durchführung der Kriegsaufgaben“ sollte man hier fündig werden.

2. Vorgang

a. Zu den erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Dokumenten, die aber auch Müller vorzuhalten wären, zählen diverse medizinische Berichte aus der Feder von DAG-Betriebsärzten (vgl. Elsner Gine, „als Betriebsarzt bei Adler, Opel oder Hoechst –Arbeitsmediziner während der NS-Zeit in Hessen“, Hamburg 2016, Seite 219 ff.).

Beispielsweise schrieb Dr. Dederichs am 3. Juli 1942 an die Betriebsleitung des DAG-Werkes in Allendorf:

„… meldeten sich bei den strafgefangenen Polen gut 2/3 der Lagerinsassen krank. Bei der Untersuchung musste ich feststellen, dass bei fast allen diesen Leuten es sich um schwerste Ödem der Füße bis teilweise hinauf zum Hüftgelenk handelte, die ausnahmslos als Hungerödemen zu bezeichnen sind.

20 Strafgefangene mussten sofort ins Krankenhaus… Wenn die Ernährung nicht anders wird, so ist mit weiteren Todesfällen zu rechnen… ich halte es deshalb für ein Gebot der Vernunft, die Verpflegung von vornherein so zu halten, dass die Arbeitskraft erhalten bleibt, da sonst eine unproduktive Belastung entsteht …“

Wenngleich dieser Bericht auch an die Werkleitung in Allendorf gerichtet war, so ist er dennoch Müller zuzurechnen, weil ihm als „Betriebsführer“ die Aufsicht über alle Werke seines Unternehmens oblag; zudem ist davon auszugehen, dass ihm die skizzierte Situation in Allendorf im Rahmen der Berichtspflicht des ihm unterstehenden dortigen Werkleiters bekannt war.

Das Wissen um diese Fakten wird man bei Müller umso mehr unterstellen dürfen, weil Dr. Dederichs Engagement für die Zwangsarbeiter wiederholt die Gestapo auf den Plan gerufen hatte und nach einem Verfahren „wegen Vergehens gegen die Rüstungsindustrie“ ein Bußgeld von 2.000 RM zu zahlen hatte (vgl. Elsner, a. a. O. S. 221). Die „Personalie Dr. Dederichs“ muss Müller vorgelegt worden sein, auch weil dessen U. K. Stellung alsbald aufgehoben wurde – mit der Folge, dass er bereits am nächsten Tag an die Front beordert wurde.

b. Die von Dederichs glaubwürdig beschriebene Behandlung von DAG –Zwangsarbeitern zeugt von „entsetzlicher Gleichgültigkeit“, die ein Beleg dafür ist, dass man die im Werk Allendorf „inhaftierten Menschen nicht für vollwertig hielt“. Damit wäre denn auch hier in etwa von denselben Vorwürfen auszugehen, derentwegen etliche Manager der IG-Farben in 1947 zu Haftstrafen verurteilt worden waren.

4. Auf der Basis der zitierten arbeitsmedizinischen Feststellungen hätte Müller nach Kriegsende wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit strafrechtlich belangt werden können, man hätte ihn gar als Kriegsverbrecher bezeichnen können, da es sich bei den auch hier seiner Fürsorgepflicht anvertrauten Personen um solche eines fremden Staates gehandelt hat (vgl. auch Jeffreys, a. a. O., S. 589 f.).

VII.

1. Selbst Menschen, die sich bei der Beurteilung von Taten und Unterlassungen Dritter um Aufrichtigkeit, ja um äußerste Korrektheit bemühen, dürfte es zuweilen nicht gelingen, zu einem allseits akzeptablen Ergebnis zu kommen – so möglicherweise auch bei Paul Müller. Sein Wirken wird bis in die Gegenwart hinein durchweg positiv dargestellt. Auf dem Hintergrund zeittypischer Entwicklungen, u. a. auch solcher, die bereits oben angesprochen wurden, stellt sich die Frage: Kann man diesem über Jahrzehnte hinweg währenden Bild über Paul Müller auch noch im Jahre 2017 uneingeschränkt zustimmen?!

Zunächst: Zu dem bisher anhaltend positiven Meinungsbild zu Paul Müller dürfte man gekommen sein, weil man „seine NS-Zeit bzw. sein dort eingebrachtes Engagement" schlichtweg ausgeblendet hat. Man ging selektiv vor, indem man zumeist die Fakten reflektierte, die der Zeit zwischen 1904 und etwa 1933 zuzuordnen sind. Diese Vorgehensweise führte geradezu zwangsläufig dazu, dass man zu einem unausgewogenen Ergebnis gelangte.

Klammert man bei der Beurteilung von Menschen wichtige Lebensphasen aus, führt dies fast immer zu Verzerrungen bzw. das Gesamtlebenswerk droht, nicht durchgehend korrekt und damit auch nicht objektiv bewertet zu werden.

Um insbesondere auf dem Hintergrund zeitversetzter Sichtweisen nicht der Gefahr einer Über- bzw. Unterbewertung wichtiger Phasen im Leben Müllers zu erliegen, möchte der Unterzeichner dieses Beitrags (zunächst) auf einen Briefwechsel zwischen Carl Duisberg und Paul Müller aus der Zeit März 1932 eingehen, um anschließend in Erinnerung zu rufen, dass menschliche Urteile in aller Regel auch zeittypischen Wertvorstellungen unterliegen und damit im Laufe der Zeit unterschiedlich ausfallen können.

2. Am 2. März schrieb Duisberg, die zentrale Figur in der Geschichte des Bayer-Konzerns, an seinen mit ihm befreundeten Paul Müller u. a.:

„… habe ich mich von dem Bewusstsein leiten lassen, dass nur die bewährte, pflichtbewusste, charaktervolle Persönlichkeit Hindenburgs im Stande sein wird, die für eine ruhige Fortführung der Reichspolitik erforderliche Garantie zu bieten…Ich erlaube mir, deshalb an Sie die Bitte zu richten, den Wahlfonds des Hindenburg-Ausschusses durch Zahlung eines möglichst hohen Betrages zu unterstützen…"

Exkurs: Diese Initiative eines damals führenden deutschen Industriellen entspricht zeitlich und inhaltlich einem Aufruf renommierter Troisdorfer Bürger, die gleichermaßen verhindern wollten, dass ein Mann namens Adolf Hitler zum Reichspräsidenten gewählt würde. – Ihrer Empfehlung stellten sie den Ausspruch Hindenburgs voran: *„… Ich bin Treuhänder des ganzen deutschen Volkes, nicht der Beauftragte einer Partei oder Parteigruppe und will nur meinem Gewissen und dem Vaterland verpflichtet sein…"* (vgl. Nr. 25 der Schriftenreihe des Archivs der Stadt Troisdorf, a. a. O, Seite 41).

Am 8. März 1932 antwortete Müller dem „sehr verehrten, lieben Herrn Geheimrat Duisberg" unter anderem:

„… Ich bedaure auf das tiefste, dass ein Mann, dem das deutsche Volk so viel zu verdanken hat, in die Hässlichkeiten eines aus der Not heraus mit allen Leidenschaften geführten Wahlkampfes hereingezogen wird. Es widerstrebt meinem ganzen Denken, dass eine Persönlichkeit wie unser hochverehrter Herr Reichspräsident auf Grund des Wahlkampfes vom deutschen Volk einfach nach Hause geschickt werden soll. Ich bin daher gerne bereit, auch meinerseits zur Stärkung des Wahlfonds beizutragen und habe mein Büro beauftragt, den Betrag von RM 1.000.– zu überweisen…"

Exkurs: Im 1. Wahlgang am 13. 3. 1932 hatte weder Hindenburg noch Hitler die geforderte absolute Mehrheit erreicht. Im 2. Wahlgang am 10. 4. 1932 erreichte Hindenburg 53 % und Hitler 36 %, also fast 7 % mehr gegenüber der voraufgegangenen Abstimmung.

3. Es bedarf ausdrücklicher Erwähnung, dass der Troisdorfer Aufruf von Bürgern getragen wurde, mit denen man auch heute noch positive Erinnerungen verbindet, so z. B. Fabrikdirektor Eschbach, Fritz Flörken, Dr. Wilhelm Hamacher, Pfr. Kenntemich, Bgmstr. Klev, Hüttendirektor Kuttenkeuler, Bgmstr. Langen, Fabrikdirektor Dr. Leysieffer, Beigeordneter Dr. Mannstaedt, Dr. med. Trier u. v. m.

Bei den in Rede stehenden Hindenburg-Aufrufen ist davon auszugehen, dass ihre Initiatoren bzw. Unterstützer „gleich gesinnt" waren – jedenfalls kurz vor Beginn der NS-Zeit. Schon bald danach mag der eine oder andere von seinem „Votum pro Hindenburg" abgerückt sein. Gegenwärtig ist davon auszugehen, dass das Eintreten für Hindenburg sich für viele Menschen als „nicht sonderlich glücklich" erwiesen hat. Zur Bedeutung Hindenburgs für die jüngere deutsche Geschichte hat sich nämlich eine unübersehbare Meinungsvielfalt herausgebildet: Nicht wenige der derzeit lebenden Menschen sehen das Wirken Hindenburgs derart kritisch, so dass sie beispielsweise dessen Namen bei der Benennung von Straßen und Plätzen ablehnen. Sie sehen diesen nicht mehr mit Erinnerungswert.

Dieser radikale Meinungsumschwung könnte erstaunen, aber könnte er nicht auch für eine Reihe vergleichbarer Vorgänge in der Geschichte der Menschheit stehen?! Der Autor dieses Beitrages vertritt speziell mit Blick auf Paul Müller die Ansicht, dass selbst die unrühmlichsten Gestalten in der Geschichte eines Volkes mit ihrem zuweilen erschreckenden Erscheinungsbild für nachfolgende Generation von erzieherischem Nutzen sein können, zumindest sensibilisierende Nachdenklichkeit bewirken.

4. So soll denn als Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen folgende Frage erlaubt sein: Was zählt zu den wirklich wichtigen Aufgaben der gegenwärtigen Menschen? Nach Meinung des Autors dieser Zeilen müssen sie befähigt sein, sich zum Erhalt der bestehenden zivilisierten Lebensformen allen dies-

bezüglichen Bedrohungen entgegen zu stellen. Der Staat ist zwar Garant für den Erhalt der bestehenden Rechtsordnung; aber auch er ist mit Schutzbedürftigkeit zu sehen, denn wie die Erfahrungen immer häufiger lehren, wird er latent nach Schwachpunkten „abgeklopft". Seine Gegner scheinen es darauf anzulegen, zugesicherte Grundrechte anders beinhalten, ja in Teilen möglicherweise abschaffen zu wollen. Um mit Blick hierauf ein zutreffendes Gespür zu vermitteln, ist es notwendig, bei ihnen ein Frühwarnsystem zu verankern. Dabei sind im Zweifel auch solche Prozesse von Nutzen, wo sich deren Verläufe nicht linear, sondern variantenreich darstellen. Die mit ihnen zu erzielenden Erfahrungswerte verbinden sich nämlich mit signifikanter Langzeitwirkung, was sie für künftige Generationen besonders wertvoll macht.

5. Die hier in groben Zügen skizzierte Vita Paul Müllers sollte man demzufolge nicht nur speichern, weil sie mit einem Suizid endete, der sich auch als Flucht vor der persönlichen Verantwortung interpretieren lässt. Müller und sein Lebenswerk sollten insgesamt als Beispiel dafür dienen, dass es verhängnisvoll werden kann, wenn man seine Überzeugungen aufgibt – womöglich nur um opportunistisch zu lukrativen Geschäften zu kommen.

Gerade Menschen in verantwortungsvollen Positionen müssen sich berufsbedingt immer wieder Veränderungsprozessen stellen. Die hiermit einhergehenden Herausforderungen und damit auch Gefahren werden nicht durch Wegschauen eliminiert. Für jeden Entscheider sollte es daher hilfreich sein, wenn er sich auch an tendenziell ähnlich gelagerten Sachverhalten bzw. an den sich hiermit verbindenden Erfahrungen auszurichten vermag. Daher ist auch Scholtyseck, a. a. O. zuzustimmen, der die Ansicht vertritt, dass es zu pauschal sei, systemaufgeschlossene Unternehmer in der NS-Zeit als „bereitwillige Kollaborateure" abzutun.

6. Betrachtet man Müllers Lebenswerk in Gänze, so sollte der Korrektheit wegen auch mit Blick auf die ersten Dezennien seines unternehmerischen Schaffens festgehalten werden, dass er sich wiederholt „in den Dienst des Gemeinwohls" gestellt hat. Diese Feststellung bezieht sich nicht nur auf sein Engagement bei erwähnter Reichspräsidentenwahl.

- Beeindruckend ist auch, dass er gleich nach dem 1. Weltkrieg – in einem betrieblichen Umfeld ohne Produktionsanlagen, die weitgehend demontiert und sich in Gegnerhand befanden – gleich wieder ans Werk ging und so tausenden Menschen aus Troisdorf, der näherer Umgebung und darüber hinaus Arbeitsplätze in großer Zahl schuf, am Ende waren es 17.000. In den meisten Regionen Deutschlands musste man noch lange warten, ehe sich auch dort mit vergleichbaren tatkräftigen Pionieren Aufbruchsstimmung verbreitete.
- Unter denkbar ungünstigen Bedingungen entwickelte Müller neue Kunststoffe und sorgte zudem für deren landesweiten Einsatz in kleineren weiterverarbeitenden Betrieben. Mit Respekt spricht man noch heute in Fachkreisen über seine teilweise revolutionären Ideen, mit denen er übrigens auch einer Reihe von Industriebetrieben anderer Branchen „auf die Sprünge verhalf" (vgl. Noppeney, „Dr. Arthur Eichengrün, ein (fast vergessener) Ideengeber bei den ersten Kunststoffen in Troisdorf", in: Troisdorfer Jahreshefte, XLVI, 2016, S. 17 ff.).
- Nicht vergessen sei auch, dass Müller sich in den 20er Jahren bei den damals weit verbreiteten Konflikten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern friedenstiftend einbrachte. Er zählte zu den ersten, die partnerschaftliche Begegnungsformen im Rheinland und darüber hinaus zu vermitteln vermochten.
- Schließlich sei erinnert an diverse bildungspolitische Initiativen, die ihn zu einer Reihe von akademischen Auszeichnungen verhalfen. Hierauf wurde nach vielen Jahren des Schweigens in einer Ausstellung der Universität Bonn eingegangen – unter Bezugnahme auf seine Position als zeitweiliger Vorsitzender der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität Bonn", übrigens als Nachfolger von bereits erwähntem Carl Duisberg.

7. Generaldirektor Dr. Paul Müller – ein Mann zum Verschweigen?

Kein geringerer als die Chemie- und Wissenschaftshistorikerin Professor E. Vaupel (Forschungsinstitut des Deutschen Museums in München) ließ den Autor dieses Aufsatzes schon vor geraumer Zeit wissen, dass er mit dem „Wirtschaftskapitän Paul Müller jemanden an der Angel habe", der gründlicher Recherchen bedürfe. Das anempfohlene Recherchieren war bisher nur bedingt möglich – auch deshalb, weil viele der gewünschten Unterlagen kurz vor oder bald nach Kriegsende verschwanden – aufgrund welcher Geschehnisse auch immer. Mit Blick auf weiterführende Untersuchungen stimmt derzeit hoffnungsvoll, dass die Anfang 2016 aufgelöste" Stiftung I.G. Farbenindustrie" die ihr bislang zur Aufbewahrung anvertrauten I.G.-Farben-Akten, die Regale mit einer Länge von 900 Metern füllen sollen, herausgegeben hat. Diese für Historiker vielversprechenden Dokumente wurden zwischenzeitlich nach Schwerin transferiert. Es ist sehr zu wünschen, dass sie bald in fachkundige Hände übergehen und es dazu kommt, dass nochmals „Akten sprächen".

Heribert Müller

Wider das Vergessen

Kürzlich fiel mir eine Broschüre der „Beueler Initiative gegen Fremdenhass" in die Hände. Ihr mahnender Titel „Wider das Vergessen" möchte die Erinnerung an die Opfer der Nazi-Gewaltherrschaft in der Bevölkerung wach halten. Primär gilt die Beueler Initiative dem Gedenken an die systematische Judenverfolgung und -vernichtung. So sollen auch die vor den jüdischen Wohnhäusern in Beuel verlegten Stolpersteine an diesen Massenmord erinnern.

In Erinnerung sollen aber auch die vielen Menschen gebracht werden, denen nicht ein erfülltes Leben in Ruhe und Zufriedenheit vergönnt war, weil sie wegen ihrer politischen oder religiösen Überzeugung unter der Knute der Nazidiktatur zu leiden hatten. Unvergessen bleiben die Vielen, die ohne Recht und Gesetz wegen geringer Delikte verurteilt wurden, weil ihnen z. B. eine unbedachte Äußerung, das Abhören eines „Feindsenders" oder das Hissen einer weißen Fahne angelastet wurde. Drakonische Strafen folgten, und die Nachbarn wie auch die „guten Freunde" schwiegen, zeigten Verständnis oder waren gar zu Verrätern geworden.

Den Pressionen dieses Unrechtssystems widersetzten sich nur wenige mit innerem Widerstand, während die große Mehrheit der Deutschen diese Zeit in unkritischer Anpassung ertrug.

Die Naziherrschaft drang mit ihrer Ideologie auch in den schulischen Bereich ein. So waren die Lehrkräfte als beamtete Staatsdiener dem ständigen Druck ausgesetzt, Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) zu werden. Wie in anderen Bevölkerungsgruppen so zeigten sich auch in den Lehrerkollegien einige als hitlertreu und kriegsbegeistert, während sich sicherlich die Mehrzahl der Parteimitglieder skeptisch, eingeschüchtert, angepasst oder gleichgültig verhielt. Die NS-Begeisterung und Gefolgschaftstreue sprechen aus nachfolgenden Eintragungen in der Schulchronik der katholischen Volksschule in Friedrichs-Wilhelms-Hütte:

12. März1938

Heute gilt es wieder einer großen geschichtlichen Tat unseres Führers zu gedenken.

Er ist an der Spitze seiner Truppen in die deutsche Ostmark (Deutsch-Österreich) als friedlicher Eroberer eingezogen. So brachte er diesem deutschen Volksteil nach langen Kämpfen und Entbehrungen endlich die ersehnte Befreiung vom Joch, die Heimkehr zum Mutterland.

29. September 1938

Die Prager Regierung… hetzt eine wilde Soldateska und den kommunistischen Pöbel auf die wehrlosen Deutschen… Der Führer greift ein. Er stellt Prag vor das Entweder – Oder. Eine Kriegshetze setzt ein, d. h. durch die Kommunisten und Juden. Das deutsche Volk… vertraut auf den Führer.

28. August 1939

Die politische Lage in Europa ist sehr gespannt. Polen hetzt zum Kriege, aufgestachelt von England und Frankreich. Die Gewaltakte gegen alles Deutsche in Polen mehren sich von Tag zu Tag.

Unser Führer zeigt erstaunliche Geduld. Er will den Frieden erhalten.

Stellvertretend für die vom System Entrechteten möchte ich zwei hiesige Lehrerpersönlichkeiten vorstellen, die sich dem politischen Druck widersetzten. Hierfür hatten beide Unrecht und Schmach zu ertragen:

Karl Kuhn, Leiter der evangelischen Volksschule in Friedrich-Wilhelms-Hütte, und Wilhelm Repgen, Leiter der katholischen Volksschule in Friedrich-Wilhelms-Hütte.

Bereits in dem im Januar 2010 erschienenen Familienbuch für die damaligen Ortsteile Aggerdeich und Friedrich-Wilhelms-Hütte hatte ich die beiden Rektoren beschrieben.

Da inzwischen der Wunsch geäußert wurde, ihre Lebensbeschreibungen einem größeren Leserkreis vorzustellen, soll dies in dieser Arbeit geschehen. Bei der Darstellung der damaligen Ereignisse war ich ausschließlich auf die Aussagen der einschlägigen Schulchroniken der Volksschulen in Hütte, Menden und Troisdorf – den Wirkstätten der beiden mir unbekannten Persönlichkeiten – angewiesen.

Karl Kuhn

Als Sohn eines Winzers am 14. 2. 1898 in Bad Kreuznach geboren, wurde Karl Kuhn ab 1915 am Lehrerseminar in Gummersbach ausgebildet. 1917 – 1918 folgte die Teilnahme am ersten Weltkrieg, 1919 Erstes Lehrerexamen. Danach war Kuhn an der evangelischen Volksschule in Denklingen tätig.

Anfang 1922 folgte das Zweite Lehrerexamen. Zwischen 1922 und 1924 war er Mitglied der SPD.

1926 wechselte Karl Kuhn an die evangelische Volksschule in Friedrich-Wilhelmshütte.

1926 – 1930 war er Gasthörer an der Universität Köln in Soziologie, Sozialpädagogik, Psychologie, Ethnologie und Volkswirtschaftslehre. 1927 erneut in die SPD eingetreten, wurde Kuhn 1928 Vorsitzender des SPD-Ortsverbandes in Menden. 1929 – 1933 war er im Kreistag des Siegkreises.

Kuhn geriet in heftige öffentliche Konflikte mit den Nationalsozialisten. Mitte März 1933 folgten Verhaftung aus politischen Gründen und drei Monate „Schutzhaft" in der Haftanstalt Siegburg. Anschließend wurde er aus dem Sieg-Kreis ausgewiesen.

Nach seiner Rückkehr nach Bad Kreuznach folgte seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienst. In den Jahren 1935 – 1936 studierte Kuhn in Köln Betriebswirtschaftslehre. Ab 1938 schloss sich eine Tätigkeit in einem Bad Kreuznacher Großhandelsunternehmen an.

Ab 1945 war er am Wiederaufbau der SPD und der Gewerkschaften im Raum Bad Kreuznach beteiligt. Es folgten Tätigkeiten im politischen Bereich:

1946 Stadtverordneter und Mitglied des Kreistags in Bad Kreuznach, im November 1946 in der Beratenden Landesversammlung von Rheinland-Pfalz tätig, 1947 – 1967 Mitglied des Rheinland-Pfälzischen Landtags, ab 1. 9. 1948 Mitglied des Parlamentarischen Rates zur Erarbeitung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland, ab 1949 Erster Beigeordneter und 1960 – 1963 Bürgermeister der Stadt Bad Kreuznach.

Karl Kuhn starb am 18.10.1986 in Bad Kreuznach.

In Friedrich-Wilhelms-Hütte erinnert der „Karl-Kuhn-Platz" an seine hiesige Tätigkeit als Lehrer.[1]

Wilhelm Repgen

wurde am 30. 6. 1889 in Bliesheim geboren. Im Lehrerseminar in Brühl erhielt er seine Ausbildung zum Volksschullehrer. Zum 1. August 1909 übernahm Repgen eine freie Stelle an der Volksschule in Menden. Im Februar 1915 zum Wehrdienst einberufen, kehrte er am 15. Dezember 1918 zur Schule in Menden zurück, die er ab 1919 leitete.

Ein Jahr später verfügte die Regierung Köln:

„Wir übertragen Ihnen hiermit die Leitung der katholischen Volksschule in Friedrich-Wilhelmshütte vom 1. Oktober 1920 ab. Sie erhalten damit die Rechte und Pflichten eines Hauptlehrers."[2]

Am 2. Mai 1933, 2.45 Uhr (nachmittags) wird der Schulleiter Repgen verhaftet und durch Polizeiwachtmeister Pelkmann, Hilfspolizist Kreutzer SA und Sturmführer Papst SA im Auto zum Zellengefängnis Siegburg gebracht.

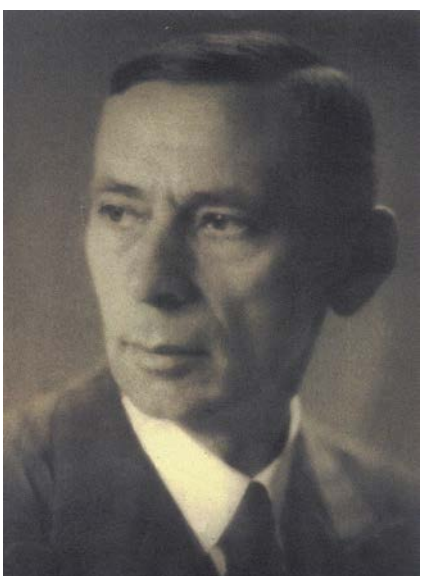
Am 8. Mai wird Rektor Repgen aus der Schutzhaft entlassen. Es wird ihm feindliche Betätigung gegen die nationale Regierung vorgeworfen.

1 Text in gekürzter Form der Publikation: Karl Kuhn (SPD) – Der Parlamentarische Rat-Bundeszentrale für politische Bildung – bpb – entnommen.

2 Chronik der Volksschule Menden.

Karl Kuhn

Foto: Haus der Geschichte / Bestand Erna Wagner-Hehmke



Wilhelm Repgen

Am 10. Mai nimmt Rektor Repgen den Unterricht und die Leitung der Schule wieder auf.

Am 26. Mai 1933 wird Rektor Repgen bis zur Klärung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe bis auf weiteres aus seiner Stellung als Rektor an der Schule Fr.Wilh.Hütte vom Herrn (kommissarischen) Regierungspräsidenten Dr. zur Bonsen beurlaubt.

Am 27. Mai 1933 überträgt Rektor Repgen schriftlich die vertretungsweise Leitung der Schule dem dienstältesten Kollegen Herrn Carl Patt.[3]

Zum 1. 11. 1933 wurde Repgen an die Troisdorfer Volksschule Kirchstraße versetzt; man hatte ihn in den Lehrerdienst zurückgestuft.

Zu den schändlichen Ereignissen hat mir der Sohn, Herr Prof. Dr. Dr. h.c. Konrad Repgen, freundlicherweise folgende Erinnerungen mitgeteilt: *Man habe dem Vater vorgeworfen, dass er (vermutlich Mitte April 1933) in der Gaststätte Könsgen in Menden gesprächsweise gesagt habe, er habe eine Rheinische Republik (Anspielung auf die Separatistenzeit 1923) lieber als das Dritte Reich. Das war sicherlich ein erfundener Vorwurf; denn mein Vater war ein durchaus patriotisch und national denkender Mensch, der 1923 wie 1933 kein Anhänger einer eigenstaatlichen Rheinischen Republik gewesen sein dürfte.*

Da er in „Schutzhaft" kam, konnte er sich gegen einen solchen Vorwurf rechtlich nicht verteidigen, denn „Schutzhaft" war ein rein polizeirechtliches, außergerichtliches Verfahren.

Der eigentliche Grund dürfte die Nähe zur Zentrumspartei gewesen sein. Mein Vater war zwar dort nicht Mitglied, aber meine Eltern haben stets wie viele Lehrer Zentrum gewählt. Zudem betätigte sich mein Vater ehrenamtlich in der Kirche: Er spielte in Friedrichs-Wilhelmshütte sonntags und bei Begräbnissen die Orgel und leitete (als Nachfolger von Josef Deutsch) den Kirchenchor von 1923 – 1949.

Zu den Bedingungen, unter denen seine Suspendierung aufgehoben wurde, gehörte maßgeblich sein Eintritt in die NSDAP. Schweren Herzens und gegen seinen eigenen Willen hat mein Vater 1937 diesen Schritt getan. Dazu hatten ihm seine Freunde und Bekannten, auch der katholische Pfarrer, geraten, um ihn aus einer direkten Schusslinie der Nazis zu nehmen.

Nach dem Zusammenbruch der Nazidiktatur traf das Schicksal erneut den Gedemütigten.

Diesmal schlugen die Siegermächte zu. Sicherlich aus Furcht vor weiterer NS-Indoktrination setzte im Rahmen eines Entnazifizierungsverfahrens ein allgemeines Revirement im Lehrerbereich ein: zahlreiche Umsetzungen und teilweise Herabstufungen in ein geringeres Besoldungsamt musste die Lehrerschaft hinnehmen. Rektor Repgen traf eine Verfügung des Kölner Regierungspräsidenten vom 6. 8. 1946 – II A- 1059/46 –:

„Auf Grund der von der Militärregierung erlassenen Bestimmungen dürfen Sie nicht mehr als Rektor, sondern nur noch als Lehrer im Schuldienst wieder beschäftigt werden. Dies bedeutet Zurückversetzung sowohl im Range als auch in der Besoldung. Mit Wirkung vom 1. 2. 1946 weise ich Sie daher in die freie Planstelle eines Lehrers, Besoldungsgruppe A 4 c 2, ein und übertrage Ihnen mit dem gleichen Tage die Verwaltung einer entsprechenden Schulstelle an der Schule in Troisdorf."

Erst 1949 ernannte der Kölner Regierungspräsident den Lehrer Repgen wieder zum Rektor der Troisdorfer Schule. Doch eine ernste Krankheit hatte den Rehabilitierten erfasst, sodass er öfter dem Dienst fern bleiben musste. Am 19. April 1951 starb Wilhelm Repgen an den Folgen einer schweren Krankheit. Unter großer Beteiligung wurde der beliebte Pädagoge auf dem Mendener Friedhof in der Nähe seiner früheren Schule beerdigt. Hierzu liest man in der Troisdorfer Schulchronik folgenden Nachruf:

„Fundament seiner schlichten und anspruchslosen Persönlichkeit war ein gelebtes Christentum.

Seine mannigfaltigen Anlagen fanden im Beruf des Volksschullehrers Raum zu reicher Entfaltung.

Jahrzehntelang als vorbildlicher Erzieher geachtet und geschätzt, war ihm vor allem der bildende Umgang mit den Kindern ein unversieglicher und unverfälschbarer Quell der Freude. In den 41 Jahren seines Lehrertums erwarb er sich durch die klare Linie seines ebenso ernsten wie geselligen und weltoffenen Charakters die Liebe einer großen Schar von Schülern, denen er Richtung und Vorbild für recht katholisches Menschentum wurde.

Eine große Schar von Freunden, Kollegen und Schulkindern geleitete den Verstorbenen auf dem Friedhof in Menden zur letzten Ruhestätte. Sie liegt in unmittelbarer Nähe der Schule, von deren Hof aus in den Pausen das frohe Lachen und Rufen der Kinderscharen herübertönt.

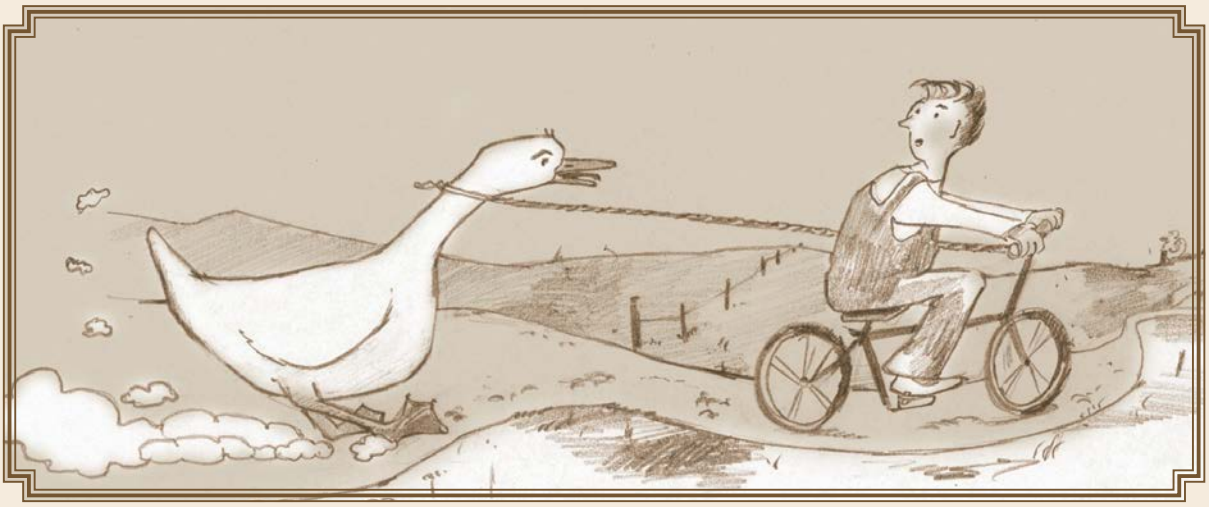
An seinem Grab sprachen außer dem Pfarrer von Menden Pfarrer Heuser von Troisdorf, Schulrat Becker als Vertreter der Siegkreis-Lehrerschaft Johannes Müller, Lehrer Schonauer, Bürgermeister Dr. Hamacher, Troisdorf, Lehrer Vetter und Rektor Gornik. Ein Chor der Schule sang 2 mehrstimmige Gesänge. Der Mendener Kirchenchor brachte ihm ein Abschiedslied."[4] ∎

3 In Kursivschrift wörtliche Wiedergabe der von Rektor Repgen vorgenommenen Einträge in der Hütter Schulchronik.

4 Schulchronik der kath. Volksschule Troisdorf, Kirchstraße.

Adele Müller

We soll net alles jlööve



De Franz dät op de Polve arbeede un kom jot zerách mem Meeste un der andere Kolleje. He wor e richtich Schletzuhr un hatt et fuusdeck hinge de Uhre. De Will, ne Arbeedskollech, dät em noch jet dobei helfe.

Am Wocheeng kome aan, jov däm Will e paar beschrivvene Bläader un säht: „He han ich dir für de Flimmerkess et Programm für de näkste Woch opjeschrevve. De Meeste hatt zojehüürt un meent: „What es dat dann für ne Blödsenn, dä widd doch suvell Nösele han, date sich e Programm koofe kann."

Die Zwei hatten ihre Spaß, wenn se de Meeste erenläje konnte. Dä wor jotmödich un dät dat net merke.

En de Meddachspaus stond uuse Franz met nem Stock vür de Kolleje un dät met de Ärm eröm fuchtele, as ope e janz Orcheste direjiere dät. De Meeste tipp sich aan de Stiern un meent: „De Fränz drieht widde durch."

Et jing langsam op Chressdaach aan. De Franz dät von singem aanstrengende Wocheeng vezälle, un all däte jot zohüre. En Nüngkirche hatte sich bei nem Buur en lebendije Jans jekoof, schlaachte konnte die selvs. Vürher sollt se ävver noch jet in singem Jaade eröm loofe un sich övve de Schnecke hermaache. Dann hät de Franz sich die Jans jeschnapp, en singe Rucksack jestopp, op de Röcke jeschnallt un fuhr domet dä steile Berch erav.

Ävve what soll ich üch sage? Dat Dier dät op singem Röcke hin un her waggele. Do wor de Franz et leed. Er heelt aan, bung dem Dier en Ling öm de Liev un leet et nevve singem Rad loofe. Er fuhr natürlich langsam. Ävve wie e deheem aankom, soche die Bescherung, dat Dier hat sich de Fööß wond jeloofe.

Dat dät em natürlich leed. Er schmiert dem Dier sing Fööß jot met Salv en un dät et jot verbinge. Er daach, bis Chressdaach wör dat widde jot un se könnte sich der jode Brode schmecke losse.

De Kolleje däte sich eene jriemele, ävve de Meeste dät sich opräje un meent: „Du bes ne richtije Dierquäler un jehürs aanjezeech un düchtich bestroof."

Adele Müller

Well mich do eene öm de Eck brenge?

De Johannes jing drei Johr noh nem Schringe en de Liehr. He wurd em Huushalt met opjenomme. Met däm Meeste kome jot zerách, ävve de Meestersch hatt de Botz aan; wat die säht, dät moht jemaht werde. Des Morjens mohte ze iersch de Övve aanmaache un jenoch Vürrot met Klütte un Kolle parat stelle. Dat jing janz jot, ävve des Meddachs de schwere iese Kessele spöle, dat jefeel em jar net, un donoh moote och noch et Jebönn schrubbe.

Morjens beim Fröhstöck dät de Meestersch vekünde, dat se vell en de Stadt ze erleddije hätt, un iersch jäje Ovend heemköm. Ne Pott Bonnezupp stönd om Ovve für meddags, met jot jet dren, wie se sage dät. De Kirchuhr schlog zwölf, un Meeste un Liehrjung jinge esse. De Meeste hovv de Deckel von de Zupp, rührt jet dren eröm un meent: „Dat soll en jot Zupp sen? Uuße paar Speckküsje es do jo nix dröm un draan. Johannes, jank en de Keller un holl e Glas met enjekochtem Fleesch erop, dobei esse me en Botteram. De Zupp kannste en de Lokus schödde."

En de Werkstatt hatte se zebasch ze donn. Do reef de Meestersch at wedde, Johannes, komm en de Köch, ich han Arbeet für dich. Se hatt alles parat jestallt, öm Bruut ze backe.

De Johannes jov sich an et menge, un dann mohte dä Deech düchtich knedde. Dat konnte ärch jot un de Meestersch wor zefredde.

Am näkste Morje wurd dat frische Brut aanjeschnigge. Un et schmook ärch joot.

Op emol kräht de Meestersch ne Hosteaanfall. Se kräht keen Luff mieh, et hurt sich janz schlemm aan. De Meester sprong flöck op un dät ihr ördentlich op de Röcke kloppe. Noh nem kräftije Hoste holt se jet us de Muul un stüß ene spetze Schrei us. Se heelt e kleen Schrüvje en de Hand un meent: „Dat süht joh us, als wenn mich eene en et Jensicks befördere wollt."

De Meester beluurt sich dat Schrüüvje un meent:

„Johannes, su jeht dat ävve net, du moß besse op de Schruuve oppasse, dovon darf keent velore jon, dofür sen die ze düür."

Peter Haas

Otto Müsch, Troisdorfs Verteidiger Nr. 1

Wenn Otto Müsch hundert Jahre alt geworden wäre, dann hätte er in diesem Jahr am 5. April seinen hundertsten Geburtstag feiern können. Leider war ihm das nicht vergönnt. Er starb im Alter von 79 Jahren. Das ist auch schon fast eine Generation her; und dennoch ist er immer mal wieder Gesprächsgegenstand unter Fußballern. Das muss einen Grund haben. Ich versuche hiermit, diesen herauszufinden.

Einer größeren Öffentlichkeit wurde Otto Müsch erstmals bekannt, als der „Kicker" 1939 in seiner Rubrik „Wen willst Du sehen?" schrieb:

„Der am 5. April 1917 geborene Westdeutsche Otto Müsch, der Techniker von Beruf ist, gilt als eine der schönsten Hoffnungen im deutschen Fußball. Zwar gehörte er der National-Elf in einem offiziellen Länderkampf noch nicht an, aber 1938 wirkte er in Stuttgart im 1 : 1-Winterhilfsspiel mit, dreimal spielte er in diesem Sommer gegen die Auswahl des Protektorats Böhmen-Mähren, und nach Tallinn zum Länderkampf gegen Estland fuhr er als Ersatzmann mit. Gegen Bulgarien war er ebenfalls aufgestellt. Damals musste er aber absagen, weil er gerade zum Arbeitsdienst einberufen worden war. Sein schönster Erfolg war bisher der 2 : 1-Sieg in der deutschen B-Mannschaft gegen Italien B in Frankfurt a. M. am Tage des Florenzer Länderkampfes. Zwölfmal hat Otto Müsch bisher für den Gau Mittelrhein verteidigt. Der ersten Mannschaft des SV Troisdorf, der 1939 beinahe Gaumeister geworden wäre, gehört er seit vier Jahren an. Zum Fußball kam Müsch als Zwölfjähriger. Die anfänglichen Widerstände seiner Eltern waren bald überwunden, und er hatte vollends gewonnenes Spiel, als Reichstrainer Herberger den 16-Jährigen, der noch Jugend spielte, zu einem Kursus nach Duisburg holte. Inzwischen hat Müsch dort an mehreren Lehrgängen teilgenommen."

Foto: Privatarchiv Karin Steffen

1938 in der Sportschule Duisburg-Wedau.

Wer so sehr in Deutschlands bedeutendster Sportzeitschrift gelobt wird, muss Eigenschaften gehabt haben, die die Menschen beeindruckten. Otto Müsch hatte sich von Kind an kontinuierlich und zuverlässig entwickelt. Er selbst sprach davon, dass er im Alter von sieben Jahren, vermutlich also zum Schulbeginn, mit regelmäßigem Sport zunächst im Turnverein angefangen habe. Als er neun wurde, wechselte er nach seiner eigenen Aussage zum Fußball. Aus seiner fußballerischen Jugendzeit gibt es keine Überlieferungen. Gewiss hat er durch seine Athletik und Ruhe seine Alterskameraden überragt, denn noch zum 50. Geburtstag des Vereins rühmt der Vereinsvorstand „Standfestigkeit und artistische Schlagkraft" zu Ottos Glanzzeiten.

Wie mehr als 90 Prozent der damaligen Schulabgänger schloss er nach dem 8. Schuljahr die Volksschule ab. Anschließend machte er beim größten Troisdorfer Arbeitgeber, der DAG, eine Lehre als Konstrukteur so gut, dass er danach übernommen wurde. Im Lauf der Zeit arbeitete er sich so gut ein, dass er mehrere Patente für Kunststoffmaschinen und -anlagen anmelden konnte.

Es ist auffallend, wie schnell die Leistung der I. Mannschaft des SSV 05 insgesamt anstieg, als Otto deren Mitglied wurde. So erfolgte 1937 der Aufstieg in die höchste Spielklasse, die Gauliga. Troisdorf gehörte zur Gauliga Mittelrhein, einer von 18 Ligen entsprechend der Anzahl der Gaue im Reich. Man musste sich mit renommierten Mannschaften wie TuS Neuendorf, Mülheimer SV, Sülz 07, Alemannia

Foto: Privatarchiv Karin Steffen

Otto Müsch im Trikot des Alt-Internationalen.

Aachen duellieren und erreichte dennoch schon im ersten Jahr punktgleich mit Sülz 07, dem Vorläufer des 1. FC Köln, den zweiten Platz. Dieser Erfolg wurde im folgenden Jahr wiederholt. Spätere Festschriften erwähnten immer wieder, dass die Anzahl begeisterter Fans sogar im Training ständig wuchs, sodass man schließlich beschloss, Eintrittsgeld fürs Training zu erheben. Die meisten Fans waren weit davon entfernt, sich dadurch abschrecken zu lassen.

1938 hatte er noch die unterschiedlichen Anforderungen miteinander vereinbaren können. Er musste zum Reichsarbeitsdienst, konnte den aber in Much absolvieren, so dass er daheim trainieren konnte. Zwar war er für die Weltmeisterschaft in Frankreich von 1938 zu unerfahren, aber im selben Jahr wurde er noch in den Kader zum Länderspiel gegen Ungarn in Nürnberg berufen. Hier deutete sich erstmals an, was später immer wieder verhinderte, dass er direkt in einem offiziellen Spiel der Nationalmannschaft spielte. Otto Müsch war rechter Verteidiger, hatte aber mit Paul Janes aus Leverkusen Küppersteg einen überragenden Fußballer vor sich, der fünf Jahre älter als Otto war und 1938 erstmals zum Kapitän der Nationalmannschaft berufen wurde. Und obwohl zwischen 1942 und 1950 keine Länderspiele mehr stattfanden, wurde Janes, beginnend im Jahr 1932, mit 71 Einsätzen in Länderspielen deutscher Rekord-Nationalspieler, der erst 1970 von Uwe Seeler abgelöst wurde. Es war aber für Otto auch wenig aussichtsreich, auf die Position des linken Verteidigers auszuweichen. Denn dort spielte mit dem acht Jahre älteren Reinhold Münzenberg – genannt der „eiserne Reinhold“ – ebenfalls ein mehrfacher Kapitän der Nationalmannschaft, der bis auf den heutigen Tag der legendärste Fußballer der Aachener Alemannia ist.

Über diese Zeit schrieb Sepp Herberger im Jahre 1965 in einer Grußbotschaft zum 60-jährigen Jubiläum von Troisdorf 05: „Mit dem SSV 05 Troisdorf bin ich seit Jahrzehnten verbunden. Diese Verbindung geht zurück bis in die 30er Jahre, als ich beim westdeutschen Fußballverband Verbandstrainer war. In Troisdorf wurde immer gute sportliche Arbeit geleistet. Eine stattliche Zahl hervorragender Talente hat an meinen Lehrgängen teilgenommen. Otto Müsch war der Bekannteste unter ihnen; er gehörte lange Zeit zum engsten Kreis unserer Nationalmannschaft.“

Obwohl Janes, Münzenberg und Müsch unmittelbare Konkurrenten für die Nationalmannschaft waren, verband „die drei großen Schweiger“ und ihre lebhaften, gesprächigen Ehefrauen eine Freundschaft, die so fest war, dass sie sich ihr gemeinsames Leben lang zu Geburtstagen und anderen Festen besuchten. Ottos jüngste Tochter heiratete sogar den Sohn von Reinhold Münzenberg.

Als am 1. September 1939 der Krieg in Ottos Leben einbrach, wurde schnell spürbar, wie sehr er das Vereinsleben beeinträchtigte und seine Karriere als Fußballer immer wieder störte. Der Krieg hielt ihn allerdings nicht davon ab, Weihnachten 1941 Helene Arenz zu heiraten. „Uschi“, die temperamentvolle rheinische Frohnatur, und Otto, der große Schweiger, bildeten ein ideales Brautpaar, das auf allen Troisdorfer Festen gern gesehen war und dem im Laufe der nächsten Jahre drei ausnehmend hübsche Töchter gelangen, die ihnen später vier Enkel und diese wiederum 8 Urenkel schenkten. Jahrzehntelang waren sie ein Glanzpunkt bei vielen gesellschaftlichen Anlässen unserer ansonsten eher kleinbürgerlichen Feste: Die einzigartige Präsidentin zahlloser karnevalistischer Damensitzungen und der bescheidene Fußballer, der alle Fußballgrößen seiner Zeit kannte.

Im Alter von 25 Jahren, in dem Leistungssportler sich in der Regel ihrem Leistungszenit nähern, konnte Otto sich nur beiläufig dem Fußball widmen. Er wurde zur Wehrmacht eingezogen. Dazu kam, dass die Fliegerangriffe insbesondere auf den Westen und den Norden Deutschlands zur ständigen Bedrohung wurden, die jegliches Fußballspielen zum Erliegen brachten.

Letzten Endes war es der unselige Krieg, der verhinderte, dass Otto Müsch regulärer Nationalspieler

wurde. Denn als der internationale Fußballbetrieb wieder aufgenommen wurde, erreichte Otto das 33. Lebensjahr. Das war zu alt für einen zukunftsträchtigen Auftritt im Nationaltrikot, denn Sepp Herberger musste alle Vorbereitungen ergreifen, um für die nächste Weltmeisterschaft, die für 1954 in der Schweiz geplant war, ein schlagkräftiges Team aufzubauen, in dem ein dann 37 Jahre alter Otto Müsch nach menschlichem Ermessen keinen Platz mehr finden würde. So konnte es geschehen, dass er zwei Mal in den Kader der Nationalmannschaft berufen wurde, ohne selbst darin gespielt zu haben. Der Verzicht auf einen Auftritt im Nationalteam wurde ihm allerdings auch dadurch erleichtert, dass es vor dem Krieg als Aktivitätsprämie aus heutiger Sicht unfassbare 10 RM Prämie pro Spiel gab.

In der „Chronik der Traditionsmannschaft SSV Troisdorf 05“ wird sehr anschaulich beschrieben, wie der Spielbetrieb nach dem Krieg wieder einsetzte: Auf Anregung von Adolf Ehlert und Otto Müsch versammelte man sich in der Gaststätte Peter Thiesen in der Poststraße, um das Vorgehen zu beraten. Troisdorf fehlte vor allem der Fußballplatz auf der Heide, weil dieser im Krieg durch eine Flakstellung und nach dem Krieg durch eine Funkstation der Engländer gründlich umgepflügt war. Es waren der Vorstand und etliche Mitglieder, die ihn mit viel Mühe wieder herrichteten. So war es kein Wunder, dass die 05er das Eröffnungsspiel gegen Siegburg 04 – nach vereinsinternen Angaben vor unglaublichen 7.000 Zuschauern – mit 0 : 1 verloren. Ein Spiel gegen Schalke 04 ging mit 1 : 3 verloren. Zwar erreichten die 05er 1948/49 das Endspiel um die Mittelrheinmeisterschaft gegen Düren 99, doch ging auch dieses verloren.

Insgesamt fühlte der Verein sich aber auf dem Erfolgsweg, so dass die Vereinsversammlung beschloss, in der Spielzeit 1949/50 eine Mannschaft mit Vertragsspielern auf den Platz zu schicken. Im Kreis von Mannschaften wie VfL Benrath, VfL Bochum, Borussia Mönchengladbach, Sportfreunde Katernberg und Meidericher Spielverein kam das Team um Otto Müsch am Ende der Spielrunde nicht über den vorletzten Platz hinaus, sodass man künftig vom Vertragsfußball Abstand nahm.

Das intensive Training des Vorjahres gab dem unverändert in der Landesliga spielenden Team genügend Schwung, Gruppensieger in der Landesliga zu werden und im Endspiel um die Mittelrheinmeisterschaft gegen SV Baesweiler zu gewinnen. Im Kampf um die deutsche Amateurmeisterschaft siegten die 05er gegen Neuwied und Fulda, verloren aber das Halbfinale gegen den Karlsruher FV.

Neben seinem intensiven Fußballspielen und seinem Vollzeitberuf als Konstrukteur baute Otto Müsch 1950 mit dem Gasthaus „Heidehof“ eines der ersten Häuser auf der Troisdorfer Heide. Das war zugleich Vereinslokal und im Kellerbereich

Foto: Privatarchiv Karin Steffen

Foto: Privatarchiv Karin Steffen

Der Erste von links ist Otto Müsch im Kreis der Altinternationalen. Personen mit Autogramm sind von links Niepieklo, Münzenberg, Janes, Schanko und unten als Torwart der im April 2016 verstorbene Fritz Herkenrath.

Dusch- und Umkleidegelegenheit für alle Spieler aller Mannschaften. Das Unternehmen Gasthaus stand leider von Beginn an unter einem ungünstigen Stern: Auf der Troisdorfer Heide war nur an den Wochenenden wirklich Betrieb. Unter den etwa 4 – 5 Häusern, die damals „Auf der Heide", der späteren Carl-Diem-Straße, standen, waren kaum Bewohner, die regelmäßig in die Kneipe gingen. Die Wohnhäuser unterhalb der Heide und nicht nur in der Friedenstraße waren ein Jahr zuvor von Engländern zwangsbesetzt worden und blieben das noch bis über die Mitte der Fünfzigerjahre hinaus. Auch darunter konnten Müschs nicht auf Kundschaft hoffen. Das größte Problem war wohl, dass die junge Familie Müsch nicht genügend Barkapital hatte, sodass Otto seine Patente verkaufen musste, durch die er zwar genügend Geld zum Bauen bekam, die aber als Zukunftskapital im aufkommenden Wirtschaftswunder der Folgezeit ein Vielfaches an Erlös erzielt hätten und gerade dann fehlten.

Dennoch galt es 1951 erst einmal, neben dem neuen Heim die erfolgreichste Spielzeit des SSV 05 überhaupt und das tausendste Spiel des Otto Müsch für seinen Verein zu feiern. Die Gemeinde Troisdorf, die sich anschickte, im März 1952 Stadt zu werden, überreichte ihm für seine Vereinstreue eine Tischuhr mit Schlagwerk und der Inschrift:

Fotos: Thomas Ley

Otto hatte sich in seiner letzten aktiven Zeit angewöhnt, bei manchen Spielen den Platz früher zu verlassen, um ein Bierfass anzuschlagen, damit die Kameraden nicht länger als nötig dürsten mussten. Dies wurde zur Regel, als Otto ins Lager der „Alten Herren" wechselte. Als Karin, die älteste Tochter, das angemessene Alter erreicht hatte, wurde sie vom Vater angelernt, das Fass anzuschlagen und die Gläser zu füllen, um die alten Männer vor dem Verdursten zu retten. Damit konnte der Vater sich ganz dem neuen Hobby widmen, dem Fußballspiel mit alten Meistern und Kameraden. Natürlich spielte er für die Mannschaft des SSV 05. Aber in Kooperation mit der Sporthochschule kam es zur Gründung einer Mannschaft der Altinternationalen, die mit wachsender Begeisterung und unter dem großen Jubel vieler Fußballfans im ganzen Land technisch hochstehenden Fußball demonstrierte. In diesem Kreis war Otto in seinem Element. Er stiftete den „Otto-Müsch-Pokal", der jahrzehntelang zu Pfingsten von den besten Seniorenmannschaften der Republik ausgespielt wurde. Für Otto muss es eine Wiedergutmachung der im Krieg entgangenen Fußballfreuden gewesen sein, wenn er mit alten Fußballkameraden wie Kwiatkowski, Janes, Münzenberg, Schanko, Stollenwerk, Kelbassa, Niepieklo, Mebus, Burdenski, Kupfer, Kitzinger, Szepan und anderen auf den Fußballrasen auflief. Könnte er noch zu uns sprechen, würde er sich bestimmt ein Wiederaufleben des „Otto-Müsch-Pokals" wünschen.

Otto Müsch schrieb in der Festschrift von 1955 einen Beitrag mit dem Titel „Das Geheimnis der Höchstleistung". Er zeigt sehr realistisch, wieviel Anstrengung erforderlich ist, bis man es zur Meisterschaft im Fußball, im Sport im Allgemeinen und im Leben überhaupt bringt. Seine Gedanken verdienen es, auch heute noch unters Volk gebracht zu werden:

„Erziehung zur Kameradschaft, Kräftigung von Körper und Geist, sich innerhalb einer Gemeinschaft anpassen, das ist der Sinn der Körperertüchtigung einer jeden Sportart.

Mein sportlicher Werdegang begann bereits als Siebenjähriger mit dem Eintritt in den Troisdorfer Turnverein. Geräte- und Sprossenwandturnen waren die wichtigsten Grundlagen meiner körperlichen Entwicklung. Zwei Jahre später fand ich Lust und Liebe zum Fußballsport, und so meldete ich mich zur Schülerabteilung meines jetzigen Vereins Troisdorf 05. Wir spielten jeden Tag in den Straßen und Gassen mit Blechdosen und selbstgemachten Stoffbällen. Durch den großen Schuhverschleiß war es selbstverständlich, dass es Schwierigkeiten mit dem Elternhaus gab. So kam es nicht selten vor, dass wir barfuß Fußball spielten. Durch diese nicht ganz alltägliche Art des Trainings erwarb ich mir aber bald ein ausgesprochenes Ballgefühl. Besonderen Verdienst zur Förderung des Fußballnachwuchses erwarb sich unser damaliger Lehrer Stemmer, der in den Turnstunden mit uns Fußball spielte. Nicht zu vergessen sind auch Namen wie Hinterkausen, Krupp und Streuf, die sich durch ihre unermüdli-

Foto: Privatarchiv Karin Steffen

Otto Müsch 1977, stehend der Fünfte von links, im Kreis von lauter stadtbekannten Troisdorfer Spielern und Betreuern.

che Arbeit in der Jugendabteilung großen Verdienst erwarben.

Sehr bald erkannte ich, dass Ehrgeiz, Härte und eiserne Disziplin unentbehrlich für die Heranbildung guter Spieler sind. Denn wie leicht neigen gute Spieler zu Starallüren, und es ist dann schwer für den Jugendobmann, diese Spieler wieder in die richtige Bahn zu lenken. Fußball ist ein Mannschaftssport und keine Einzelakrobatik. Das schönste Gefühl und die höchste Ehre ist es für den Jugendlichen, wenn er sich zu den Auserlesenen des Kreises, Bezirks oder sogar des Landes zählen darf. Durch die Teilnahme an Lehrgängen oder Berufung zu Auswärtsspielen lernt er, sich der Allgemeinheit anzupassen.

Mit 16 Jahren holte mich unser heutiger Bundestrainer Sepp Herberger nach Duisburg zur Sportschule. Es wurde fleißig und hart trainiert, und ich glaubte oft, die Strapazen nicht durchhalten zu können; aber Herberger sagte immer, wenn es nicht mehr weitergeht, dann müssten wir erst recht ran. Wir bissen auf die Zähne und hielten durch. Wie oft haben wir uns in der Sportschule am Treppengeländer hochziehen müssen, weil wir unsere Beine nicht mehr spürten. Wenn dieser Höchstpunkt überschritten war, ging es später umso besser. Sepp Herberger erzählte uns von dem weiten Weg, den wir zurücklegen müssten, um einmal das Trikot der Nationalmannschaft tragen zu dürfen. Nicht nur spielerische Qualitäten genügten dazu, man müsste auch ein ganzer Kerl sein, was man durch Disziplin und Kameradschaft zeigen könne. Entsagung im Leben und hartes Training seien die Grundlagen zur Höchstleitung. Stundenlang hätten wir Sepp Herberger zuhören können; es war für uns, als hätten wir vor einem Berg gestanden, der unüberwindbar schien.

Mir war es vergönnt, diesen Berg zu ersteigen, aber auf der Höhe meines Ruhmes brach der unglückselige Krieg meine sportliche Laufbahn ab. Nach dem Krieg war es für mich selbstverständlich, dass ich meine Vereinskameraden zusammentrommelte und wieder für unseren geliebten Fußballsport interessierte. Vielen kleinen Vereinen habe ich mich in den schweren Zeiten nach dem Krieg zur Verfügung gestellt und in Trainingsstunden das vermittelt, was ich von Sepp Herberger gelernt hatte."

Wer Otto Müsch kannte, ist nicht erstaunt, dass der große Schweiger ausgerechnet beim Thema „Lebensgestaltung" sein Schweigen brach. Selbst in seinen letzten Lebensjahren hielt er sich noch an den Rat seines Alt-Trainers Herberger, als Ausgleich zum Fußball Tennis zu spielen. Das tat er bis zum Schluss mit ehemaligen Kameraden und Troisdorfer Fußballgrößen wie Theo Pott und anderen.

Otto Müsch starb am 6. August 1996. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurde er zu Grabe getragen.

Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Troisdorf: Festschriften des SSV 05 Troisdorf zum 50., 60., 75. und 100. Vereinsjubiläum

Privatarchiv Karin Steffen

Auskünfte von Vereinspräsident Matthias Steinlein

www.ssv05troisdorf.de

www.sportfreunde-troisdorf-05.de

Norbert Berndtsen

100 Jahre Werk-Chor HT Troisdorf e.V. Ein Chor mit großer Geschichte

Es war der 29. November im Kriegsjahr 1917, als sich im Oberlarer Hof etwa 65 Sänger und Chormeister Willi Schell trafen, um den „Männer-Gesang-Verein der RWS“ zu gründen. Die Mutterfirma RWS (Rheinisch-Westfälische Sprengstoffwerke) produzierte Sprengstoffe und vor allem Zünder und war – kriegsbedingt – mit damals 16.000 Mitarbeitern der größte Arbeitgeber im Kreis. Gründungsmitglied und erster Chorleiter war Willi Schell. Niemand ahnte, dass er diese Funktion 44 Jahre innehaben würde.

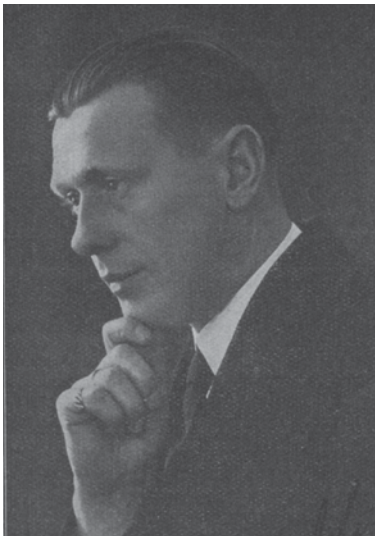
Bereits zu Weihnachten 1917, also nach nur vier Wochen, sangen die etwa 70 Sänger im großen Speisesaal der RWS vor 3.500 Werksangehörigen. Und schon sechs Monate später trat der Chor im Kölner Gürzenich auf – wann hat ein neuer Chor schon einmal solch eine Entwicklung genommen?

Die Nachkriegszeit war geprägt von Demontage, Kriegsschulden und der Weltwirtschaftskrise. Zum Glück gelang es Generaldirektor Dr. Paul Müller, die Produktion – von den Siegermächten erzwungen – auf Kunststoffe umzustellen, und zwar so erfolgreich, dass die Mitarbeiterzahl im Jahr 1922 bereits das Vorkriegsniveau erreichte.

Im „Windschatten“ dieses Weltkonzerns konnte sich auch der Chor weiterentwickeln und hatte 1924 bereits 120 Sänger. Er machte sich vor allem in der Region einen guten Namen mit großen Konzerten, immer wieder auch im Kölner Gürzenich, der sich zur „zweiten Heimat“ des Chores entwickelte. Er nahm an vielen Wettbewerben teil und erhielt nicht nur überschwängliche Kritiken, sondern auch viele erste Preise, z. B. beim Gesangswettstreit in Mehlem, beim Sängerwettstreit in der Gasolei Düsseldorf 1926 oder beim Wertungssingen 1931 in Essen. Außerdem fielen in diese Zeit die ersten Chorreisen, in der Nachkriegszeit innerhalb Deutschlands bzw. in „von fremden Machthabern besetzte Gebiete“. Der Chor hatte zu dieser Zeit schon 140 Sänger.

In den 1930er Jahren entwickelte sich die Mutterfirma, die inzwischen Dynamit Actiengesell-

Oberlarer Hof



Chorleiter Willi Schell (ca. 1927)

Der Chor 1924
in Bad Neuenahr
(unser ältestes Chorfoto) …

… und 1934 in Heidelberg

schaft (DAG) hieß, kontinuierlich weiter. Die Kunststoffsparte hatte inzwischen dank zahlreicher fundamentaler Neuentwicklungen Weltniveau erreicht. Vor allem aber entwickelte sich die Sprengmittelsparte – fraglos von den Nazis politisch gewollt – zu enormer Größe. So hatte 1937 die DAG 35.000 Mitarbeiter, davon 17.000 am Standort Troisdorf. Und es war kein Zufall, dass auch der Chor 1937 seinen historischen Kulminationspunkt erreichte: In seiner Meldung an den Deutschen Sängerbund meldete der Chor 172 Sänger und 1.166 fördernde Mitglieder.

So fällt auch die wichtigste Chorreise unserer Chorgeschichte ins Jahr 1937. Zuerst die Teilnahme am Sängerbundfest in Breslau. Mit etwa 160 Sängern präsentierte sich der Chor einer Jury von 200 Fachkennern in der Jahrhunderthalle mit einem eindrucksvollen Konzert. Er wurde als bester Chor ausgezeichnet.

Im Anschluss wurde der Chor beauftragt, Deutschland unter Förderung des Reichspropagandaministeriums beim Internationalen Sängerbundfest in Budapest zu vertreten. Insgesamt waren 17 Nationen vertreten, wobei der Werk-Chor der größte Chor war. Sein Auftritt im großen Saal der Musikakademie wurde in höchsten Tönen gelobt. Zitat: „Der weltberühmte MGV der RWS Troisdorf führte mit musterhafter Disziplin und mit imposant mächtigem Stimmenmaterial sein interessantes

Der Chor 1937 in Breslau
(Jahrhunderthalle)

Der Chor 1937 in Budapest

Programm durch, welches die goldene Zeit des deutschen Chorsingens und auch die moderne deutsche Chorliteratur repräsentierte." Der Chor erhielt mit dem Silberpokal die höchste vergebene Auszeichnung. Aufgrund der Darbietungen wurde Willi Schell zum Ehrenchor-Dirigenten des Ungarischen Sängerverbandes ernannt. Diese Konzertreise war der Höhepunkt unserer Vereinsgeschichte – sie ist es bis heute geblieben.

1937 gab es insgesamt 31 Veranstaltungen, darunter 22 Konzerte und 130 Chorproben! Ein Konzert am 23. April 1938 war, auf die Zahl der Zuhörer bezogen, die größte Veranstaltung, die je von unserem Chor in eigener Regie durchgeführt wurde: Zwei Veranstaltungen vor jeweils 5.000 Zuhörern in der großen Messehalle Köln-Deutz, die vom Reichssender übertragen wurde. Die Presse meinte: „Fülle und Schönheit des Klanges sind nicht zu übertreffen."

Natürlich ging der Zweite Weltkrieg nicht spurlos am Chor vorbei: 1940 waren 60 der damals 181 Sänger zur Front abgestellt. Trotzdem war der Chor weiter konzertant tätig, z. B. regelmäßig im Kölner Gürzenich, aber auch in der Lazarettbetreuung und in Kameradschaftsstunden. Obwohl die RWS schon 1931 zur „Dynamit Actiengesellschaft" fusioniert hatte, übernahm der Werk-Chor erst im Dezember 1941 die Bezeichnung „Werk-Chor der Dynamit Actiengesellschaft".

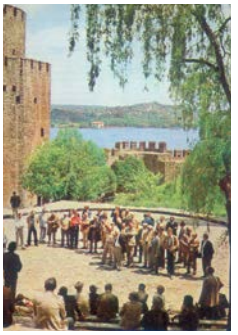
Mit einer Generalversammlung am 12. Juni 1946 wurde nach dem Zweiten Weltkrieg die Chorarbeit wieder aufgenommen. Der Chor hatte sofort wieder überregionaler Bedeutung. Bereits am 4. 4. 1947 wurden im Funkhaus des NWDR Aufnahmen für eine Rundfunksendung gemacht, und schon 1948 hatte der Chor wieder 130 Sänger.

Die zahlreichen Konzertreisen der Nachkriegszeit können aus Platzgründen hier nicht alle erwähnt werden. Von den Chorreisen nach Italien, Österreich, der Schweiz, Spanien, Istanbul sind aber nicht zuletzt die Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten im Gedächtnis haften geblieben.

Oswald Gilles

1961 übergab Chormeister Willi Schell die musikalische Leitung an Oswald Gilles. Von den zahlreichen Chorreisen muss eine besonders hervorgehoben werden: die Konzertreise nach Prag und Athen 1967 anlässlich seines 50-jährigen Bestehens. Es war der erste westdeutsche Chor, der – ein Jahr vor dem Prager Frühling! – hinter den „Eisernen Vorhang" fuhr. Diese Reise begründete die langjährige Freundschaft zum Pra-

Berühmte Besuchte (v. l.): Konrad Adenauer 1956, Papst Pius XII 1957, Erzbischof Kardinal König von Wien 1961, Josef Kardinal Frings von Köln 1962, Heinrich Lübke 1968



Istanbul 1974,

Steubenparade New York 1977,

Bangkok 1984

ger Lehrerchor, die heute noch anhält und zahlreiche gemeinsame Besuche folgen ließ – der letzte dieses Jahr anlässlich der 50-jährigen Chorfreundschaft. Diese Chorreise 1967 wurde fortgesetzt mit der Weiterreise nach Athen, bei der der Chor in den Militärputsch geriet, der zur Absetzung von König Konstantin führte.

Die ab etwa 1970 stattfindende Globalisierung machte auch die Dynamit Nobel AG über Europas Grenzen hinaus bekannt, so dass der Chor das Unternehmen auch in Übersee repräsentieren durfte. Es gab Chorreisen nach USA, Istanbul, Fernost (Bangkok, Hongkong, Tokio und Peking) und Kanada. Die Sängerzahl lag zu dieser Zeit immer noch weit über 100, der Chor war nach wie vor einer der größten Deutschlands.

Nach 1985 wurde zunächst Prof. Hermannjosef Rübben Chorleiter, ab 1990 Prof. Gerhard Schulte. Zum 1. 1. 1988 übernahm die Hüls AG die DN, der Werk-Chor bekam den Namen Werk-Chor HT Troisdorf e.V. Für den Chor entscheidend war die Tatsache, dass spätestens nach der Übernahme durch die Rütgers AG (also den Ruhrkohlekonzern) eine beispiellose Phase der Veränderung, Aufsplitterung und Verkäufe begann, an deren Ende der Werk-Chor ohne Werk dastand und jegliche Unterstützung (nicht nur die finanzielle) verloren hatte. An Sänger-Nachwuchs aus dem Werk war nicht mehr zu denken.

Diesen Verfall versuchte die neue Vereinsführung aufzuhalten. 1993 wurde Dr. Norbert Berndtsen zum ersten Mal zum Vorsitzenden gewählt. 1995 übernahm dann der damals 36-jährige Bernd Radoch die Chorleitung. Beide trafen die grundlegende Entscheidung, dass der Chor ab sofort für werkfremde Sänger offensteht, freundschaftliche Kontakte zu lokalen Vereinen waren kein Tabu mehr. So gelang es, den Mitgliederschwund zumindest zu begrenzen. Der Chor ist heute mit ca. 63

Norbert Berndtsen

Bernd Radoch

Die Hubertusmesse,
von 1982 bis 2007 von
Hans Reifenhäuser veranstaltet

Seit 1987 ein Highlight:
Das Weihnachtskonzert
in der festlich ausgeleuchteten
Klosterkirche der Steyler Mission
in Sankt Augustin …

… und seit 2010
die Messe auf Pützchens Markt

Sängern zwar nicht mehr riesengroß, aber immer noch einer der größten im Rhein-Sieg Kreis.

Von 1982 bis 2007 wurde jährlich eine Buß- und Bettagsmesse veranstaltet. Seit 1987 war Hans Reifenhäuser Schirmherr, seit 2002 wurde die Messe gemeinsam vom HT-Chor und Reifenhäuser-Chor gestaltet.

Zum wichtigsten Konzert in der Neuzeit hat sich das Weihnachtskonzert bei den Steyler Missionaren in Sankt Augustin entwickelt. Seit 1986 lockt das Konzert Jahr für Jahr um die 800 Besucher an, das Gotteshaus ist somit praktisch ausverkauft. Dem Chor gelingt es, mit erstklassigen Künstlern und attraktivem Programm das Publikum zu begeistern. Seit zwei Jahren wird die Kirche durch eine festliche Illumination auch optisch zu einem Highlight gestaltet, um so das moderne, von Fernsehen, Radio und Internet verwöhnte Publikum zu erfreuen. Im Dezember 2016 fand das Weihnachtskonzert zum 30. Mal statt.

Seit 2010 hat unser Chor auf Wunsch der Stadt Bonn die musikalische Gestaltung der großen Messe im Zelt auf Pützchens Markt übernommen. Diese Messe zieht regelmäßig rund 2.000 Besucher an.

2017 waren zum Jubiläum „650 Jahre Pützchens Markt“ im vergrößerten Festzelt über 3.000 Besucher gekommen.

Sein hundertstes Jubiläum feierte der Chor 2017 mit einem fulminanten Festkonzert in der ausverkauften Stadthalle Troisdorf. Die Presse schrieb, dass es dem Jubiläum eines so großen Chores absolut würdig war. „Es ist bewundernswert, dass von einem Amateurverein so ein Konzert realisiert werden kann.“

Eine Woche später fand erstmals ein vom Chor organisiertes Freundschaftssingen statt, zu dem sich elf Chöre gemeldet hatten. Insgesamt etwa 400 Sängerinnen und Sänger boten ein 4 ½-stündiges Chorkonzert im Festzelt am Sportplatz in Kriegsdorf. ▮

P.S.: Wenn Sie an weiteren Informationen interessiert sind: Die Festschrift „Der Chor – Das Werk – Die Stadt“ und die historische CD können zum Preis von je 10 € erworben werden bei Dr. Norbert Berndtsen (Tel. 02241/402053), Monika Lappe (02241/41910) oder bei jedem Sänger.

Peter Haas

Landeskulturtage – Kultur vor Ort

Begeistert schrieb Klaus Schmitz, Troisdorfer Bürger und damals Redakteur des Rhein-Sieg-Anzeigers, im Troisdorfer Jahresheft von 1992 über die „nordrheinwestfälischen Landeskulturtage '92 Troisdorf", die vom 19. 9. 1992 bis zum 4. 10. 1992 viele tausend Menschen nicht nur aus Troisdorf begeistert hatten:

„Das war ein Ereignis, das es in dieser Form bisher noch nicht gab und wohl auch nicht wieder geben wird. Aus sage und schreibe 100 Teilen puzzelten der vom städtischen Kulturausschuss eingesetzte Arbeitskreis und Mitarbeiter des Schulverwaltungs- und Kulturamtes ein Programm zusammen, das auch geübten Kulturkonsumenten streckenweise den Atem raubte. Sprech- und Musiktheater, Vokal- und Orgelkonzerte, Filme und Gespräche, provozierende Aktionen und verbindende Präsentationen, neue ‚Troisdorf-Bücher' und ‚Troisdorf-Bilder', Jazz in Kneipen und Rezitationen in Caféhäusern, Aktionen mit Kindern und Senioren, Performance und Straßentheater, Folklore und Rock – wer dabei sein wollte, benötigte Turnschuhe: Oft wurden zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten Programme geboten. Doch die Konsumenten zogen mit, zogen karawanenmäßig (wie von den Veranstaltern auch gewollt) von einem Spaß zum nächsten Spektakel und zu neuem Genuss. Je näher das Ende der 16 Tage kam, desto mehr gierten viele nach mehr."

Das derart gepriesene Ereignis feiert in diesem Jahr sein 25-jähriges Jubiläum. Das ist der geeignete Zeitpunkt zu überprüfen, ob die damalige „Kultur vor Ort" Spuren vor Ort hinterlassen hat. Doch zunächst sei an die dem Ereignis zugrunde liegenden Ideen und Aktivitäten erinnert.

Seit den 68er Jahren wurde „Soziokultur" ein Schlagwort für eine Bewegung, die unter anderem statt bürgerlicher Kultur im Elfenbeinturm Kultur auf die Plätze und Straßen holen wollte. Die Devise hieß, auf die Menschen zuzugehen, um ihnen Malerei, Musik und Theater nahe zu bringen. Unter anderen war ab 1978 unter der Leitung von Rolf Möller der Kulturverein „TroisdorfsZene" auf diesem Gebiet erfolgreich.

Als im Verlauf der 80er Jahre die NRW-Landesregierung ein Programm mit dem Namen „NRW-Landeskulturtage – Kultur vor Ort" auflegte, zielte sie genau auf die Aktivitäten ab, für die man sich in Troisdorf stark machte. Infolgedessen bewarb der Rat der Stadt sich 1987 um die Durchführung dieses Programms, für das vom Land NRW 300.000 DM ausgelobt waren. Offensichtlich gab es dafür eine rege Nachfrage, denn die Landesregierung konnte den Troisdorfer Antrag erst für das Jahr 1992 bewilligen. Das hatte den Vorteil, dass man auch größere Projekte in die Veranstaltung einbeziehen konnte. Das spektakulärste Projekt darunter beantragte der Kulturausschuss: Den Ausbau der ehemaligen Vorburg aus dem Jahr 1550 neben der Burg Wissem zu einem multifunktionalen Kulturtreff. („Remise" nannten Mitarbeiter der Stadtverwaltung das ehemalige Wohnhaus der Burgverwalter in der ersten Etage mit den Viehställen im Parterre. Der Begriff gilt seitdem offiziell.)

Die Befürworter des Projektes wurden mit Hohn und Spott überzogen. Denn mittlerweile gab es in jeder Ortschaft ein Bürgerhaus, die Burg Wissem war inzwischen ein renommiertes Museum für originale Bilderbuchillustrationen, und jetzt trieben es die „Kulturhansel", wie sie spöttisch genannt wurden, in den Augen vieler zu weit. Die Gegner fragten sich, wie man ihr Ansinnen ins Leere laufen lassen könnte. Am besten gefiel die Idee, bei der Landesregierung einen Zuschuss für eine Renovierung des Gemäuers zu beantragen. Das hätte bestimmt keinen Erfolg, und wenn der Antrag Erfolg hätte, könnte man ja über die Realisierung reden. Das Unerwartete wurde Ereignis. Die Landesregierung förderte das Projekt, das mit 3 Millionen DM veranschlagt worden war, zu 80 Prozent. Bei einem derart großzügigen „Geschenk" konnte niemand mehr nein sagen. Die Brüder Ürdingen aus Sieglar gingen als Sieger aus dem Architektenwettbewerb hervor und realisierten ihren Entwurf, der ein „Haus im Haus" vorsah, eine Konstruktion aus Metall und Glas, die in das bestehende Gemäuer gebaut wurde.

Die DDR und die Sowjetunion schickten sich damals gerade an, sich aus der Geschichte zu verabschieden. Mit der Wiedervereinigung setzte sich eine euphorische und optimistische Stimmung durch: Nie wieder Krieg! Auch keinen Kalten Krieg!

In Troisdorf wurde ein Arbeitskreis aus Vertretern der drei Ratsfraktionen (CDU, FDP und SPD) zur Organisation der Landeskulturtage gebildet, dessen Vorsitzender ich wurde. Nachdem der Zeitraum vom 19. September bis 4. Oktober 1992 für die Landeskulturtage festgelegt war, konnten die Veranstaltungen konkret festgelegt werde.

Die neuen internationalen Entwicklungen, die sich in der Wendezeit anbahnten, bezogen wir mit in unsere Überlegungen ein. Im Rahmen der damals üblichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen wurden zwei Mitarbeiter gewählt, von denen einer aus der DDR stammte und dort in der Kulturarbeit aktiv gewesen war. Er knüpfte unter anderem Verbindungen zum Dresdner Kreuzchor. Über das Bilderbuchmuseum gab es Kontakte zu russischen Illustratoren von Bilderbüchern, die am ersten Tag der Landeskulturtage ihre Ausstellung eröffneten, nachdem Kultusminister Hans Schwier die neue Remise als erste Amtshandlung der Kulturtage eröffnet hatte.

Da die Troisdorfer Kontakte in Richtung Osten immer wieder in der Presse erwähnt wurden, inspirierten sie Rainer Ürdingen so sehr, dass er sich auf der Suche nach einer Verbindung zwischen der Burg Wissem und der neu gestalteten Remise in der osteuropäischen Kunstgeschichte umschaute und fündig wurde, wie ich bereits im Troisdorfer Jahresheft von 2011 beschrieben habe und im Folgenden kurz zusammenfasse.

Der vielseitige russische Avantgardist El Lissitzky hatte in den Anfängen der Russischen Revolution eine mobile Rednertribüne für Lenin entworfen. Als Lenin starb, legte er den Plan zu den Akten. 80 Jahre später fand Rainer Ürdingen Lissitzkys Entwurf und realisierte ihn als Verbindungssteg zwischen dem Bilderbuchmuseum und der Remise. Damit schuf er zugleich ein Symbol für die Ziele, die den Veranstaltern vorschwebten: Verbindungen schaffen, Brücken bauen, Kunst an die Menschen im öffentlichen Raum herantragen und nicht zuletzt die Verständigung zwischen den Menschen aus Ost und West. Und statt einer Rede von dem Steg aus gab und gibt es den Blick in schöne Natur und den kurzen Weg zwischen zwei sehr gegensätzlichen Gebäuden.

Um die Beziehung zur russischen Moderne noch hervorzuheben, bediente Rainer Ürdingen sich bei

Entwurf der Rednertribüne von El Lissitzky,
Kopie P. Haas, aus Pioniere der sowjetischen Architektur

Foto: P. Haas

Rainer Ürdingens Steg nach El Lissitzky hätte nach 25 Jahren einen neuen Anstrich verdient.

der Farbgebung für den Steg der roten und schwarzen Farbe, die der Suprematist Kasimir Malewitsch, einer der Begründer der abstrakten Malerei, einst für seine Gemälde „Rotes Quadrat“ und „Schwarzes Quadrat“ benutzt hatte.

Die feierliche Eröffnung der multifunktionalen Remise war die erste von 97 Veranstaltungen, die in Troisdorf innerhalb der nächsten 15 Tage zu erleben waren und die zuvor einem vorbildlichen Programmheft zu entnehmen waren, das von Susan Cimera-Busch (Gestaltung), Klaus Schmitz (Texte), sowie Wolfgang Pütz und Alexander Krößner realisiert wurde. Insbesondere die Titelseite des 91-seitigen Programmhefts mit einem stilisierten großen Stadttor, dessen Original gerade acht Jahre alt geworden war, wurde vielfach gelobt. Denn der Bogen ist ebenfalls ein Symbol für Völkerverbindung, Verständigung und Solidarität.

Nach 25 Jahren stellt sich die Frage, was außer der Arbeit der Brüder Ürdingen an der Remise heute noch in Troisdorf von den glanzvollen Tagen im Herbst 1992 übrig geblieben ist.

Über fast alle Veranstaltungen gab es Zeitungsberichte, die in dem 153-seitigen „Sonderpressespiegel Landeskulturtage 1992“ von der Stadt veröffentlicht wurden und heute nicht nur im Stadtarchiv für Neugierige bereitliegen.

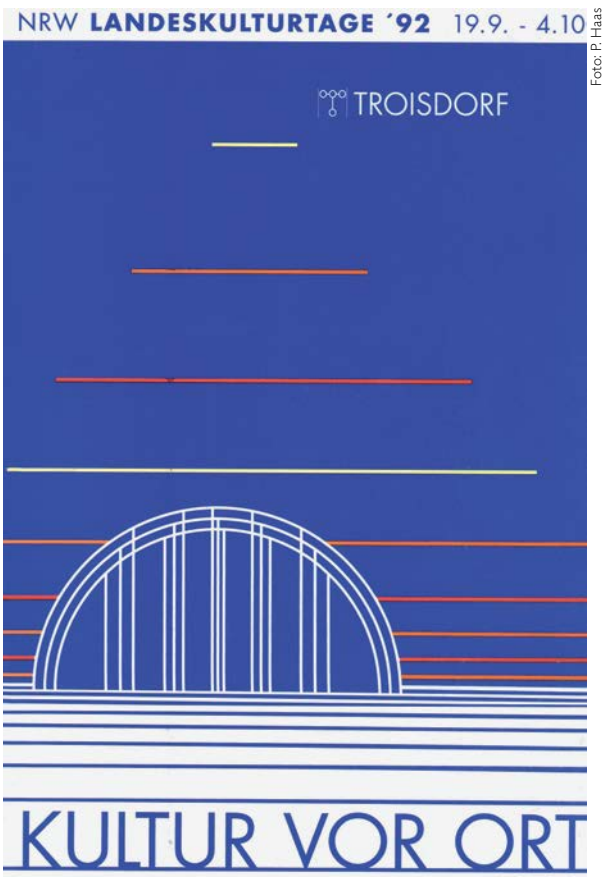


Foto: P. Haas

Stellvertretend für 8 zum Teil hervorragende Wandbilder steht hier aus der Dokumentation das Foto der Künstlergruppe „Farbfieber“, die sich des Themas „500 Jahre Entdeckung Amerikas“ annahm und auf die Seitenfläche des Hauses Frankfurter Straße 4 malte, wo es heute noch zu sehen ist.

Ebenso existiert ein Pressespiegel der Stadt über das zweite Fassadenmalertreffen, das Bestandteil der „Kultur vor Ort“ war und in einer Dokumentation mit dem Titel „Fassadenmalertreffen Troisdorf 1992“ festgehalten wurde. Sie wurde von Agnes Keizers, Andreas Stanetschek, Frank Homann und Rolf Mallat realisiert. Der zusätzliche Pressespiegel alleine zum Fassadenmalertreffen umfasste 27 Seiten. Sechs der Wandbilder bestehen heute noch. Eine Auffrischung täte ihnen gut.

Erstaunlicherweise gibt es auch noch das Backhaus („et Backes“) in Altenrath. Der Altenrather AWO mit Herbert Jung und Ortsvorsteher Achim Tüttenberg ist dafür ebenso zu danken wie Evi Savvoulidou, die dort heute noch mit der Kinderkulturwelt backt.

Pünktlich zum Start der Kulturtage stellte das Literaturcafé seinen neuen Literaturkalender vor, der natürlich auch noch heute existiert.

Bei den Vorbereitungen der Kulturtage hatte ich die Idee, einen Text zu erstellen, der Musikbegeisterte animieren könnte, endlich einmal ein musikalisches Werk über Troisdorf zu komponieren. Was gibt es nicht alles für rührselige Lieder über Köln

oder Paris. Über Troisdorf gibt es nichts Musikalisches. Ich schaute mich in der Geschichte Troisdorfs und in der Weltliteratur um. Ich fand „Unsere kleine Stadt“ von Thornton Wilder, „Unter dem Milchwald“ von Dylan Thomas und „Die Himmel rühmen“ von Christian F. Gellert. Hier und da zitierte oder paraphrasierte ich sie zu meinem Privatvergnügen. Aber vorrangig war für mich, eine Musikform zu finden, die möglichst viele aktive Musikinteressierte zusammenführt. In Wien hatte ich kurz zuvor auf einer Klassenfahrt mit Schülern das Oratorium Juditha triumphans von Antonio Vivaldi erlebt. Es hatte meine Schüler fast so sehr begeistert wie mich. Ein Oratorium schien mir die geeignete Form, möglichst viele Musikinteressierte für gemeinsames Musizieren zu gewinnen. Die städtische Musikschule fiel mir zuerst ein. Sie hatte das notwendige Personal für ein Oratorium. Manfred Hilger, der Leiter der Musikschule, war auf Anhieb begeistert, wollte aber mein Libretto Troisdorf – sieben Bilder einer Stadt“ abändern, was ich ihm gerne zugestand. So schrieb auch er ein Oratorium über „Troisdorf“.

Auf Umwegen erfuhr ich von dem gebürtigen Troisdorfer Markus Grünter, der gerade in Köln Komposition studierte. Er übernahm es, meinen Text zu vertonen. Wir entschieden uns, Collage und Oratorium zu verbinden, und fanden das neue Wort „Collagetorium“ und „Troisdorf: Sieben Bilder einer Stadt.“

Leopold Kern aus Freiburg, der wiederholt in Troisdorf mit seinem Musiktheater aufgetreten war, übernahm die Regie. TroisdorfsZene leistete die Organisation. Ich war besonders erfreut darüber, dass es gelang, mit dem Vorwärts-Chor Bonn meines Kollegen Hans Hinterkeuser und dem Frauenchor Müllekoven zwei kompetente einheimische Chöre zu gewinnen. Gleiches galt für die vielen Solisten.

Foto: P. Haas

Titelseite des Textheftes des Collagetoriums

Das „Collagetorium“ wurde im ausverkauften großen Saal des Bürgerhauses am Abend des ersten Tages aufgeführt. Manfred Hilger führte sein großes Werk am Abend des letzten Tages des Festivals an derselben Stelle im ebenfalls ausverkauften Saal auf.

Das Thema Oratorien würde nicht zu meinem Beitrag gehören, wenn nichts davon erhalten wäre. Aber beide Libretti ruhen im Archiv der Stadt Troisdorf und warten dort darauf, vielleicht nach weiteren 25 Jahren noch einmal aufgeführt zu werden.

Eine großartige Einzelinitiative ergriff Inge Donath. Mit der Künstlerin Ingrid M. Schmeck, deren Bilder sie seit Jahren in ihrer Galerie verkaufte, und Texten von Helmut Schulte gab sie ein außergewöhnliches Bilderbuch mit dem Titel „Troisdorf – auf den Spuren einer Stadt“ heraus.

Foto: P. Haas

Titelseite des Bildbandes von I. Schmeck

Bei Recherchen stieß Jürgen Busch, Mitglied des Arbeitskreises Landeskulturtage, auf einen Zeitungsartikel von Professor Roland Günter. Er hatte in einer Zeitung geschrieben, der italienische Schriftsteller Tonino Guerra sei während des Krieges als Zwangsarbeiter in Troisdorf gewesen. Jürgen Busch kontaktierte Roland Günter, von dem er mehr über Tonino Guerra erfuhr:

Guerra hatte in seiner Heimatregion Emilia Romagna während der deutschen Besatzung Flugblätter gegen die Deutschen verteilt. Als er dabei erwischt wurde, wurde er mit mehreren Landsleuten als Zwangsarbeiter in das Arbeitslager der Dynamit AG in Troisdorf gesteckt. Nach eigener Aussage begann Guerra dort mit dem Verfassen von Texten in der Sprache der Emilia Romagna, mit der er seine Landsleute trösten konnte. Später pflegte Guerra zu sagen, in Troisdorf habe seine Karriere als Schriftsteller begonnen. Er schrieb neben Gedichten rund 70 Drehbücher für alle bedeutenden italienischen Regisseure und erhielt nahezu alle internationalen Filmpreise.

Der Arbeitskreis beschloss, Roland Günter mit dem Verfassen eines Buches über Tonino Guerra zu beauftragen und diesen zu den Landeskulturtagen einzuladen. Günters Buch mit dem Titel „Tonino Guerra / Roland Günter, Aufbruch in Troisdorf“ wurde pünktlich zum Troisdorfer Großereignis

fertig und veröffentlicht. Tonino Guerra konnte wegen einer Krankheit nicht dabei sein. Zwei Jahre später kam er im September 1994 zu uns, um in der Aula des Gymnasiums Altenforst und im Bürgerhaus seine bekanntesten Filme (u. a. Amarcord und Blow up) zu zeigen und Mittelpunkt einer Talkshow zu sein. Er starb im März 2012, nachdem ihm 10 Jahre zuvor die Europäische Filmakademie für sein Lebenswerk den „Felix" verliehen und er in Troisdorf eine weitere Ehrung erfahren hatte. Denn nahezu zeitgleich entstand auf dem Rasen des Rathauses an der Ecke Stationsweg / Kölner Straße von Victor Bonato der „Ort der Erinnerung" mit einem Gedicht von Tonino Guerra. TroisdorfsZene organisierte das Ereignis und fand in der HT Troplast und der Stadt Troisdorf die wichtigsten Sponsoren. Da dieses Kunstwerk aus sparsam bearbeiteten Granitblöcken vermutlich am längsten an die Landeskulturtage erinnern wird, möchte ich erstmals die Inschrift auf dem Gedenkstein veröffentlichen. Denn der „Ort der Erinnerung" wurde zwar schon mehrfach erwähnt und sogar interpretiert, so von Pauline Liesen in „Troisdorf – Kunst im öffentlichen Raum". Aber Guerras Text kam dabei nicht zur Geltung. Einer der Gründe war vermutlich, dass eine Italienerin, die Guerras Text übersetzt hatte, Fehler machte, die das Verständnis der Verse erschweren. Zum leichteren Verständnis veröffentliche ich hier den korrigierten Text, ergänzt um Groß- und Kleinschreibung und Zeichensetzung:

Dank

Dies sind keine Worte,
mit bösem Sinn
der Schattentage und des seidenen Fadens
der Sanftmut zu gedenken,
der zwischen den Menschen zerriss.
Sie wollen vielmehr der Fantasie danken,
die trotz allem in unseren Köpfen war,
sodass wir aushielten und
zurückkehren konnten
ins süße Land der Kindheit.

Tonino Guerra
Ehemaliger Zwangsarbeiter in Troisdorf

Foto: P. Haas

Ort der Erinnerung von Victor Bonato

Ich bin überzeugt, dass nicht nur die erwähnten „handgreiflichen" Gegenstände nach 25 Jahren Landeskulturtage weiter existieren. Geblieben sind sicher auch und vor allem Erinnerungen an fast einhundert Herz und Verstand beglückende und ergreifende Ereignisse in 16 Tagen. Ein wenig hoffe ich auch, dass es gelungen ist, Menschen für Kunst zu gewinnen, die ihnen zuvor gleichgültig war.

Sollte es noch Neugründungen und andere Erinnerungen geben, die damals aus den Landeskulturtagen hervorgegangen sind, von mir aber nicht genannt wurden, wäre ich für einen Hinweis dankbar. Gerne würde ich sie nachträglich veröffentlichen. ▮

Quellen:

Klaus Schmitz, Landeskulturtage 1992 in Troisdorf; Troisdorfer Jahresheft 22, 1992

Peter Haas, Eine Rednertribüne als Verbindungssteg, Troisdorfer Jahreheft 41, 2011

NRW Landeskulturtage `92 Troisdorf Kultur vor Ort, Programmheft, Kulturamt der Stadt Troisdorf

Tonino Guerra / Roland Günter, Aufbruch in Troisdorf, Klartext, Essen 1992

Fassadenmalertreffen Troisdorf 1992, Hrsg. Stadt Troisdorf

Sonderpressespiegel II. Fassadenmalertreffen 1992, Hrsg. Stadt Troisdorf Rathaus aktuell

Sonderpressespiegel Landeskulturtage NRW 1992, Kulturamt der Stadt Troisdorf

Textheft „Sieben Bilder einer Stadt Collagetorium aus Troisdorf", TroisdorfsZene, Verein zur Förderung des Kulturlebens

Selim O. Chan-Magomedow, Pioniere der sowjetischen Architektur, Dresden 1983

Karin Hauber

Bläck Fööss, Bier und Budenzauber

Bauernhochzeit in Troisdorf

Der ein oder andere wird sich noch erinnern – die großen Bauernhochzeiten an der Burg Wissem, die als 3-tägiges Volksfest an Pfingsten gefeiert wurden. Bei diesem Fest wurden Brautpaare „mit allem Drum und Dran" verheiratet, und die ganze Stadt und viele Besucher feierten mit einem großen Rahmenprogramm mit.

Foto: privat

Die hauptsächliche Organisation wurde per Vertrag mit dem Veranstaltungsservice volkstümlicher Feste, Harry Owens aus Köln vereinbart. Dieser hatte eine große Schar an Schaustellern, Fahrgeschäften, Varietékünstlern, Artisten und Gauklern unter Vertrag, die auf der Burgwiese für Unterhaltung sorgten. Das weitere Rahmenprogramm mit Musikdarbietungen und Beteiligung der Troisdorfer Vereine unterlag der Stadtverwaltung Troisdorf.

Die erste Bauernhochzeit wurde im Jahre 1979 als großes Volksfest über Pfingsten gefeiert, bei dem sogar zwei Brautpaare in den Stand der Ehe traten.

Dieses Fest, das für und mit den Troisdorfer Bürgern organisiert worden war, wurde ein so großer Erfolg, dass auch in den beiden weiteren Jahren eine solche Veranstaltung geplant und durchgeführt wurde.

Zur Zeit der zweiten Bauernhochzeit (1980) hatte ich gerade erst meine Laufbahn bei der Stadt Troisdorf begonnen und war nur am Rande zur Unterstützung des Amtsleiters bei der Organisation behilflich und eingesetzt.

Erst bei der dritten Veranstaltung war ich wirklich „mit von der Partie" und für viele organisatorische Abwicklungen und Abläufe zuständig und kann so über viele Einzelheiten der Bauernhochzeit berichten.

Die ersten Überlegungen wurden bereits im Januar 1981 im Kulturausschuss heiß diskutiert. Sollte es eine weitere Veranstaltung dieser Art in diesem Jahr geben, sind genügend finanzielle Mittel vorhanden, braucht man einen professionellen Veranstalter, wie und in welcher Weise sollen die Troisdorfer Vereine beteiligt werden? Letztendlich hat man sich in der Politik auf ein weiteres Fest in Zusammenarbeit mit der Firma Owens und unter Beteiligung der Troisdorfer Vereine verständigt. Mit der umfangreichen Organisation konnte begonnen werden.

Das wichtigste für eine Bauernhochzeit ist natürlich ein Brautpaar. Um dies zu finden, wurde in den Troisdorfer Zeitungen ein Aufruf gestartet, in dem sich Brautpaare bei der Stadtverwaltung um die Teilnahme als Brautpaar bewerben konnten. Jedes Jahr fand sich eine Vielzahl von Bewerbern, die dann zu einem ersten Vorstellungsgespräch eingeladen wurden. Beide Seiten trugen hier ihre Vorstellungen über den Ablauf des Geschehens vor, in dem auch die Rahmenbedingungen aufgezeigt wurden. Das ein oder andere Brautpaar zog nach diesen Gesprächen seine Bewerbung zurück, da man sich das Fest anders vorgestellt hatte.

Im Jahr 1981 wurde das Hochzeitspaar Frank Franzkowiak und Rosalia Steinringer ausgewählt, die während des 3-tägigen Volksfestes ihre Hochzeit feiern wollten.

Nachdem die Hauptpersonen auserkoren waren, wurden mit den Brautleuten und den Eltern die näheren Einzelheiten des eigentlichen Hochzeitsfestes besprochen. Wie sollte der organisatorische Ablauf sein, auf welche Personenzahl sollte die Hochzeitsgesellschaft begrenzt werden, wie groß sollte der finanzielle Rahmen sein und welche Kosten wären durch das Hochzeitspaar zu zahlen.

Der Ablauf der Festivitäten sollte sich wie folgt gestalten:

Samstags war der Termin für die standesamtliche Trauung im Standesamt der Burg Wissem vorgesehen. Samstagabend sollte der Polterabend im Festzelt für die geladenen Gäste stattfinden, und für sonntags war die kirchliche Trauung in der Johanneskirche in Troisdorf-Mitte mit anschließendem Festumzug zur Burg Wissem geplant. Für den krönenden Abschluss am Pfingstmontag waren ein Konzert mit der Gruppe „Black Fööss" sowie ein großes Feuerwerk vorgesehen.

An allen Tagen waren neben dem Programm des Veranstalters Harry Owens verschiedene Auftritte Troisdorfer Vereine und Musikgruppen geplant, die im Rahmen des Volksfestes die Besucher unterhalten sollten.

Nachdem die äußeren groben Planungen fest standen, ging es danach an die Organisation der vielen einzelnen Positionen, die solch eine große Veranstaltung mit sich brachte.

Zu diesem Zweck wurde eine sogenannte Checkliste erstellt, in der die einzelnen organisatorischen Schritte eingetragen wurden. Weiterhin wurde notiert, wer für das ein oder andere Thema verantwortlich war, bis zu welchem Zeitpunkt die verschiedenen Angelegenheiten erledigt sein mussten und die entsprechenden Erledigungsvermerke. Es gab eine Menge zu tun. Vereine wurden bezüglich ihrer Beteiligung / Auftritte angeschrieben, ein großes Zelt bestellt, Absprachen mit einem ansässigen Caterer getroffen und das große Abschlussfeuerwerk organisiert, um nur einige Dinge zu nennen.

Zu einer Bauernhochzeit gehörte natürlich auch die entsprechende Ausstattung eines Bauernhofes und so wurden allerlei Gerätschaften auf den Burghof gekarrt. Das Prunkstück bildete der große „Misthaufen", der aus Strohballen errichtet worden war und auf dem ein stolzer ausgestopfter Hahn prangte. Und – wie auch schon in den Jahren zuvor fand der Hahn sehr schnell seine Liebhaber/innen und war schon recht zügig von seinem luftigen Platz verschwunden.

Auf dem übrigen Gelände der Burgwiesen machten sich die Schausteller mit ihren Fahrgeschäften, Gaukler und Artisten breit, die in der Regie der Firma Owens standen. Selbstverständlich durften auch die diversen Getränke- und Imbissbuden nicht fehlen, die mit Mutters oder Omas Geheimrezepten ihre Kochkünste anpriesen.

Die Zeit der Vorbereitung verging wie im Fluge und bald schon stand das große Ereignis im Juni zu Pfingsten bevor.

Eröffnet wurde das Volksfest durch den damaligen Bürgermeister Hans Jaax, der bereitwillig ein

Foto: privat

Fass Freibier anschlug, welches schnell zu den Klängen einer einheimischen Trachtengruppe seine Abnehmer fand. Die bunten Jahrmarktsbuden öffneten dazu ihre Pforten und die Fahrgeschäfte in nostalgischem Flair drehten ihre Runden.

Das Brautpaar hingegen gab sich im alten Standesamt der Burg Wissem unter den Augen der Hochzeitsgesellschaft das Jawort. Beim Austritt auf die Freitreppe der Burg wurden sie stürmisch und unter Applaus der Besucher des Festes empfangen. Bürgermeister Jaax gehörte zu den ersten Gratulanten und überreichte dem Hochzeitspaar einen Kupferteller mit einem Brautpaar und den Initialen der Hochzeitsleute, den der Troisdorfer ehemalige Rektor Maas in Handarbeit gefertigt hatte.

Danach ließen es sich die Eheleute Franzkowiak nicht nehmen, auf der Wiese neben der Burg Wissem einen Baum zu pflanzen, so wie es der ehrwürdige Brauch kund tut.

Der Abend stand ganz im Zeichen des Polterabends. Für das frisch getraute Paar und seine Gäste war eigens ein Zelt an der alten Remise aufgebaut worden, in dem man sich zum Feiern versammelte. Gepoltert wurde jedoch im Burghof mit reichlich Porzellan und allerhand Papiergeschnetzeltem. Die Brautleute hatten alle Hände voll zu tun und schwenkten eifrig den Kehrbesen. Die Musikgruppe „Petite Fleur“ spielte am Abend zur Unterhaltung aller auf und viele schwenkten das Tanzbein zu fetziger Livemusik.

Am Sonntag war dann der große Tag gekommen – die kirchliche Hochzeit stand bevor. Standesgemäß wurde die Braut zu Hause mit einer weißen Pferdekutsche abgeholt und zur Johanneskirche in die Innenstadt gebracht. Hier hatten sich außer der Hochzeitsgesellschaft auch schon einige Zuschauer versammelt, die das Geschehen verfolgten. Der damalige Pfarrer Groß hatte sich bereit erklärt, die kirchliche Trauung am Pfingstsonntag zu vollziehen. Dafür hatte er sich eigens einen Beschluss des Presbyteriums eingeholt, da an solch hohen kirchlichen Feiertagen eigentlich keine kirchlichen Hochzeiten durchgeführt wurden.

Nach der Zeremonie erwarteten viele Schaulustige mit großem Applaus das Brautpaar. Nach den

Foto: privat

ersten Glückwünschen und Hochrufen konnte das frisch getraute Paar die weiße Kutsche besteigen und eskortiert von Polizei, Reiterstaffel und Ehrengästen den Festumzug zum Gelände der Burg Wissem antreten.

Hier wurden Sie bereits vom stellvertretenden Bürgermeister Maringer und Stadtdirektor Gerhardus sowie einer großen Besucherschar erwartet, die es sich nicht nehmen ließen, die Hochzeitsgesellschaft zu begrüßen und dem Brautpaar zu gratulieren. Das frisch getraute Ehepaar begab sich sodann zum Hochzeitsmahl ins Zelt – es gab Suppe und Geflügelcocktail zur Vorspeise, Rinder- und Schweinebraten mit Gemüse- und Salatplatte zum Hauptgang und zur Nachspeise Zitronencreme. Derweil amüsierten sich die Besucher des Volksfestes beim „Hau den Lukas", schauten dem Glasbläser bei der Arbeit zu oder ließen sich von der „Wahrsagerin Medusa" Geschichten erzählen. Auch die Brautleute mit ihren Gästen mischten sich am Nachmittag unters Besuchervolk und drehten ein Paar Runden auf dem alten Holzschaukelpferdkarussell. Bis in die späten Abendstunden wurde ausgiebig im Zelt und auf dem Festgelände gefeiert.

Auch am Montag zog das Volksfest wieder Scharen von Besuchern aus Nah und Fern an, die sich auf der Burgwiese vergnügten und es sich an den vielen Imbissständen und Getränkebuden schmecken ließen.

Der Höhepunkt des Tages war ohne Frage das Konzert mit den „Bläck Fööss" im Burghof. Sie waren auch mit ihrem Lied vom „Buuredanz" die Namensgeber des Troisdorfer Volksfestes. Allerdings war es so knubbelvoll, dass man den Vers-Strophen des Liedes „… links eröm, rächs eröm…" nicht Folge leisten konnte. Die geschätzten 10.000 Besucher hatten trotzdem ihren Spaß und sangen aus vollen Kehlen mit.

Den Schlusspunkt unter das 3-tägige Fest setzte ein großes buntes Feuerwerk, durchgeführt von einem Feuerwerker der Bundeswehr.

Als Resümee konnten die Eheleute Franzkowiak festhalten: Schön war's… aber auch sehr anstrengend.

Das konnte ich nur unterstreichen. Für mich war die Zeit der Organisation und auch der Durchführung der Veranstaltung mit vielen Anstrengungen und Überstunden verbunden. Wie bei jedem großen Fest lief natürlich nicht alles reibungslos. Immer gab es irgendwo irgendwelche Schwierigkeiten, musste noch irgendwas improvisiert werden. Ganz besonders ist mir dabei noch immer ein Beispiel vor Augen.

In der Mitte des Burghofs war mit Strohballen ein hoher „Misthaufen" aufgebaut worden. Und wie Kinder so sind, wurde dieser sogleich erklommen und auseinander gezerrt. Es dauerte nicht lange und das Stroh war auf dem ganzen Burghof und auch dem angrenzenden Burgweiher verstreut, so dass nicht mehr zu erkennen war, ob es sich um festen Boden- oder Wasseruntergrund handelte. Als ich die Lage erkannt hatte, bat ich die Kollegen vom Bauhof den Burgweiher mit rotem Flatterband abzuschirmen. Diese hatten jedoch kein Absperrband zur Hand und hatten auch nicht wirklich Lust, auf dem Bauhof welches zu besorgen. Ich als neue und junge Kollegin Anfang 20 hatte Mühe, mich bei den „gestandenen Männern" durchzusetzen und wurde entsprechend belächelt. Dies änderte sich jedoch schlagartig, als just in diesem Moment das erste Kind ins Wasser fiel. Glücklicherweise sprang der Vater des Kindes sofort hinterher und konnte so Schlimmeres verhindern. Dass anschließend das Absperrband besorgt wurde, versteht sich von selbst.

Auch mit den vielfältigen Beschwerden über die Lautstärke der verschiedenen musikalischen Darbietungen musste man sich vor Ort auseinander setzen, was ebenfalls nicht immer einfach war.

Alles in allem jedoch hatte es auch mir viel Spaß gemacht, ein solches Fest auf die Beine zu stellen, und die positive Resonanz ließ mich die vielfältigen Strapazen vergessen.

Eine Anekdote noch zum Schluss: Nach Abschluss des Feuerwerks am Veranstaltungsende saßen wir noch mit Harry Owens in seinem Bauwagen und ließen die letzten 3 Tage noch einmal Revue passieren. Zum Schluss unseres Gesprächs bot mir Herr Owens einen gut bezahlten Job in seiner Firma in Köln an. Er würde demnächst die meiste Zeit in Berlin verbringen, um dort das „Traumtheater Salomé" aufzubauen und bräuchte jemanden für die Organisation vor Ort in Köln.

Nach kurzer Überlegung lehnte ich aus verschiedenen Gründen das nette Angebot jedoch dankend ab.

Irgendwann in den Folgejahren ergab es sich, dass Harry Owens auf dem Flughafen in Köln / Bonn durch einen Zufall meinen Vater – der dort arbeitete und Flugscheinkontrollen durchführte – kennenlernte und er sich nach mir erkundigte. Er hatte zwischenzeitlich in Berlin sein neues Projekt aufgebaut und reiste damit durch Deutschland.

Zu seiner Premierenfeier in Köln auf einem Schiff erhielt ich ein nettes Schreiben und zwei Ehrenkarten zur Aufführung des Traumtheaters Salomé.

Wie heißt es doch so schön im Volksmund: Die Welt ist ein Dorf. ▮

Hans Luhmer

In Memoriam Paul Henseler

Ich lernte Paul Henseler in der Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts kennen. Vorausgegangen war eine „Verwaltungsreform" innerhalb der Stadtverwaltung Troisdorf, die mir die Aufgabe bescherte, für das Erscheinen der Troisdorfer Jahreshefte zu sorgen.

Die Autorengruppe, die ich zu betreuen hatte, setzte sich im wesentlichen zusammen aus Mitgliedern des Arbeitskreises Troisdorfer Jahreshefte und aus Mitgliedern des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf. Zu diesem Verein gehörte eben Paul Henseler.

Die ohne Zweifel streitbarsten Angehörigen der Autorenmannschaft kamen aus Menden und wohnten nur ein paar hundert Meter voneinander entfernt. Sicher ein bemerkenswerter geographischer Zufall. Der eine war Karlheinz Ossendorf, der andere Paul Henseler.

Paul Henseler war unnachgiebig und unerbittlich, wenn es darum ging, über grammatikalische oder inhaltliche Abweichungen von der reinen Lehre und Wissenschaft in seinen eingereichten Manuskripten zu verhandeln.

So schickte mich der Redakteur Helmut Schulte ab und an als Emmissionär nach Menden in das Henselersche Wohnzimmer. Dort gab es neben Diskussionen Kaffee und Plätzchen. Empfangen wurde ich in der Regel mit dem Satz: „Herr Luhmer, wat jibt et neues?" In der Sache gab es dann von seiner Seite zunächst kleine Zugeständnisse, schon allein deshalb, weil jemand wie er, der 15 Jahre im Vorzimmer von zwei Bundeskanzlern gesessen hatte, eigentlich keine Fehler machen konnte. Ich hatte jedoch einen Trumpf im Ärmel, der jedes Mal stach. Mein Onkel Kaspar Luhmer, ehem. Studiendirektor am Anno Gymnasium in Siegburg, war Jahrzehnte zuvor sein Abilehrer.

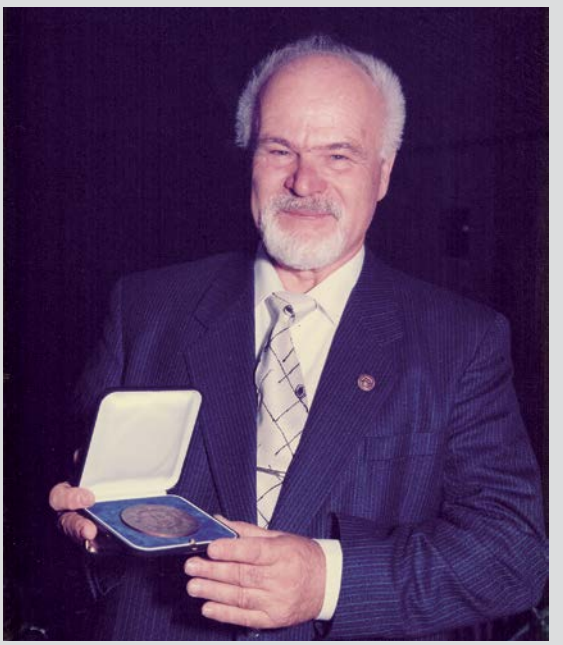
Je mehr wir uns in die vergangene Pennälerwelt versetzen, umso mehr entspannten sich seine Gesichtszüge und produzierten ein versonnenes Lächeln. Sein Widerstand schmolz dahin.

Paul Henseler war ein rastloser und unermüdlicher Heimatforscher und Autor. Die Aufzählung seiner zahlreichen Veröffentlichungen verdiente einen Sonderbeitrag in den Troisdorfer Jahresheften.

So muss ich mich jedoch in seinem Nachruf darauf beschränken einige Quellen aufzuführen, bei denen man seine Aufsätze nachlesen kann:

Heimatblätter des Siegkreises; Archiv für Deutsche Postgeschichte; Rheinisch-Bergischer Kalender; Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises; Sankt Augustin, Beiträge zur Stadtgeschichte; Troisdorfer Jahreshefte; Heimatblätter Neunkirchen-Seelscheid; Veröffentlichung des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf, Nr. 13.

Erwähnenswert seine Zusammenarbeit mit Pater Gabriel Busch in den Monographien: Kapellenkranz um den Michaelsberg oder Alte Kirchen um den Michaelsberg. Natürlich konnten Paul Henselers literarische Aktivitäten in der Region nicht verborgen bleiben und so wurde er 1997 für seine Verdienste um die rheinische Kultur und Heimatpflege mit dem Rheinlandtaler ausgezeichnet.



Ich habe Paul Henseler respektiert, weil er sich mit Leib und Seele der Erforschung und Darstellung der Heimatgeschichte verschrieben hatte. Gemocht habe ich seine knorrige und verschmitzte Art und Weise. Leider ist er am 20. Januar 2017 im Alter von 86 verstorben. ∎

Peter Haas

Nachruf auf Hermann Müller

Eines der aktivsten Mitglieder des Heimat- und Geschichtsvereins lebt nicht mehr. Hermann Müller ist am 9. Februar 2017 nach langer Krankheit gestorben. Trotz seiner Leiden war er bis zu seinem Tod unermüdlich aktiv und ständig auf der Suche nach originellen historischen Themen aus unserer Ortsgeschichte. Noch in seinen letzten Lebenstagen hat er unter dem Titel „Einfältiges Bedenken" einen Beitrag zum 500-jährigen Jubiläum der Reformation in unserer Region geschrieben, der parallel zu diesem Nachruf in diesem Jahresheft erscheint.

Hermann Müller wurde am 28. Mai 1939 in Beuel geboren und besuchte von 1946 bis 52 die katholische Volksschule in seinem Geburtsort. Anschließend wechselte er zum Collegium Josefinum (CoJoBo), dem Jungengymnasium der Redemptoristen auf der Josefshöhe im Bonner Norden, wo er 1961 das Abitur machte. Nach einem Jahr als Novize bei den Redemptoristen in Trier studierte er ein weiteres Jahr an deren Hochschule in Hennef. Danach wechselte er zur Pädagogischen Hochschule Bonn, um Volksschullehrer zu werden.

Seit 1965 arbeitete er an der Hauptschule Oberlar. Später war er bis zu seinem Ruhestand im Jahre 2001 an der Hauptschule Sieglar. Da er bei den Redemptoristen viel Theologie kennengelernt hatte, lag es nahe, dass er die Lehrbefähigung zum Religionsunterricht anstrebte und erhielt. Ansonsten war es ihm sehr wichtig, seinen Schülern möglichst viele konkrete Fähigkeiten und Fertigkeiten zu vermitteln. So wurde er Fachberater für Verkehrsunterricht im Rhein-Sieg-Kreis.

Im Januar 1967 heiratete er Elisabeth Mandt, die er mit drei Töchtern und fünf Enkeln hinterlassen hat. Neben seiner Familie widmete er sich viele Stunden seiner freien Zeit der heimatlichen Pfarrgemeinde. Fast 60 Jahre war er Mitglied des Kirchenchores. Viele Stunden und Tage kümmerte er sich jahrelang um das Sieglarer Pfarrarchiv. Er strahlte über das ganze Gesicht, wenn er wieder einmal Gelegenheit hatte zu erzählen, wie es 1908 den Kriegsdorfern mit ihrem Kirchbauverein gelang, gegen den Willen des Sieglarer Pfarrers ihr eigenes Gotteshaus zu bauen. Diesen Vorgang schilderte er natürlich 1999 auch im Troisdorfer Jahresheft unter dem Titel „Kriegsdorf und der Hl. Antonius."

Hermann Müller war – wie übrigens auch ich – schon am 1. November 1986, zwei Monate nach seiner Gründung, dem Heimat- und Geschichtsverein beigetreten. Ich hatte noch andere Gemeinsamkeiten mit ihm. Ich wurde wie er im Beueler Krankenhaus geboren, und unsere Väter – beide fromme Katholiken – waren beide gegen ihren Willen als Soldaten in den Krieg befohlen und gezwungen worden, sich an dem sinnlosen und grausamen Geschehen in Russland zu beteiligen. Die Erinnerung daran und an ihre glückliche Heimkehr hat mich bis heute immer wieder beschäftigt. Hermann scheint es nicht wesentlich anders ergangen zu sein. Für die Erinnerung an ein anderes Ereignis im Krieg ließ er sich so lange Zeit, bis dessen 50. Jahrestag erreicht war. Es war sein Beitrag „Lachend in den Tod – Ende eines Tagesausflugs am 7. 9. 1941" im Troisdorfer Jahresheft von 1991. Darin schilderte er umfassend und akribisch eine geplante Tagesfahrt von 800 Personen der DAG mit einem Dampfschiff ab Bonn. Als die Landebrücke dem Ansturm nicht standhielt und zerbrach, starben zahlreiche Menschen bei einer eigentlich friedlichen Tätigkeit mitten im Krieg einen sinnlosen Tod.

Aus ortsgeschichtlicher Sicht dürfte „Das Sieglarer Pastorat bis 1583" sein wichtigster Beitrag sein, abgedruckt im Troisdorfer Jahresheft von 2013. Nach ausführlichem Quellenstudium kam er zu einem Ergebnis, das auch heute noch den allermeisten Menschen in Sieglar ungläubiges Staunen abverlangen wird, wenn sie es zur Kenntnis nehmen: „Das erste Sieglarer Pfarrhaus lag auf dem heutigen Grundstück des Schulzentrums Sieglar" (TJH 43, S. 77).

Hermann Müllers Tod hinterlässt in unserem Verein eine Lücke, die absehbar auf lange Zeit nicht zu füllen sein wird. ▮

Hans Luhmer

In Memoriam Studiendirektor i. R. Joachim Schmidt

Lange liegt es zurück, da schüttelte mir im Stadtarchiv ein schlanker, sehr beredter Mittsechziger die Hand.

„Mein Name ist Joachim Schmidt. Ich betreue die schulgeschichtliche Sammlung im Berufskolleg Sieglar. Dort war ich lange Jahre Lehrer."

Dann folgte eine nicht enden wollende Beschreibung besagter Sammlung, die ich nur abkürzen konnte, indem ich einen Besuchstermin mit ihm in der Sammlung vereinbarte.

Als es dann soweit war, stand ich unvermittelt mit Joachim Schmidt in einem „nachgestellten" historischen Klassenzimmer „etwa aus dem Jahre 1925" in einem modernen Schulkomplex; das war also seine Sammlung. Der Raum war vollgestopft mit Einrichtungsgegenständen und Lehrmitteln aus vergangenen Zeiten. Mit fast liebevoller Sorgfalt zeigte er mir Stück für Stück.

Das beherrschende Element im Raum war jedoch Joachim Schmidt. Er hatte sich inzwischen mit langem schwarzen Gehrock und eindrucksvollem Zeigestock als „Schulmeister" hergerichtet.

Er präsentierte für mich das Bühnenstück „Unterricht à la Feuerzangenbowle". Seine Bewegungen waren sparsam, seine Fragen und Antworten kurz; alles in allem eine Respekt einflößende Persönlichkeit. Auf die Tafel schrieb er mit Kreide und in Sütterlin. Die Kommunikation mit dem imaginären Schüler war ein Ritual aus Zuhören und Gehorchen.

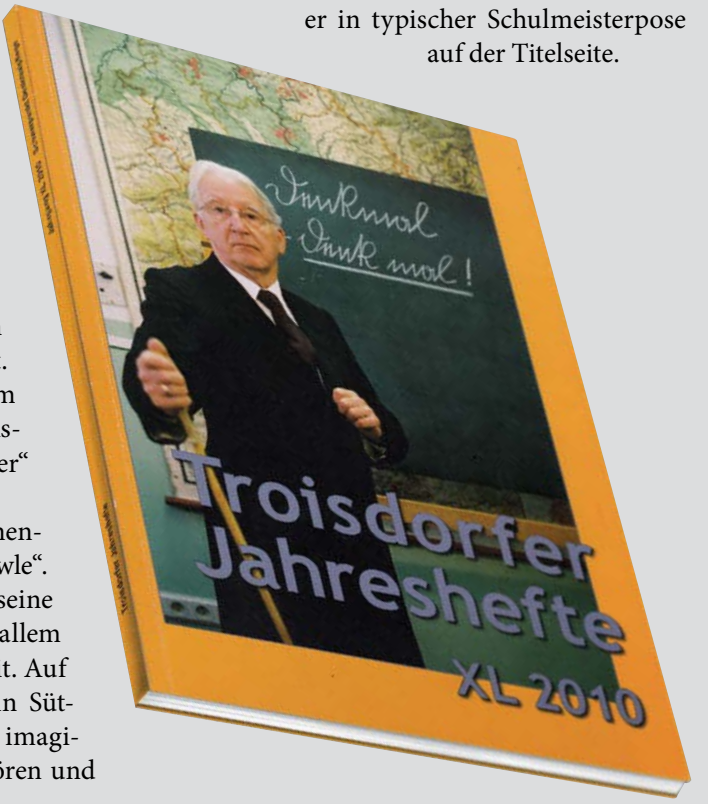
Da stand plötzlich die längst vergessene Lehrerpersönlichkeit meiner Kindheit vor mir. Nach dem Ende der Vorstellung hatten wir noch häufiger miteinander Kontakt.

Aus manchem Schulkeller, den ich als Stadtarchivar leerräumen musste, gingen Utensilien an seine Sammlung, ebenso wie alte Schulbücher, die über Nachlässe dem Archiv zukamen.

Wenn ich gefragt wurde, wie man einer Gruppe von Menschen auf spielerische Weise Zeit- und Alltagsgeschichte vermitteln könne, antwortete ich stets: „Besuchen Sie eine ‚Schulstunde' bei Joachim Schmidt."

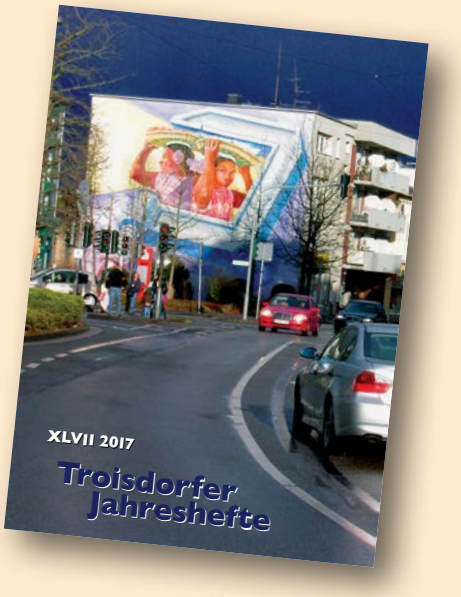
2003 war Joachim Schmidt am Ziel seiner Wünsche und Anstrengungen, das „Historische Klassenzimmer" wurde in einer eindrucksvollen Feier förmlich eröffnet.

Im Jahre 2010 schrieb er über sein Lebenswerk, das Historische Klassenzimmer, einen Aufsatz im Troisdorfer Jahresheft. Dort steht er in typischer Schulmeisterpose auf der Titelseite.



Am 21. 4. 2017 ist Joachim Schmidt verstorben. Ich möchte den Nachruf schließen mit einem Zitat aus dem Film „Die Feuerzangenbowle", das auch von ihm hätte stammen können:

„Aber, Herr Professor, wegen dem Schild!" – „Es heißt ‚wegen des Schildes!'"



Autoren, Fotografen und Illustratoren

Yvonne Andres-Péruche
Troisdorf-Eschmar

Dr. Norbert Berndtsen
Troisdorf-Eschmar

Karl Dahm
Troisdorf

Peter Haas
Troisdorf

Karin Hauber
Troisdorf-Rotter See

Dr. Jörg Hemptenmacher
Troisdorf

Thomas Ley
Troisdorf-Friedrich Wilhelmshütte

Hans Luhmer
Bonn-Holzlar

Francesca Mailandt
Hennef

Adele Müller
Troisdorf

Heribert Müller
Troisdorf-Eschmar

Hermann W. Müller †
Troisdorf-Kriegsdorf

Wilhelm Müller
Troisdorf

Dr. Hanns G. Noppeney
Troisdorf

Hans Günther Rottland
Siegburg

Ingo Zöllich
Troisdorf-Friedrich Wilhemshütte

Impressionen aus Kriegsdorf

9,80 €